BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

Ex donat. Molliana.

<36700019390013
<36700019390013
Bayer. Staatsbibliothek

Ital. 197^n - 1

Geheime und kritische Nachrichten von Italien

nebst einem Gemälde der Höfe, Regierungen und Sitten der vornehmsten Staaten dieses Landes.

Von

Joseph Gorani,

französischem Bürger.

Des Tyrans, trop-longtems, nous fûmes les Victimes,
Trop-longtems on a mis un voile sur leurs crimes,
Je vais les dechirer . . . .

Aus dem Französischen übersetzt.

Frankfurt und Leipzig

1794.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nachricht.

Der Uebersetzer hat geglaubt, daß er dem deutschen Publikum nichts Wesentliches vorenthielte, wenn er die Vorrede des Französischen Verfassers wegließ, die fast nichts als Aeußerungen neufränkischer republikanischer Grundsätze enthält, welche er im Tone der französischen Gesetzgeber, mit Lucifers Stolze vorträgt, und die einem deutschen Patrioten keine befriedigende Unterhaltung gewähren können. Uebrigens aber wird der Leser in dem Geschichtsinhalte dieses Buches reichen Stoff finden,

und das Geschick segnen, das ihm in einem Lande sein Dasein gab, wo kein Vorbild zu solchen Kopien vorhanden ist, als man hier findet; wo kein Druck, keine Herrschsucht die geringere Klasse mit Füßen tritt; wo weise Gesetze dem Bürger vernünftige Freiheit gestatten; wo die beglückende Religion in Ehren gehalten wird; und wo, wenn sich ja irgendwo, wie bei allen menschlichen Einrichtungen, Mißbräuche einschleichen, gütige Fürsten und wohlwollende einsichtsvolle Minister die größte und preiswürdigste Geneigtheit zeigen, ihnen abzuhelfen.

Weg von Rom nach Neapel.

Auf dem Wege von Rom nach Neapel und Brindisi, durch den Kirchenstaat und beide Sicilien, wird dem Philosophen, der in der römischen Geschichte und den alten Klassikern bewandert ist, jede Stelle interessant. Ich hatte einen starken Büchervorrath bei mir im Wagen; ich nahm bald das eine, bald das andre zur Hand, besonders aber solche, die von Oertern, durch die ich eben gieng, handelten. Bei dieser Beschäftigung verstrichen mir zwei Tage höchst angenehm; und ganz in meiner Lektüre vertieft, bekümmerte ich mich wenig darum, ob die Herbergen, die mir unterwegens aufstießen, gut oder schlecht waren.

Ich dachte oft an Cicero, als er nach Sicilien reisete, als er zum Statthalter desselben ernannt war; oder als er daher zurück kam, und sehr verwundert war, daß weder von ihm, noch seiner Statthalterschaft geredet wurde. Endlich dachte ich mir diesen großen Mann, wie er in sein Exilium mit einer so ganz unphilosophischen Traurigkeit wanderte,

und wie er darauf seine Wiederberufung nach Rom mit so großer Freude vernahm. Warum, sagte ich bei mir selbst, ertrug dieser große Geist, der sein Vaterland gerettet hatte, warum ertrug er sein Unglück nicht mit Würde? Sollte ihn das beruhigende Zeugniß seines Gewissens nicht über jeglichen Verlust haben trösten können, und ihm Würden und Vaterland ersetzt haben?

Nie hat mich die Lektüre der Dichter unterrichtender noch angenehmer als auf dieser Reise geschienen. Besonders zog das Gemälde römischer Sitten, die Juvenal so kraftvoll schildert, und Horazens Feinheit, bei eben diesem Gegenstande, meine Aufmerksamkeit auf sich; am meisten gefiel ich mir aber mit dem Liebling des Mecänas; ich begleitete ihn auf seiner Reise mit seinem Gönner, mit Coccejus, dem guten Virgil und noch andern, als sie nach Brindisi giengen, um dort über die Versöhnung des Oktavius und Markus Antonius zu verhandeln.

Mit spähendem Blicke untersuchte ich die ehemals so berühmten Oerter, die jetzt so herabgewürdiget sind, daß auch nicht die kleinste Spur von dem was sie vor achtzehn hundert Jahren waren, mehr zu entdecken ist. Man wird versucht zu glauben, die Verfasser täuschen uns, wenn man da kaum elende Ueber=

bleibsel der Wohnörter und Gebäude antrift, von welchen sie uns so glänzende Beschreibungen hinterlassen haben.

Vor meiner Abreise von Rom hatte mir der Prälat Caraffa di Stiliano, ein Neapolitaner, und ein sehr liebenswürdiger Mann, der zu der geringen Anzahl instruiter Prälaten gehört, viel von dem Hafen von Brindisi vorgesagt. Er hatte so eben dieses Land durchreiset; von ihm erfuhr ich, daß dieser ehedem so berühmte Hafen, von wo des Oktavius Flotte auslief, um die des Markus Antonius bei Actium zu schlagen, jetzt in einem so schlechten Zustande sei, daß auch kein Argwohn aufkommen könne, dieser Hafen sei einer der ansehnlichsten der römischen Republik gewesen.

Als ich durch Albano gekommen war, welches viele Alterthümer aufbewahrt, die ich zweimal besucht hatte, um sie aufmerksam zu untersuchen, jetzt aber weiter nicht erwähne, um mich nicht von dem Ziele dieses ganz patriotischen Werkes zu entfernen, nahm ich den Weg auf Velletri, und blieb, meine Neugier zu befriedigen, zwei Tage in dieser Stadt. Sie liegt auf einem Hügel, und gewährt eine weite Aussicht über Rom, und zugleich auch über die pontinischen Sümpfe. Velletri ist heut zu Tage der Sitz eines Bischofes; sonst war sie eine der vornehmsten Städte der Volsker, und war un-

ter römischer Bothmäßigkeit sehr blühend. Auch in ihrem jetzigen gesunknen Zustande hat sie noch sehr schöne Palläste. Viele Kardinäle und Prälaten, auch andre Vornehme, bringen hier die Vakanzen zu, die von der Mitte des Septembers bis zu Anfange des Novembers währen; zu der Zeit ist dieser Ort glänzend, wie es Albano, Tivoli, Fraskati u. s. w. sind. Zu dieser Jahreszeit bieten diese Städte eine Ansicht von Reichthum und Wohlhabenheit dar, da in den andern Jahrszeiten nur die Stille der Armuth daselbst herrschet. Der Pallast Ginetti ist der schönste in Velletri. Es giebt hier große Gärten, mit immergrünenden Gängen, Springbrunnen und Wasserfällen. Auf dem ansehnlichsten Platze in Velletri steht die schöne Statue des Pabstes Urban des Achten.

Von Velletri reisete ich grade bis la Cisterna. Dieses ist ein ziemlich großer Flecken, und gehört dem römischen Prinzen Sermonetta, der in Rom durch den besondern Schutz, den er immer den schönen Künsten angedeihen ließ, so bekannt ist. Er besitzt in diesem Flecken ein sehr großes Schloß, dessen Façade dem großen Platze gegenüber ist. Zur Linken dieses Schlosses ist ein unermeßlich großes Getreidemagazin, dem man, wie dem zu Rom, den schönen Nahmen Ueberfluß gegeben hat, obschon diese Vorrathshäuser eine der Hauptursachen

des Verfalles des Ackerbaues in allen diesen Staaten sind, durch die Herabsetzung der Preise solcher Lebensmittel, die zum ersten Lebensbedürfnisse gehören.

Der Flecken la Cisterna liegt drei und zwanzig Meilen von Rom. Obgleich die Pontinischen Sümpfe volle fünf bis sechs Meilen von hier ab liegen, so kann man doch sagen, daß sie hier eigentlich anfangen. Wenn man aus Cisterna kommt, und sich gegen diese Sümpfe wendet, so findet man nichts als Wiesen die mit Wasserpflanzen, und solchen Kräutern, die an morastigen Oertern wachsen, bedeckt sind. Die Weide ist dem Büffelochsen zuträglicher, als dem gewöhnlichen Rindviehe und den Schaafen. Der Büffel hat ein wildes Ansehen; allein man kann sich ihm nähern, ohne daß er das geringste Anzeichen von Wildheit gäbe. Diese Moräste fangen vier Meilen von Cisterna an, wenn man von Rom aus dahin reiset.

Die Pontinischen Sümpfe.

Der Strich Landes, welcher die Pontinischen Sümpfe genannt wird, ist die Gegend zwischen Torre del Ponte, und Terracina. Torre del Ponte liegt funfzehn oder sechszehn Meilen von der Stadt Velletri, und man legt

diesen Weg in zwei Stationen zurück, die in diesem Lande zu sieben auch acht Meilen gerechnet werden. Die Stationen in den Morästen sind kürzer, als die andern im Kirchenstaate, und betragen nur sechs Meilen. Die Pontinischen Sümpfe sind vier und zwanzig Meilen lang, und man durchreiset sie sehr schnell, auf einer prächtigen, breiten, wohlgepflasterten und gut unterhaltnen Chaussee. Ihre Breite ist sehr ungleich, und beträgt von fünf bis auf vierzehn Meilen; an einigen Stellen ist sie auch nur drei Meilen. Man trift keine andre Häuser an, als die, wo die Pferde gewechselt werden. Neben diesen sind Vorrathshäuser zu Brennholz, Nutzholz, und Haufen Kalksteine, die nach Neapel versendet werden.

Allerwegen sieht man Kanäle von unterschiedlicher Breite, um die auf allen Seiten überfließende Gewässer aufzunehmen. Diese Kanäle sind an dem Fuße der Berge, oder auf den Bergen selbst gegraben, und in der Richtung vom Morgen gegen Abend. Viele dieser Kanäle tragen Schiffe, die ins Meer gehen, das nicht beträchtlich weit ab ist.

Der große Kanal wird Italienisch linea pia genannt; er hat von Mittag bis Mitternacht eine Länge von fünf und zwanzig Meilen. Er nimmt die Gewässer, die ihm kleinere Kanäle

zuführen, auf, und erstreckt sich von Torre del Ponte, und wohl noch eine Station vorher, bis nach Terracina. Auf diesem schönen, allerwegen schiffbaren Kanal können zwei Schiffe geräumig einander vorüber fahren. Es sind auch verschiedne feste Brücken darüber, von einer Art Marmor der Travertin heißt, gebauet.

Zu Bologna ist der Entwurf, die Pontinischen Sümpfe auszutrocknen, zuerst gemacht worden. Eustachius Zanotti, ein gelehrter Bologneser, machte vor verschiednen Jahren den Plan zur Ausführung. Er war nie zur Stelle gewesen, und arbeitete nach untreuen Berichten; als er aber nachher sichre Zurechtweisungen erhalten hatte, so benachrichtigte er das Publikum mit aller Offenherzigkeit, daß sein erster Plan gar kein Zutrauen verdiene. Bald nachher starb er. Pius der Sechste wählte den Herrn Rupini, die Austrocknung, die ihm so am Herzen lag, zu bewirken. Rupini folgte den Ideen des Zanotti, ohne ihre große Mangelhaftigkeit zu ahnden. Einige Jahre nachher, als man die Arbeit in Bezug auf die Bolognesischen Gewässer unternahm, trug Pius der Sechste sie dem Ritter Ottilio Arnorsini auf. Dieser wurde von dem Kardinal Buoncompagno, dem die oberste Aufsicht über die Arbeiten aufgetragen war, begünstiget.

Pius der Sechste versteht weder Geometrie noch Hydraulik. Man hatte ihm gesagt, es sei nicht nur möglich, sondern sogar leicht, diese Moräste auszutrocknen, und dieses Unternehmen werde ihm die größte Ehre bei den Zeitgenossen und der Nachwelt machen. Ueberdieß hoffte er, aus diesem großen Striche Landes eine schöne Herrschaft zu machen, mit welcher er die Familie Braschi Onesti belehnen könnte. So wurde dieses durch das vereinigte Interesse des Eigennutzes und der Ehre der Lieblingsentwurf Pius des Sechsten, und der vornehmste Gegenstand seiner Bemühungen. Noch ist er von dieser falschen Vorstellung nicht zurückgekommen, und er ist fest überzeugt, daß durch ausharrende Geduld diese Arbeit endlich gelingen werde. Er besucht alle Jahr diese Moräste, sich selbst von den Fortschritten der Arbeiten zu überzeugen; allein während dieses ganzen Zeitraums hindurch, hat man auch noch nicht einmal eine so geringe Anbauung, wie sie in dem Kirchenstaate betrieben wird, auf mehr als zwei oder drei Meilen zu Stande gebracht.

Wer die Regierung des neuen Roms, dessen Verordnungen, die Art, diese Hauptstadt der christlichen Welt mit Lebensmitteln zu versorgen, und die Polizeieinrichtung, in Absicht der Getreidezufuhr, kennt, weiß auch wohl,

daß es unmöglich ist, die Pontinischen Sümpfe in eine Provinz umzuschaffen. Und wie sollte man Dörfer, Weiler und Meyerhöfe in einem Lande anlegen können, worin es allenthalben an Bewohnern, selbst vor den Thoren von Rom, fehlt; wenn die Ländereien, welche diese Stadt umgeben, unangebauet liegen, da sie mit geringem Aufwande urbar gemacht werden könnten! Und sollte denn auch die Austrocknung der Pontinischen Sümpfe den allerauffallendsten Erfolg haben, was würde denn dadurch für den Ackerbau unter der höllischen Verwaltung der päbstlichen Kammer gewonnen werden, dessen Despotismus ganz dazu gemacht ist, jeden Antrieb von Thätigkeit und Industrie bei den Unterthanen eines gekrönten Priesters zu ersticken! Sie sind schon zu lange derjenigen Freiheit beraubt, ohne welche die Nationen nichts gutes, weises und nützliches hervorzubringen vermögen. Die Pontinischen Sümpfe zu bevölkern, müßte man mit den römischen Ländereien den Anfang machen, und diese werden, so lange sie unter päpstlicher Oberherrschaft schmachten, stets unbevölkert seyn.

Doch hat sich Pius der Sechste nicht ganz vergebens mit diesem Lieblingsentwurfe beschäftigt. Für Reisende ist die unvergleichlichste Heerstraße daraus entstanden, die werth ist mit jenen prächtigen Heerstraßen der alten Rö-

mer verglichen zu werden. Durch diesen Weg wird die Gemeinschaft der beiden vornehmsten Städte Italiens ungemein erleichtert. Ehe Pius diese Versuche gemacht hatte, mußten Reisende sechszehn Meilen umreisen, diese Sümpfe zu vermeiden, wobei sie Gefahr liefen, den in den Wäldern versteckten Straßenräubern in die Hände zu fallen, oder in einen zähen tiefen Morast stecken zu bleiben, aus welchem zwölf oder vierzehn Büffel einen Wagen kaum zu ziehen vermochten.

Verfolg des Weges von Rom nach Neapel.

Nachdem ich mich sehr genau nach den in den Pontinischen Sümpfen gemachten Arbeiten erkundigt hatte, kam ich des Nachmittages um zwei Uhr in Terracina an, wo ich den übrigen Tag und die Nacht zubringen wollte, um die dort vorhandenen Alterthümer zu besehen. Dieser Ruhepunkt war mir um so erwünschter, da der hiesige Gasthof der beste auf dem ganzen Wege ist. Der Wirth daselbst ist ein Franzose, der seine Gäste sehr gut aufnimmt, und sie nicht übertheuert.

Terracina ist ein Flecken, dessen Lage höchst reizend ist; die Aussicht übers Meer, an dessen Ufer es liegt, ist besonders schön; rings umher

sind die treflichsten Spaziergänge. Die Alterthümer übergehe ich, und will nur der Ueberreste eines Gebäudes erwähnen, welches Theodorich, König von Italien, der Erste der Gothischen Linie, die nur zwei und sechszig Jahre dauerte, hat erbauen lassen. Ich gedenke mit Wohlgefallen eines wahrhaft großen, guten und weisen Königs, der Einrichtungen in Italien machte, die man sich nicht enthalten kann zu bewundern, und der von seinen Völkern beweint starb. Er verabscheute jeden Mißbrauch der Gewalt, und stellte allerwegen die Municipalordnung wieder her, durch welche Italien sich unter seiner Regierung von den Verwüstungen der Kriege erholen konnte. Er durchreisete seine Provinzen, als ein wirklicher Vater des Volkes, verheerete nicht Ländereien bei seinem Durchzuge, und verbreitete allenthalben Glück, Freude und Gerechtigkeit. Kurz, die weise Staatsverwaltung Theodorichs erinnerte Italien an Markus Aurelius, mit welchem dieser Gothen-König die auffallendste Aehnlichkeit hat.

Mit dem Andenken an diesen treflichen Monarchen beschäftigte ich mich am meisten bei der Ansicht des Schlosses zu Terracina. Es wurde auf seinen Befehl erbauet, die Landung der Feinde von Italien abzuhalten. Noch findet man den Nahmen des Baumeisters, Virius,

in einen Stein gehauen. Wenn Pius der Sechste die Pontinischen Sümpfe besiehet, wohnt er in diesem Schlosse mit seinem lieben Neffen, dem Prinzen Herzog, den er längst mit dieser morastigen Herrschaft, gegen Erlegung einer geringen Abgabe an die päpstliche Kammer, belehnt hat.

Bei Gelegenheit dieser Sümpfe fällt mir bei, daß, als ich zu Rom, in der Loge der Prinzessinn Borghese, ich weiß nicht mehr in welchem Theater, war, ich diesen Prinzen Herzog Braschi Onesti sagen hörte, als er von diesem Grundstücke sprach, daß es kaum so viel einbrächte, die Abgabe an die päpstliche Kammer zu bezahlen. In seinem Munde war diese Behauptung gewiß sehr unschicklich. Die Austrocknung der Sümpfe ist ganz auf Unkosten der päpstlichen Kammer geschehen. Weder der Papst noch sein Neffe haben je einen Heller dazu beigetragen. Die Kammer bestreitet die Unterhaltung der Kanäle, der Gebäude, u. s. w. indessen doch die ganze Einnahme davon, besonders des Holzes, die sehr beträchtlich ist, ganz dem Neffen des Papstes anheim fällt.

Wenn man sich drei oder vier Meilen von Terracina entfernt hat, befindet man sich in den Staaten des Königs von Neapel. Obschon die neapolitanische Regierung die fehlerhafteste aller monarchischen Regierungen von Europa

ist,

ist, so bemerkt man sogleich den ungeheuern Unterschied zwischen einer erblichen und einer Wahlregierung, besonders wenn diese letztere in den Händen eines Priesters ist. Es verwunderte mich hier so sehr nicht, da ich schon in Deutschland Anlaß hatte, diesen Unterschied zu bemerken.

So schlecht das Königreich Neapel auch verwaltet wird, wie der Leser nachher Gelegenheit haben wird zu bemerken, so sieht man doch Spuren menschlichen Fleißes, an der Menge der Städte, Dörfer, u. s. w. und an dem Anbau des Landes, der ganz erträglich ist: obschon die natürliche Beschaffenheit desselben nicht so gut ist, als der römischen Felder. Dieser Theil des Königreiches ist nicht so fruchtbar, als es manche der andern Provinzen ist, welche in dieser Hinsicht das ganze übrige Europa übertreffen, ohne so gut angebauet zu werden; wovon ich die Ursachen nachher ausführlich angeben will.

Nachdem ich frühmorgens aus Terracina gereiset war, blieb ich die Nacht in Sankt Agatha in einem scheuslich schmutzigen Gasthofe. Dieses ist der allgewöhnliche Fehler der Neapolitaner, welche wohl die unsaubersten aller Menschen sind. Ich reisete noch vor Tage wieder ab; es war der letzte December, und war

gar nicht kalt. St. Agathe ist ein schlechtes Dorf von sehr wenigen Häusern.

Nicht fern von dem Flusse Garigliano, über den man zu Schiffe setzt, sieht man die Ueberbleibsel einer prächtigen Wasserleitung, von der noch unverfallne Bogen vorhanden sind, so auch der Kanal worein das Wasser fiel. Dieses Werk trägt Spuren der Vollkommenheit, welche alle die von den alten Römern aufgeführte öffentliche Gebäude auszeichnet; eine für die Neueren unerreichbare Vollkommenheit.

In der Nähe dieses Flusses liegt das Schloß Monte Dragone, wo sonst die Stadt Sinuesse lag, und nicht weit von dieser Stadt sieht man die Hügel, die so berühmt durch den Falerner Wein sind, von dem uns die alten Klassiker erzählen. Die Alten müßten denn eine beßre Art gekannt haben ihren Wein zu bereiten, denn der Wein, den man heutzutage dort trinkt, ist nicht vom Besten, obschon die Lage, die Sonnenwärme und der Erdboden noch dieselben sind.

Alsdann kommt man nach Capua, einer Stadt, worin eine zahlreiche Garnison Kavallerie und Infanterie liegt, die ziemlich gut gehalten scheint. Diese Stadt ist nicht ganz auf der nämlichen Stelle, wo das alte Capua stand, welches in der Geschichte so berühmt ist, und Hannibals Kriegsheere so gefährlich wurde; hier

büßte es seinen Muth ein, und überließ sich einer weibischen Weichlichkeit.

Das alte Capua war acht Meilen von dem neueren. Ich habe die Ruinen davon, ohnweit Caserta, gesehen, wo sich der Hof gewöhnlich aufhält. Hier ist auch das schöne Lustschloß, welches der Vater des jetztregierenden Königs bauen ließ.

Ich erwartete in diesem Lande etwas besonders anziehendes an dem Frauenzimmer zu finden, weil ihre Reize so mächtig auf die abgehärteten Krieger des Hannibal gewirkt haben; allein die man heutzutage in Capua und den umliegenden Gegenden siehet, sind sehr häßlich, und haben in ihrem Ansehen und Betragen viel männliches. Freilich bedarf es nicht besondrer Reize, den Soldaten zu fesseln, besonders bei dem Ausgange eines gräßlichen Krieges, wenn er noch rauchend vom Blute der Erschlagnen ist; allein Hannibal und seine Offiziere mußten doch etwas feiner fühlen, besonders da sie lange an die Annehmlichkeiten der spanischen Weiber gewöhnt seyn mußten. Demzufolge mußte denn also die Menschengattung in diesem Lande erstaunlich ausgeartet seyn. In Caserta, welches dem alten Capua noch näher liegt, können die Weiber eben so wenig Anspruch auf die Bemerkung der Liebhaber des schönen Geschlechtes machen. Die Physiognomien der Einwoh-

ner haben also eben solche Veränderung erlitten, wie die Städte. Indeß sollte doch, nach den Beobachtungen der neuern Naturkundigen, die Menschengattung durch die Vermischung so verschiedner Völkerschaften und die Sittenbildung verschönert und veredelt worden seyn. Vermuthlich machen diese eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, wodurch sie dennoch nicht aufgehoben wird.

Erziehung des Königs von Neapel.

Als der König Ferdinand starb, verließ Karl III. den neapolitanischen Thron, um den spanischen zu besteigen. Den ältesten seiner Söhne erklärte er unfähig zu regieren, den zweiten zum Prinzen von Asturien, und den dritten ließ er als König von Neapel, obschon in einem ganz zarten Alter, zurück. Der älteste war durch die üble Behandlung der Königinn blödsinnig geworden; sie schlug ihn so, wie schlechte Mütter aus dem Hefen des Pöbels zu thun pflegen. Sie war eine sächsische Prinzessinn, von harter, geiziger, herrschsüchtiger und boshafter Gemüthsart. Als Karl nach Spanien gieng, ernannte er einen Gouverneur bei dem Könige von Neapel, der noch ganz ein Kind war. Die Königinn, welche viel Einfluß auf Regierungsangelegenheiten hatte, bot

diesen sehr wichtigen Posten den Meistbiethenden aus. Der Prinz von Saint Nicander überbot die übrigen und erhielt ihn.

Wie sollte man günstig von der monarchischen Regierungsform urtheilen können, wenn man weiß, daß es lediglich von einem unwissenden oder ränkevollen Gouverneur abhängt, seinen Zögling ganz unfähig zu machen, über das Interesse seines Volkes zu wachen, ihm die unseeligsten Vorurtheile beizubringen, und wenn man sich vorstellt, das Glück oder Unglück vieler Millionen Menschen hänge durchaus von der guten oder schlechten Erziehung desjenigen ab, der bestimmt ist sie zu beherrschen! Ist die republikanische Verfassung, oder eine solche die den Monarchen abhält, dem öffentlichen Wohl durch seine Laster oder seine Unwissenheit zu schaden, nicht unendlich vorzuziehen?

Saint Nicander war die schmutzigste Seele, welche je in dem Kothe von Neapel vegetirt hatte. Unwissend, den schimpflichsten Lastern ergeben, hatte er in seinem Leben nichts gelesen, als das Officium der heiligen Jungfrau; obgleich die Ehrfurcht die er für diese hatte, ihn nicht abhielt, sich in der niedrigsten Art von Lüderlichkeit zu wälzen: dies war der Mann, der den wichtigen Auftrag erhielt, einen König zu bilden. Die Folgen einer solchen

Wahl sind nicht schwer zu errathen: da er selbst nichts wußte, konnte er auch seinem Zöglinge keine Kenntnisse mittheilen; allein das war noch nicht hinreichend, den Monarchen in immerwährender Kindheit zu erhalten. Er umringte ihn noch mit Menschen seines Gelichters, und entfernte jeden verdienstvollen Mann von ihm, der ihm Lust sich zu unterrichten einflößen konnte. Mit unbeschränkter Vollmacht versehen, trieb er einen Handel mit Gnadenbezeugungen, Bedienungen und Titeln. Der Ackerbau und die Künste kamen in Verfall, durch eine Menge ausschließender Privilegien, die er für Geld bewilligte.

Den König ganz unfähig zu machen, sich auch dem kleinsten Theile der Regierungsgeschäfte zu unterziehen, brachte er ihm frühzeitig den Geschmack an der Jagd bei, unter dem Vorwande, sich dadurch bei dem Vater beliebt zu machen, der diesen Zeitvertreib immer leidenschaftlich geliebt hatte. Und als ob dieser Hang noch nicht hingereicht hätte, ihn von ernsthaften Beschäftigungen zu entfernen, fügte er diesem noch Geschmack an der Fischerei hinzu: und diese beiden sind bis jetzt noch die Lieblingsvergnügen des Königs.

Der König von Neapel ist sehr lebhaft, und war es, als Kind, noch weit mehr. Er bedurfte noch mehrerer Zeitvertreibe, seine ganze

Zeit auszufüllen. Sein Gouverneur sann auf neue Ergötzlichkeiten, wodurch er zugleich die zu große Sanftheit und Herzensgüte, die den Grund seines Karakters ausmachten, zerstöhren könnte. Saint Nicander wußte, daß es des Prinzen von Asturien, jetzigen Königs von Spanien, größtes Vergnügen war, Kaninchen abzuziehen; er brachte seinem Zöglinge also Geschmack daran bei, sie zu tödten. Der junge König lauerte an einem engen Ausgange, wodurch diese armen Thierchen zu dieser Absicht gejagt wurden, auf sie, bewaffnet mit einer seiner Größe angemeßnen Keule, und erschlug sie dann, unter lautem Gelächter. In diesen Belustigungen abzuwechseln, nahm er Kaninchen, Hunde oder Katzen, und ließ sie prellen, bis sie davon starben. Endlich verlangte er, das Vergnügen pikanter zu machen, Menschen prellen zu sehen; wogegen sein Gouverneur nichts einzuwenden hatte. Und so dienten Bauern, Soldaten, Handwerker, mit unter auch Herren vom Hofe, dem gekrönten Kinde zum Spielzeuge; aber ein Befehl von Karl III. unterbrach diese edle Belustigungen. Dem jungen Könige wurden nur noch Thiere zum Prellen verstattet, ausgenommen Hunde, welche der König von Spanien in seinen katholischen und königlichen Schutz nahm.

So wurde Ferdinand IV. erzogen, den man

nicht einmal lesen und schreiben lehrte. Seine Gemahlinn war seine erste Lehrmeisterinn; allein sie begnügte sich nicht bloß damit, ihn in nützlichen Dingen zu unterweisen, sie brachte ihm noch manche andre von mindrer Erheblichkeit bei.

Eine solche Erziehung hätte ein Ungeheuer, einen Kaligula hervorbringen müssen. Die Neapolitaner erwarteten nichts bessers; aber der Erfolg entsprach nicht diesen Prophezeihungen. Die natürliche Herzeusgüte des jungen Königs siegte über den Einfluß einer so fehlervollen Erziehung. Er hat sogar die in seiner Kindheit begangnen Grausamkeiten verabscheuet, und bewies bei vielen Gelegenheiten, daß es weder an den Eigenschaften des Herzens noch des Geistes fehle. Er würde ein treflicher Fürst geworden seyn, hätte er es dahin bringen können, seinen Hang zur Jagd und Fischerei zu bezwingen, welcher ihu um diejenige Zeit bringt, die er zum Besten des öffentlichen Wohls anwenden könnte. Aber so ist er im Stande das wichtigste Geschäft im Stiche zu lassen, wenn ihn günstiges Wetter zur Jagd aufzufordern scheint. Die Königinu und die Minister verstehen diese Schwachheit wohl zu benutzen.

Sein Gouverneur hat die Neigung, die er in seiner Kindheit für das Militair äußerte,

unterstützt. Er pflegte gern beim Exerciren zu kommandiren, und ließ seine Hofleute, denen er Stöcke, statt Gewehre, auf die Schultern gab, oft manövriren. Er wurde aufgebracht, und zerriß denen die Manschetten, die es schlecht machten; aber er hat bei zunehmenden Jahren diese Korporalslaunen abgelegt, und läßt bloß noch sein Lieblingsbataillon der Liparoten exerciren, und zwar mit der Wohlanständigkeit die einem Könige gebührt.

Unterstützung einer Wittwe.

Eine Wittwe war in einen Prozeß verwikkelt um ein kleines Vermögen wovon sie mit acht Kindern leben sollte. Ihr Sachwalter zog die Sache in die Länge, und in der Zeit schmachtete die Wittwe mit ihren Kindern in Armuth. Man rieth ihr, dem Könige eine Bittschrift zu überreichen. Zu dieser Absicht begab sie sich nach Caserta, und stellte sich in eine Allee, wo man ihr gesagt hatte, daß der König, den sie nie gesehen hatte, öfters spatziren gienge. Als sie einen Mann in militairischer Kleidung sahe, fragte sie ihn, ob der König bald erscheinen werde, und wie Seine Majestät gekleidet wären, damit sie ihn sogleich erkenne. Es war der König selbst, mit dem sie sprach. Der Monarch freute sich, unerkannt zu seyn, und

sagte: »Ich kann nicht eigentlich sagen, wenn der König hier vorbeigehen wird; haben Sie aber eine Bittschrift, so will ich es wohl über mich nehmen, sie zu überreichen.« — »Da werde ich Ihnen sehr verbunden seyn, antwortete die Wittwe, ich habe drei kalkutische Hähne, wollten Sie sie wohl als einen Beweis meiner Erkenntlichkeit annehmen?« — »So was schlägt man eben nicht aus, sagte der König; kommen Sie nur morgen wieder hier her, und bringen Sie die kalkutischen Hähne mit, und Sie sollen den Bescheid vom Könige auf Ihre Bittschrift erhalten.« Man kann wohl denken, daß die Wittwe nicht unterließ sich einzustellen; der König kam ebenfalls, gab der Frau die von ihm unterzeichnete Bittschrift, und nahm die drei Kalkuter, indem er antwortete: sie wären in der That recht fett! Nun hatte er nichts angelegentlicheres zu thun, als zur Königinn zu gehen, mit seinen kalkutischen Hähnen, wobei er sich todt lachen wollte. Nun, meine liebe Lehrmeisterinn, (der Leser wird sich erinnern, daß die Königinn Ferdinands erste Lehrmeisterinn gewesen ist, und in dieser Rücksicht nennt er sie beständig so) da sehen Sie, daß ich mein Brod zu verdienen weiß; dies sind drei Kalkuter, die ich mit meiner Arbeit verdient habe. Ich will, daß wir sie morgen verzehren. Sie wurden auch wirklich auf der Tafel servirt; aber

hier ist der Verfolg dieses Geschichtchens, das nur durch die Person, welche die Hauptrolle darin spielt, interessiren kann. Der Sachwalter kehrte sich nicht an die vom Könige unterschriebne Bittschrift. Die Wittwe beklagte sich bei der nämlichen Person, über den langsamen Gang ihrer Angelegenheit. Der König gab sich zu erkennen, bezahlte die Kalkuter sehr reichlich, und befahl, daß M., der Raporteur, bis nach ausgemachter Sache, seine Besoldung verlieren sollte. Nun ging es gleich. Die Sache wurde beendigt; aber der König ließ den Hrn. Rath M. zu sich kommen, und wusch ihm tüchtig den Kopf.

Die königliche Ohrfeige.

Ich tadle die Geschichtschreiber, welche es sich angelegen seyn lassen, von den Fürsten, Ministern, Generalen und allen denen, welche auf dem Schauplatze der Welt figuriren, politische und moralische Gemälde aufzustellen. Durch Thatsachen muß man sie schildern; nur durch Reden, die ihnen zu solchen Zeiten entwischen, wenn ihre Seelen sich ohne Prunk zeigen, muß man sie dem Leser bekannt machen, der denn darnach, wenn er Kenntnisse und Fertigkeit im Denken besitzt, sich bald ein ähnliches Bild von der handelnden Person entwerfen

wird. Dieser Methode bin ich stets gefolgt, und werde sie auch bei den Schilderungen, die ich jetzt dem Publikum vorzulegen denke, beibehalten.

Ferdinand hat einen ganz kunstlosen Karakter; er hat die Sitten des Privatmannes, selten die Würde seines Ranges. Kurz, er gleicht in seinen Manieren, und durch das neapolitanische Kauderwelsch, worin er Vergnügen findet sich auszudrücken, vollkommen jenen Lazzaroni, welche die unterste Volksklasse in Neapel ausmachen. Dieses ist es, was ihm unter seinen Mitbrüdern, den andern Königen, ein ganz originelles Gepräge giebt. Auch hat ihm dies die Liebe des niedrigsten Pöbels gewonnen, der sich freuet, sich seinem Könige so dem geringsten seiner Unterthanen nahen zu sehen. Man siehet den Monarchen oft in seiner Loge im Theater Sankt Carlo zu Abend speisen, eine Schüssel Makaroni in der Hand haltend, die er mit der Pantomime des Polichinelli verzehrt, welches den Neapolitanern einen genußvollen Anblick gewährt: der es aber nicht für den Geschmack der Pariser seyn würde. Er ist lebhaft, leicht aufgebracht; aber sein Zorn geht bald vorüber, wie bei allen Personen seines Temperamentes; auch bleibt ihm, wie bei diesen gewöhnlich ist, kein Gedanke an Rache zurück.

Indeß hat man sich doch vor den ersten Wirkungen seiner Heftigkeit zu hüten.

Die Königinn war einst verdrießlich über den Herzog von Altavilla, der damals Ferdinands Günstling war; sie überhäufte diesen Herrn mit Schmähworten, und gieng so weit, ihm zu sagen, er habe sich die Gunst des Königs seines Herrn durch schimpfliche Dienstleistungen erworben. Der Herzog beklagte sich bei dem Könige über diese Beleidigungen von Seiten der Königinn, und bat um Erlaubniß sich auf seine Güter begeben zu dürfen. Der König war über das Betragen seiner Gemahlinn höchlich aufgebracht, und warf es ihr bitter vor. Sie, statt ihn zu besänftigen, brachte ihn durch ihre Antworten noch mehr auf, und dieses eheliche Colloquium endete mit einer tüchtigen Ohrfeige, welche der König seiner Gemahlinn gab. Nach diesem Auftritte verschloß sie sich einige Tage in ihr Zimmer; aber der König hielt aus, und so wurde sie genöthigt, sich bis zu Bitten an den Herzog, sie wieder mit ihrem Gemahl auszusöhnen, herabzulassen. Dieser Vorfall geschah wenige Tage vor der Ankunft des Kaiser Joseph II. in Neapel. Joseph versöhnte das königliche Paar vollends, nachdem er das Betragen seiner Schwester nachdrücklich getadelt hatte.

Einige schwache Züge Ferdinands IV.

Es ist nichts leichter, als daß man von diesem Fürsten ganz entgegengesetzte Meinungen fasse. Wenn ein Fremder sich eine kurze Zeit in Neapel aufhielte, und das zu einer der glücklichen Zwischenzeiten, die er oft hat, und worin Ferdinand die Last der Krone mit Würde trägt; so könnte er bei seiner Rückkunft nur mit dem größten Lobe von seiner Staatsverwaltung sprechen. Hat er sich aber in den Staaten dieses Königes aufgehalten, wenn er eben ganz sich der Trägheit, und seiner Leidenschaft zur Jagd und Fischerei überläßt; dann wird er ihn sich als einen Einfältigen, zu regieren Unwürdigen vorstellen, und das Volk bedauern, das sich von einem solchen Könige regieren lassen muß. Er ist indeß weder ein sehr guter Kopf, noch ein ausgezeichnet dummer, aber abwechselnd stark und wieder schwach, jedoch Letzteres öfter als Ersteres, immer gütig, wahrheitliebend, und geneigt, das öffentliche Wohl jedem andern Interesse vorzuziehen, so oft er es nur im Stande ist zu bemerken, und ihn nichts anders von diesen Betrachtungen abzieht.

Die Königinn, welche beständig um ihn ist, ausgenommen wenn er jaget oder fischt, weiß die Augenblicke, wo sie alles, was sie durchzu-

setzen wünscht, durchsetzt, gut zu wählen, und so hat sie den entschiedensten Einfluß in die Regierung. Der General Akton, mit dem sie in der engsten Vertraulichkeit lebt, erfährt durch sie alles, was in des Königs Boudoir, in seinem Schlafzimmer u. s. w., vorgeht. So weiß man den günstigen Augenblick, wenn er Edikte oder andre königliche Machtwerke unterschreiben soll, vollkommen richtig zu treffen. Dünkt ihn das, was man ihm vorschlägt, dem Wohl des Staates zuwider, so flucht er, stampft mit den Füßen, und wird ungestüm, wie der geringste Lazzaroni; aber sein Zorn verlöscht so schnell als er entbrannte; er unterschreibt, und geht, sich zu trösten, auf die Jagd oder den Fischfang.

Es lag der Königinn sehr am Herzen, das neapolitanische Kriegsheer ungefähr auf den Fuß des östreichischen zu setzen. Demzufolge wünschte sie eifrigst die Aufhebung aller privilegirten Regimenter und Korps, zum Beispiel der Garde, des Kadettenbataillons und der Liparoten. Die beiden letztern waren, wie man weiß, die Lieblingstruppen des Königs, die er gern selbst zu exerciren pflegte; sie waren seine Puppe. Es gelang indessen dem Ansehen der Königinn. Bei der ersten Eröffnung, die deshalb an den König ergieng, überhäufte er die Königinn und den General Akton mit Schimpf=

worten; aber man ließ sich nicht abschrecken. Als er eines Tages recht ermüdet und zufrieden mit der Jagd war, denn er hatte ein greuliches Blutbad unter den wilden Schweinen angerichtet, ließ man ihn die begehrte Aufhebung unterschreiben. Er that es ohne den mindesten Widerstand, und die Reform gieng sogleich von statten, weil schon alles dazu vorbereitet war. Die neapolitanische Leibgarde und die Schweizer-Garden wurden bald nachher abgeschaft.

Hauptsächlich bewog es die Königinn, diese Regimenter abdanken zu lassen, weil der König eine so starke Neigung zu den Liparoten, den Kadets, wie auch zu den beiden erwähnten andern Regimentern, gefaßt hatte, so daß er sich auf allen seinen Jagdparthien von den Offizieren derselben begleiten ließ, und sie oft zu seiner geheimsten Vertraulichkeit zog; er erzählte ihnen, was zwischen ihm, der Königinn, und den andern Damen vom Hofe vorfiel; auch verschwieg er ihnen nicht den Verdruß, den ihm seine Gemahlinn machte. Oft wagten diese Offiziere, dem Könige Rathschläge zu geben, wobei er sich zuweilen gut befunden hatte.

Der Vorwand, dessen sich die Königinn bediente, diese Korps aufzuheben, waren die Vortheile des Militairsystems des Kaisers, der kein privilegirtes Korps gestattete, und bei der Infanterie und Kavallerie auf gleichmäßigem

Fuße

Fuße stehen. Dies suchte sie dem Könige anschaulich zu machen. Sie stellte Ferdinanden vor, wie viel daran liege, daß alle Regimenter gleichförmig der Ehre, die königliche Familie zu bewachen, theilhaftig wären, wodurch auch die Zuneigung zu dem königlichen Hause bei allen gleich stark seyn würde. In der Folge wird man sehen, daß noch andre Ursachen auf diese Reform wirkten, welche eine der merkwürdigsten Begebenheiten der Regierung Ferdinands IV. war.

Einige Züge welche den Karakter des Königs und der Königinn genauer bezeichnen.

Es fehlt Ferdinanden nicht nur bei verschiednen Gelegenheiten an Festigkeit, sondern er kann sogar nicht einmal ein Geheimniß bei sich behalten. So hintergeht er oft das Vertrauen seiner besten Freunde, und giebt sie dadurch der Rachsucht der Königinn Preis, welche sehr starke Leidenschaften hat.

Der König hat zuweilen flüchtige Neigungen gegen irgend eine Dame vom Hofe, oder Frauenzimmer andern Standes. Zu gewissen Zeiten weiß die Königinn ihm das Geständniß seiner heimlichen Liebeleien zu entlocken, und rächt sich sodann an ihren Nebenbuhlerinnen,

nicht aus Eifersucht, sondern einzig aus Besorgniß, sie könne um die Allgewalt, deren sie durch ihr Ansehen bei dem Könige genießt, kommen. Folgendes begegnete der Herzoginn Luciano, deren Liebhaber der König einige Monate hindurch gewesen war, ohne daß diese Liebe entdeckt worden wäre. Aber die Königinn entlockte listigerweise ihrem Gemahle das Geständiß seiner Leidenschaft, und sie ließ die Herzoginn auf ihre Güter verweisen. Diese höchst aufgebrachte Frau zog Mannskleider an, stellte sich dem Könige in den Weg, und überhäufte ihn mit Vorwürfen. Der König sah ein, wie übel er gethan hatte; allein die Herzoginn mußte sich nichts destoweniger auf ihre Güter begeben, wo sie sich sieben Jahre lang aufhielt, zuletzt aber doch zurückberufen wurde. Was ich noch erzählen werde, dient zum Beweise, daß die Königinn bei solchen Anlässen nicht aus Eifersucht handelt.

Der König hatte sich in die Herzoginn de Cassano Serra verliebt, und buhlte vergeblich um die Gunst dieser Dame, welche ihren Pflichten zu sehr anhieng, um sich den Begierden des Monarchen zu überlassen. Ferdinand beklagte sich bei seiner Gemahlinn über das Zurückweisen der Herzoginn. Die Königinn, welche besorgte, hinter diesem Widerstande liege irgend ein ehrgeiziger Entwurf im Hinterhalte,

die Leidenschaft des Königs aufs höchste zu spannen, fand Mittel, die Herzoginn verweisen zu lassen. Die Furcht, von der Königinn verfolgt zu werden, und die Kenntniß von des Königs Karakter, der seiner Gemahlinn nichts verschweigen kann, hat oft Schauspielerinnen, Tänzerinnen und sonst dergleichen abgehalten, Zusammenkünfte mit Seiner Majestät einzugehen, wie großmüthige Anerbietungen er ihnen auch durch seine Unterhändler machen ließ. Diese Zurückweisungen, welche für die Eigenliebe des Monarchen oft sehr demüthigend sind, kommen ihm indessen ganz billig vor, und man hat ihn sagen hören: mir geschieht wie ich es verdiene; ich kann nicht schweigen.

Diese Schwachheit des Königs, der Königinn alles wieder zu sagen, schadet den Angelegenheiten sehr; und darum verabscheuen die Neapolitaner die Königinn so heftig. Jedermann sieht ein, daß Akton ein unwissender Minister ist, der das wahre Interesse des Reiches vernachläßigt, um eine Seemacht zu bilden, welche diesem Lande nicht angemessen ist. Allein niemand wagt es, dem Könige hierüber seine Beobachtungen mitzutheilen, aus Furcht, daß die Königinn den Nahmen des Beobachters erfahre; und nur mit unsäglicher Vorsicht, nicht erkannt zu werden, wagt man sich, für

das Wohl des Staates wichtige Wahrheiten an Ferdinanden gelangen zu lassen.

Die Neapolitaner.

Bei meinem ersten Aufenthalte in Neapel rechnete man eilf tausend Galeerensklaven und andre Verbrecher in den verschiednen Gefängnissen von Neapel und Sicilien. Nach eingezogner genauer Erkundigung habe ich gefunden, daß man bei der Angabe dieser großen Anzahl nichts übertrieben habe; mir schien dies bei einer Bevölkerung von sechs Millionen Menschen außerordentlich viel. In Frankreich hat man auf fünf und zwanzig Millionen Einwohner, unter der alten Regierung, nur funfzehn tausend gerechnet; in den östreichischen Staaten sind auf neunzehn Millionen Einwohner nur fünf tausend; und in der preußischen Monarchie finden sich auf eine Bevölkerung von sechs Millionen noch nicht zwei tausend Gefangne.

Diese beträchtliche Anzahl festsitzender Menschen ist um so mehr zum Erstaunen, da die Kriminal-Justizpflege in beiden Sicilien ungemein nachsichtig ist. Ihre Nachsicht geht bis zur Ungerechtigkeit, denn sie versäumt offenbar erwiesene Verbrechen zu bestrafen. Strafte man in diesen Reichen alle Mörder, alle Diebeseinbrüche, und jede Art von Verfälschung, auch

nur mit den Galeeren, so würde es sicher mehr als hundert tausend Galeerensklaven geben. Sich einen Grund davon anzugeben, muß man bedenken, daß es dieser Nation durchaus an Erziehung fehlt, und daß es etwas äusserst seltnes ist, in der untern Klasse einen Menschen zu finden der die Buchstaben kennt. Man rechne zu diesem gänzlichen Mangel an Grundunterricht, daß es keine Polizeiordnung giebt, und die ganz vernachläßigte Justizpflege, so wird man eingestehen, diese Nation müsse von Natur sehr gut seyn, daß bei ihr nicht hundertmal mehr Verbrechen begangen werden, und Unordnungen aller Art vorgehen.

Die Neapolitaner sind von Natur sehr lebhaft und haben starke Leidenschaften, und wenn man zu allen den Ursachen die wir angegeben haben, die Veranlassung der Verbrechen, die in diesem Königreiche begangen werden, aufzufinden, noch die viehische Dummheit und den blinden Aberglauben setzet, worin die Pfaffen und Mönche sie beständig erhalten, so muß man gestehen, daß die angegebne Berechnung der Gefangnen sehr gering ist, und weit beträchtlicher seyn müßte, wäre diese Nation nicht von Natur sehr gutmüthig.

Der Neapolitaner schwatzt und lacht gern; er sagt ohne Rückhalt was er denkt, und überläßt sich seinen Leidenschaften, gleich einem

Kinde. Man kann sicher behaupten, daß die Nation, im Ganzen, Tugenden und Menschlichkeit besitzt; allein der verderbte Haufe ist es auch in einem solchen Grade, daß schwerlich irgend ein Volk in Sittenverderbniß sich mit ihm vergleichen läßt. Der bösartige Neapolitaner überlegt die Verbrechen, die er begeht, mit kaltem Blute, und fügt noch hundert empörende Abscheulichkeiten hinzu.

Der Neapolitaner übertreibt alles, das Gute wie das Schlimme, die Freude wie die Traurigkeit, die Frömmigkeit wie die Irreligion, den Muth wie die Feigheit; er geht mit großer Schnelligkeit von einem Affekte zum andern über. In diesem Augenblicke belacht er unmäßig einen Possenreißer auf seiner Bühne, den darauf folgenden zerfließt er in Thränen vor einem Priester der ihn auf ein Krucifix hinweist; er schluchzt und bittet so rührend um Vergebung seiner Sünden, daß die Zuhörer erweicht werden. Aber der Triumph des Geistlichen währt nicht lange; und wenn die Minute nachher Polichinelle sich zeigt, so weichen die herzbrechenden Thränen dem unmäßigsten Gelächter.

In Neapel wird man nicht so sehr von Bettlern, als in Rom und in andern Städten des Kirchenstaates, geplagt. Das kommt wohl daher, weil die Lebensmittel in Neapel wohlfeiler sind. Es giebt in dieser Hauptstadt unge-

fähr ein dreißig tausend Menschen die nicht Dach noch Fach haben, und die auf den großen Plätzen in den Straßen unter freiem Himmel schlafen. Zur Regenszeit verkriechen sich die Armen dieser Klasse in die Katakomben oder Grüfte, die hier weit geräumiger und bequemer sind, als die zu Rom. Wenn sie irgend einen Auftrag ausrichten, so verdienen sie leicht fünf, sechs bis zehn Gran damit: ein Gran ist etwas weniger als ein französischer Sous; und mit diesem geringen Taglohne können sie den Tag hindurch recht gut auskommen. Sie führen das sorgloseste Leben, fürchten keine Krankheit, weil sie wissen, daß in diesem Falle sie in irgend ein Hospital oder eine Verpflegungsanstalt aufgenommen werden. Der gemeine Mann geht zum Makaronikrämer, läßt sich eine hölzerne Schüsselvoll dieses siedendheißen Teiges geben, über welchem geriebner Käse gestreuet wird; er nimmt diese Makaroni, und wirrt sie durch eine geschickte Wendung der Hand, die ihm ein Fremder nicht leicht nachmacht, durcheinander. Wenn er dann so seine Mahlzeit unter lautem Gelächter öffentlich verzehrt hat, geht er zu einem Limonadier, und trinkt für einen Gran einen großen Bechervoll von dem gezuckerten Wasser, worin viel mehr Zitronensaft enthalten ist, als in der sogenannten Limonade, die man auf den Straßen in Paris verkauft. Die Makaro-

nikrämer haben ganz unermeßlich große Kessel=voll dieses Essens. Die ganze Zuthat besteht in einem halben Pfunde Schweinschmalz und Salz zu dieser ungeheuern Masse. Dies ist die gewöhnliche Nahrung des gemeinen Neapolitaners, der selten köstlicher ißt. Da er von Natur mäßig ist, so genügt ihm mit dieser Kost; und hierin unterscheidet er sich sehr von dem Römer, der gern gut ißt, wenn er es haben kann, und sich auch gern betrinkt, um dem Trübsinne, dem er unterworfen ist, zu widerstehen. Der Neapolitaner im Gegentheil weiß nicht was Trunkenheit ist, und überläßt sich nie der Traurigkeit.

Das neapolitanische Kauderwelsch ist voller Kraft, und der große Haufe der es spricht, begleitet es mit einer bedeutendern Pantomime; denn es giebt wohl kein Volk, das eine so starke Gebärdensprache hätte, als dieses. Man kann sagen, daß es ein aus Buffons und Luftspringern bestehendes Volk sey. Ehe sie sich durch Worte, die sie mit Oeffnung eines sehr großen Mundes aussprechen, ausdrücken, schikken sie eine sehr lebhafte Gestikulation voran. Ein schrecklich großer Mund ist einer der bezeichnenden Züge der neapolitanischen Nationalphysiognomie, und es ist nichts seltner, als ein Frauenzimmer mit einem hübschen kleinen Munde hier anzutreffen. Alle Welt spricht hier

sehr laut; und es kostet Mühe, daß sich ein Fremder an diese rauschende Stimmenerhebung gewöhne.

Ich habe verschiedne Toskaneser gekannt; sie sprechen ihre Muttersprache rein und zierlich, nehmen ihre Vergleiche aus wissenschaftlichen Fächern her, und bedienen sich philosophischer Redensarten. Der Römer drückt sich kräftig aus; und seine Gleichnisse nimmt er von den Denkmälern ehemaliger Größe und aus den schönen Künsten her; aber der Neapolitaner nimmt die Bilder, womit er seine Rede zu schmücken denkt, von den gemeinsten Gegenständen; und ihre Gebärden beziehen sich auf den Innhalt. Oft sieht man ernsthafte Personen, in ehrwürdigen Aemtern, sich dergleichen Gebärden erlauben, ohne sich etwas dabei zu denken vielleicht, und ohne irgend eine unartige Vorstellung damit zu verknüpfen. So stark ist die Macht der Gewohnheit!

Die Neapolitanerinnen sind von Natur gutmüthig und großmüthig, und insonderheit gegen ihre Liebhaber, wenn sie es ausführen können. Sie befleißen sich eben nicht besondrer Beständigkeit, aber sie fordern diese Eigenschaft von ihrer Liebschaft. Ich habe Damen gekannt, die Spione, welche die Aufführung ihrer Liebhaber beobachten mußten, sehr gut bezahlten, gegen welche sie doch unablässige Un=

treuen begiengen. Da die Männer in diesem Lande nicht so nachsichtig als in dem übrigen Italien sind, so sind also Intriguen mit verheiratheten Frauenzimmern mancher Gefahr und Inkonvenienz ausgesetzt. Wenn ein Fremder einem Frauenzimmer gefällt, und er befriedigt ihre glühenden Begierden, so ist er bald der Mann der in der Mode ist; man reißt sich um ihn; verunglückt er aber bei dem ersten Abentheuer, so wird er das Mährchen des Publikums, und er wird von allen neapolitanischen Damen verachtet. Dann bleibt ihm weiter nichts übrig, als sich entweder aus dem Staube zu machen, oder seine Zeit mit öffentlichen Dirnen zuzubringen. Diese Klasse ist in Neapel gewöhnlich sehr schön. Sie wohnen in dürftigen Zimmern. Es giebt deren viel Fremde, darunter die Sizilianerinnen die hübschsten sind. Diese öffentlichen Geschöpfe sind größtentheils weit mehr gebildet an sich zu ziehen, als die Bürgerinnen und die Damen vom Stande. Diese sind beinahe alle sehr häßlich und höchst unreinlich, und glühend zur Lust. Die Damen vom Stande und die Bürgerinnen sind, wenn sie hübsch sind, meist Fremde. Sie haben noch weniger Erziehung als die Männer, und man findet sehr wenige, welche im Stande wären ein geistreiches oder unterrichtendes Gespräch zu führen.

Der Markis Caraccioli.

Er ist lange in Paris gewesen; das überhebt einer zu genauen Umständlichkeit in Ansehung seiner. Er hat genug unter uns geglänzt, war geliebt von den Großen, und von den Gelehrten gesucht. Sein Tod ist sehr bedauert worden, und sein Andenken wird noch sehr in Ehren gehalten.

Bei meinem ersten Aufenthalte in Neapel war Caraccioli Vicekönig in Sizilien. Als ich das zweitemal dahin kam, lebte er nicht mehr. Man hat mir gesagt, er sey in den letzten Jahren seines Lebens sehr gesunken. Er war dazumal Staatsminister und Staatssekretair bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Man wird indeß sehen, daß er am Abhange seines Lebens noch sehr gute Sachen sagen, und sehr gute Sachen verrichten konnte. Ich werde Gelegenheit haben, Einiges in dieser Rücksicht anzuführen.

Er hat die Vicekönigschaft mit vielem Ruhme verwaltet. Das Volk hat gar keine Macht auf dieser Insel. Die Munizipalitäten sind für nichts, und die königliche Gewalt ist von geringem Einflusse. Die Baronen und Lehnherren haben viel Macht in Händen; sie trotzen ebenmäßig dem königlichen Ansehen, wie den Volksobrigkeiten. Und die Geistlichkeit ist noch

mächtiger als der Adel, der ihr unterworfen ist, da er sich unter dem Joche des Aberglaubens krümmt.

Es war gewiß für einen Philosophen, für einen Mann von Geist, wie Caraccioli war, ein mühvoller Beruf, Sizilien zu regieren, er, der am besten wußte, was man von der Geistlichkeit, insonderheit von den Mönchen zu denken hat. Er mußte wohl unendlich viel Unordnungen und Mißbräuche sehen und dulden, welche er im Stillen beseufzte, aber nicht mächtig genug war, sie abzuschaffen, besonders in dem so kurzen Zeitraume von drei Jahren; denn länger währt die Regierung eines Vicekönigs nicht. Aber der Mann von Genie zeichnet sich, wo er auch hingestellt wird, aus. Es gelang Caraccioli, das Schicksal des Volkes sowohl in Städten als auf dem Lande zu erleichtern. Da er die heillosen Vorrechte des Herrenstandes nicht abzuschaffen vermochte, so hinderte er wenigstens die Mißbräuche derselben, wodurch sie sich tausend Arten von Ungerechtigkeiten und Bedrückungen erlauben. Er machte mit Festigkeit bekannt, er werde diejenigen strenge bestrafen, die von dem bestimmten Sinne der Gesetze im mindesten abwichen. Auch hörte er die Klagen der Landleute gegen die Baronen gern an, und ließ ihnen schnelle Gerechtigkeit wiederfahren.

Viele Große hatten die Rechte gemißbraucht, welche in ihren Lehnsakten nicht genau bestimmt waren. Caraccioli ließ Verordnungen öffentlich bekannt machen, durch welche der gemeine Mann über die eigentlichen Rechte der Lehnsherren, und solche, die sie sich nur unrechtmäßig angemaßt haben, belehrt wurde. Das trug viel zur Erleichterung des Volks bei, und es genießt dieser Vortheile noch, welche ihm aus den Verordnungen des Caraccioli über diesen Gegenstand erwuchsen. Er gab sich auch viel mit der Verbesserung der Justiz und der Polizei ab; beide waren bis dahin sehr schlecht verwaltet worden. Durch diese Reformen machte er sich bei den Sizilianern sehr beliebt; sie sahen ihn als ihren Erlöser an. Der Adel in diesem Lande ist im Besitze unzähliger Zölle und Gerechtsame auf Abgaben von der Einfuhr. Verschiedne dieser Rechte sind ihm von den Souverains abgetreten, andre aber sind Usurpationen, durch die Regierung schwacher Fürsten veranlaßt. Caraccioli hob alle diese auf, und hat sie der Krone wieder einverleibt, indem er die Gegenvorstellungen, die ihm gemacht wurden, durch witzige Einfälle, oder höfliche Wendungen erwiederte.

Die Mönche und Priester hielt er unter seiner Regierung in guter Zucht. Er ließ die Verbrecher in den Kirchen aufgreifen; und als der

Erzbischof von Palermo sich einst zur Unzeit ei-
ner geistlichen Uebelthat, bei Gelegenheit eines
Meuchelmörders, den der Vicekönig hatte setzen
lassen, annahm, antwortete ihm Caraccioli:
»die alte Zeit ist vorbei, und Sie sollten sich
schämen, mein Herr Erzbischof, jetzt noch Mör-
der in Schutz zu nehmen.« Als ihm ein Bi-
schof Vorstellungen wegen eines in einem Klo-
ster ertappten Mörders machte, sagte er: »mein
Herr Bischof, wenn Sie es sich noch ein einzi-
gesmal einfallen lassen, sich einer der Heiligkeit
Ihres Berufes so unwürdigen Sache anzuneh-
men, so werde ich Sie als einen Feind des
Staates, von Ihrem Bisthume absetzen.«

Caraccioli that noch mehr. Auf seinen Be-
fehl wurden am hellen Tage verschiedne Ma-
rienbilder, denen man Wunder zuschrieb, weg-
genommen. Die Pfaffen und Mönche schrien
laut, indem sie sagten, er stürze die Religion.
Dies ist die gewöhnliche Sprache dieser Leute.
»Ihr seid es vielmehr, sagte er, welche der
Religion durch Euren Betrug und lächerlichen
Aberglauben den größten Schaden zufüget. Ihr
machet ein Volk dumm, welches ohne Euch das
geistreichste in Europa seyn würde. Ich werde
nie zugeben, daß man dem Volke zur Anbetung
Bilder aussetze, deren Wunderkräfte nicht au-
thentisch erwiesen sind.« Ein Vicekönig, der
nicht, wie Caraccioli, die Liebe des Volks sich

zu erwerben gewußt hätte, würde Gefahr gelaufen haben von der fanatischen Menge aufgeopfert zu werden; aber er war bei den Sizilianern zu beliebt, als daß ihm so etwas hätte begegnen können.

Als er seine Regierung antrat, hatte er gleich gezeigt, wie er sich in Ansehung der Geistlichkeit betragen würde. Die Benediktiner aus einem gewissen Kloster schickten eine Deputation an ihn ab, sich seinem Schutze zu empfehlen. Diese Deputirten empfahlen ihm insonderheit die Kapelle der heiligen Rose, für welche, sagten sie, wie sie wohl wüßten, Seine Excellenz eine besondere Ehrfurcht hegten. Es kann wohl seyn, antwortete er, daß ich in Saint Rose sehr andächtig bin; da ich aber mit niemand je davon gesprochen habe, so wundre ich mich, wie Ihr es wissen könnt; und dabei brach er in ein lautes Gelächter aus.

Die Vicarei.

Für einen Fremden giebt es in Neapel nicht leicht etwas interessanteres, als der Pallast wo Gericht gehalten wird, und welcher die Vicarei heißt. Einer der Sitten und Regierungen schildert, darf einen so wichtigen Gegenstand nicht unbemerkt lassen. Was darin vorgeht, gleicht kei-

nesweges dem was ich in andern Staaten sah; es bietet eine völlig verschiedene Ansicht dar.

Der Hof und die Treppen sind mit Sbirren, Pöbel, Notarien, welche ab und zu gehen, und mit Paglietti angefüllt. Diesen Nahmen giebt man in Neapel ohne Unterschied jedem Rechtskundigen. Man siehet scheußliche Gesichter, in deren Blicke man den Abdruck aller Laster, und den Ausdruck empörender Rohheit gewahr wird. Diese Leute drängen sich zu den Richtern und Advokaten, ihnen ihre Brüder, ihre Befreundte, ihre Eltern, die im Gefängnisse sitzen, und die nach ihrer Aussage immer sehr unschuldig sind, zu empfehlen.

Die Treppe, auf der man heraufgehet, ist breit und bequem, aber auffallend unreinlich, und mit solchen Unsauberkeiten bedeckt, welche dem Sinn des Geruchs und Gesichtes in gleichem Maaße widerstehet. Ich wunderte mich nicht hierüber, da ich schon dasselbe auf den Straßen in Neapel bemerkt hatte, wo ein jeder sich seiner natürlichen Bedürfnisse mit einem Cynismus entledigt, dessen selbst Diogenes sich schämen würde. Eben diese Unreinlichkeit trift man in den Gasthöfen, den Privathäusern, sogar in den Pallästen des Königs, wo es sich ein jeder bequem macht, ohne sich an die Schildwachen zu kehren; die sich auch solchen

Un-

Unschicklichkeiten nicht widersetzen, weil es ein einmal eingeführter Gebrauch ist.

Die unermeßlich großen Vorzimmer, die Corridors der Vicarei sind mit Krämern aller Art angefüllt, welche ihre Waare, Dosen von Lava, u. s. w. feil bieten. Man muß, sobald man hinein ist, seine Taschen wohl in Acht nehmen; denn es ist der große Sammelplaz aller Spitzbuben in Neapel. Ich habe der Gerichtssitzung verschiednemal beigewohnt, denn das kann jedermann; nur alsdann wenn die Richter sich berathschlagen müssen, zieht der Präsident an eine kleine Glocke, und die Zuhörer müssen sich entfernen. Die Advokaten sprechen vor den Richtern mit noch mehr Lizenz, als es in Venedig geschiehet. Ein Advokat vertheidigte die Sache eines Verbrechers, der einen Schiffer umgebracht hatte, um den Umgang mit dessen Frau ungestöhrter fortsetzen zu können; er behauptete, dieses sey nicht wahrscheinlich, weil sein Klient alle erwünschte Zeit gehabt hätte, sein Steuerruder bei der Frau des Schiffers in Arbeit zu setzen, während jener das Steuerruder seines Schiffes regierte. Der Advokat begleitete diese schöne Rede mit possenhaften und unzüchtigen Gebärden, bei welchen die Zuhörer in lautes Gelächter ausbrachen. Dies Beispiel mag genug seyn. Ueberhaupt schreien die Advokaten wie die Unsinnigen, und

stoßen zuweilen ein gräßliches Geheul aus, indem sie sich unter einander mit den plumpsten Schimpfreden belegen; und die Kläger welche gegenwärtig sind, wenn ihre Sache vorgetragen wird, behandeln sich eben so. Kurz, die Vicarei gleicht nicht übel einem dieser Bolgien, oder höllischen Schlünde, worin die erhabne und seltsame Imagination des Dante so wundersame Gemälde geschildert hat.

Der königliche Fischzug.

Man glaubt ein zur Lust erdachtes Mährchen zu hören, wenn einem gesagt wird, der König von Neapel fische nicht nur, sondern verkaufe auch die gefangnen Fische selbst. Indeß ist es doch sehr wahr. Ich habe diesem unterhaltenden und in seiner Art einzigem Auftritte beigewohnt, und ich will ihn darzustellen suchen.

Gewöhnlich fischt der König in dem Theile des Meeres, der an den Monte di Pausilippo gränzt. Wenn er einen ergiebigen Fischzug gethan hat, geht er wieder ans Land, und dann genießt er des lebhaften Vergnügens, welches für ihn bei diesem Zeitvertreibe nur seyn kann. Der ganze Ertrag des Fischens wird am Ufer ausgesetzt; dann stellen sich die Käufer ein,

und machen ihren Handel mit dem Monarchen selbst. Ferdinand borgt Keinem; er muß sogar das Geld in Händen haben, ehe er die Waare ausliefert, und äußert dabei ein sehr auffallendes Mißtrauen. Alsdann darf sich jedermann dem Könige nähern; besonders haben die Lazzaroni dieses Vorrecht, denn ihnen beweiset der König mehr Zuneigung als den übrigen Zuschauern. Diese Lazzaroni haben doch indeß Achtung für Fremde, welche den König in der Nähe zu sehen wünschen. Wenn der Verkauf anhebet, wird die Scene äußerst komisch. Der König hält seine Waare so theuer als möglich, er streicht sie heraus, nimmt dabei die Fische in seine königlichen Hände, und sagt alles davon, was nur die Lust des Käufers darnach anregen kann. Die Neapolitaner, welche gewöhnlich schon sehr dreist sind, begegnen dem Könige bei dieser Gelegenheit mit der größten Freiheit, und schimpfen so auf ihn wie auf einen gewöhnlichen Küstenhändler, der sie übertheuern wollte. Der König freut sich über ihre Schimpfreden, und belacht sie oft aus vollem Halse. Nachher geht er zur Königinn, und erzählt ihr alles was beim Fischen und Verkaufe der Fische vorgefallen ist; welches ihm eine weitläuftige Materie zu Possen giebt. Aber indeß der König fischt oder jaget, schalten die Königinn und die Minister, wie schon gesagt, nach ihrem Belie-

ben, und die öffentlichen Angelegenheiten gewinnen dadurch eben nicht.

Erläuterung über die Paglietti.

Die Anzahl dieser neapolitanischen Rechtskundigen ist sehr übertrieben angegeben worden, wie ich schon gesagt habe; sie beläuft sich noch nicht auf drei tausend. Es giebt aber zu Neapel eine Menge Leute, die sich immer schwarz kleiden, und sich auch im übrigen ganz wie die Paglietti tragen, ob ihnen schon diese Benennung nicht zukommt, welche nur denen, welche den Doktorhut erhalten haben, gebührt. Unrechtmäßigerweise nennt man auch Paglietti die Unterbeamten der Vicarei, die Archivisten, die Schreiber der vornehmsten Rechtsgelehrten, die welche Prozesse übernehmen, und mehrere Leute dieser Gattung. Viele dieser letztern werden mit der Zeit Paglietti, ohne sich einem Examen unterwerfen zu dürfen, und bloß durch die Protektion ihrer Patronen, die dadurch ihre vieljährigen eifrigen Dienste zu belohnen suchen.

Bei dem wirklichen Pagliettismus giebt es verschiedne Emolumente, und diese Vortheile vermehren sich nach Verhältniß älterer Grade. Alle diejenigen, welche Doktores werden, müssen eine Abgabe geben, welche nach dem angezeigten Verhältniß unter die Paglietti vertheilt

wird. Man hat mich versichert, daß ein alter Paglietti zwei bis drei tausend Dukaten jährlich ohne sonderliche Mühe verdiente. Es giebt auch noch andre Sporteln für die Rechtsgelehrten, die sie in Rücksicht und nach Maaß des Alters ihrer Dienstzeit heben.

Viele Adliche und Personen des ersten Ranges lassen sich in die Zunft der Rechtsgelehrten aufnehmen, weil in vielen Testamenten die Erben ihres Erbrechtes für verlustig erklärt werden, wenn sie nicht in die Zahl der Paglietti aufgenommen sind. Bei dergleichen Einrichtungen, die in testamentarischen Verordnungen oft statt haben, ist es den Adelichen nicht zu verdenken, wenn sie die Rechte studiren, um nicht den Verdruß zu haben, eine ihnen zukommende Erbschaft in einen andern Zweig ihrer Familie übergehen, oder die Einkünfte eines Hospitals vermehren zu sehen. Die Absicht der Erblasser geht ohne Zweifel dahin, ihre Erben zu zwingen, sich mit der rechtlichen Prozedur bekannt zu machen, um nicht den Betrügereien der Paglietti ausgesetzt zu seyn, die hier, wie allerwegen, die Unwissenheit ihrer Klienten zu benutzen verstehen. Man muß sich also nicht wundern, daß es in Neapel vornehme Standespersonen giebt, welche Rechtsgelehrte und in die Zunft aufgenommen sind, wenn sie gleich keine Berufsgeschäfte der Art ausüben. Das

Cerimonienkleid der Doktoren der Rechte gleicht dem, welches die vormaligen Abbe's in Frankreich trugen; sie tragen kleine Ueberschlägel, und ein leichtes galantes Käppchen. Wir wollen hoffen, daß die Revolution, die uns wiedergebohren hat, diese halb geistliche halb weltliche Amphybien aus Neapel, wie aus Paris, verjagen wird.

Die Paglietti stehen in Neapel, sowohl bei Hofe als in der Stadt, in großem Ansehen. Es giebt nicht leicht eine adeliche oder reiche Familie, die nicht ihren Paglietti hätte, den sie bei jedem Anlasse zu Rathe ziehen. Man darf nicht den unbedeutendsten Ankauf, die kleinste Veräußrung, die geringste bürgerliche Handlung, ohne Zuziehung eines Rechtskundigen, vornehmen. Will man ein Kind in ein Kollegium oder in ein Kloster bringen, oder einen Bedienten abschaffen, oder annehmen, so muß man vorläufig wissen, was der Herr Doktor hierzu meint. Daraus läßt sich leicht abnehmen, was für einen Einfluß diese Art Menschen in allen einigermaaßen wohlhabenden Häusern haben.

Die Gesetze.

In keinem Lande in Europa herrscht wohl eine größere Verwirrung in den Gesetzen, als

in den beiden Sizilien. Das Widersprechende verschiedner dieser Gesetze, die Verschiedenheit der alten und neuern Codices, die alle gleichmäßig eine Autorität ausmachen, geben der Chikane sehr mächtige Waffen in die Hände. Die Gesetze der alten Normannen, welche einst das Reich eroberten, so wie die der Longobarden, sind noch in ihrer vollen Kraft. Die der Friedriche werden noch oft angeführt; und diese sind wahrscheinlich die besten. Die der arragonischen Könige haben auch ihre Kraft noch nicht eingebüßt, und sind nicht die schlechtesten. Als die Könige von Spanien Neapel besaßen, gaben sie viel Gesetze, die aber größtentheils nichts taugen; indeß hat man nicht dafür gesorgt sie abzuschaffen. Noch muß man zu diesem Mischmasch von Gesetzen, die ein wahres Chaos bilden, der Edikte des Wiener Hofes, zur Zeit seiner Oberherrschaft, erwähnen, die ebenfalls nicht vernichtet sind; so auch die vom König Karl III. und viel andre noch vom jetztregierenden Könige.

Durch alle diese, sich in sich selbst widersprechende Gesetze werden die Prozesse ewigdauernd, und entreißen machen Verbrecher der verdienten Strafe; denn die Gerichtshöfe richten gern nach den gelindesten Gesetzen. Selten daß ein Verbrecher zum Tode verurtheilt wird; und die Galeerenstrafe, die häufig zuerkannt wird, ist

in Neapel weit gelinder als sonst irgendwo. Nach den Galeerensklaven in den Staaten des Papstes giebt es keine die gelinder als die neapolitanischen behandelt würden. Indeß kann man doch nicht sagen, daß das Verfahren in Kriminalsachen durchaus gelinde wäre; denn bei der unendlichen Langwierigkeit der Prozesse verfaulen die Gefangnen beinahe in den schmuzzigen Gefängnissen. Unter diesen Gefangnen trift es sich wohl, daß es Schuldlose giebt, welche dann doch die Greuel einer Gefangenschaft, die ärger als Galeere oder Sterben ist, aushalten, und oft unterliegen sie der Quaal, ehe ihre Unschuld anerkannt ist. Viel trägt es bei, die Kriminalprozesse zu verlängern, weil alle Angelegenheiten der Art vor den Metropole (Erzbischof) kommen müssen, und die wenigsten in den Hauptstädten der Provinzen abgemacht werden. Die große Menge Kriminalprozesse verursacht, daß man sie nur äußerst langsam befördert.

Als ich in Neapel war, ereignete sich etwas, woraus der Leser den Geist der Kriminaljustiz und die Prozeduren derselben genau wird beurtheilen können.

Ein Verbrecher, dessen Prozeß seit zwei Jahren beendet war, erwartete die Strafe, die seinem durch mancherlei Laster befleckten Leben

ein Ende machen sollte. Es erhob sich indeß zwischen ihm und einem Mitgefangnen ein Streit, und er tödtete diesen durch einen Messerstich. Da es hier darauf ankam, den Gefangenen ein Beispiel zu geben, so wurde dieses neue Verbrechen bald dem Urtheile des Tribunals vorgelegt. Der Mörder hatte schon fünf ganz genau erwiesene Meuchelmorde begangen, wofür er zum Rade und mit glühenden Zangen gekniffen zu werden verurtheilt war. Was geschah? Sein erster Prozeß wurde vergessen, und nicht von fern wieder gedacht; und da diese letzte Mordthat zu entschuldigen zu seyn schien, weil es in einem Zanke und in der Hitze geschehen war, so urtheilte man, daß er füglich nur zu einer zehnjährigen Galeerenstrafe verdammt werden könne. Es ist ein positives Gesetz vorhanden, nach welchem ein Verbrechen, keines vorherbegangnen Verbrechens wegen, als wofür er seine Sentenz bekommen hat, angeklagt werden kann. So entgieng ein Mörder, der einen schmachvollen Tod verdient hatte, denselben durch einen neuen Mord. Man hält unablässig bei dem Könige an, daß er einen neuen Codex einrichten lasse, wodurch diesen Mißbräuchen ausgewichen werde; aber der König ist schwach; er läßt sich von seiner Gemahlinn und einem unwissenden Minister beherrschen. Denn der Ritter Akton hat weder

genug Einsichten noch Vaterlandsliebe, um so billige Forderungen zu unterstützen.

Ueber Mönchsgewalt.

Die Geistlichkeit genießt in diesem Königreiche des größten Ansehens und einer beinahe uneingeschränkten Gewalt. Die Justiz fürchtet sie, und wagt nicht die Verbrechen zu bestrafen, deren sie sich schuldig macht. Als ich in Neapel war, tödtete ein Mönch aus dem Kloster St. Augustin eine Frau in einer Kirche. Der Bösewicht lebt noch ganz ruhig in dem nämlichen Kloster, ohne daß die geringste Untersuchung über diese abscheuliche Unthat geschehen wäre. Er entgieng der Ahndung der Gerichtshöfe aus zwiefacher Ursache, erstlich als Mönch, zweitens als Abkömmling der adelichen Familie Gennaro. Hier folgt die Ursache dieses abscheulichen Mordes.

Dieser Mönch unterhielt ein sehr hübsches Mädchen. Die Nachbarn bemerkten es, und sprachen davon. Eine Freundinn des Mädchens empfahl ihr, bei den Besuchen des Mönches mit mehr Behutsamkeit zu verfahren, weil schon viel darüber geschwatzt werde. Das Mädchen vertraute ihrem Liebhaber den guten Rath der ihr gegeben war, und nannte ihm zugleich die Rathgeberinn. Dieser grausame Mensch

nahm sich vor, sich zu rächen. Nun begab sich bald darnach die arme Frau zum Abendgebet in die Kirche des Klosters, der Mönch redete sie an, und unterhielt sich mit ihr, bis sich die Menge verlief; plötzlich zog er einen Dolch unter seinem Kleide hervor, und stieß ihn der Unglücklichen ins Herz.

Der Bösewicht gieng von da, sich seinem Superior zu Füßen zu werfen; dieser liebte ihn, und nahm ihn in Schutz. Man schickte ihn in ein nahegelegnes Kloster, wo er sich verborgen hielt, bis die durch diesen Mord entstandnen Gerüchte sich wieder gelegt hatten. Nach vier Monaten kam er nach Neapel zurück, und fuhr fort, vor wie nach, in der nämlichen Kirche zu dienen, die er durch seine entsetzliche Uebelthat geschändet hatte.

Warum reinigte Ferdinand nicht die Erde und sein Reich von einem solchen Ungeheuer? Er mußte dies Verbrechen, von dem in Neapel allgemein gesprochen wurde, doch erfahren haben. Warum strafte er nicht den Superior, der sich unterstand einen so strafbaren Bösewicht der Rache der Gesetze zu entziehen? Eben aus der Schwachheit, die allen seinen guten Eigenschaften schadet, und sie fruchtlos macht. Er hätte sich sogar nicht einmal darauf einschränken müssen, den Strafbaren auf öffentlichem Richtplatze umkommen zu lassen, und alle Geist-

liche dieses Ordens aus seinem Königreiche zu verbannen; seine Pflicht erforderte, es auch an denen Obrigkeiten streng zu ahnden, die ihren Stellen nach befugt waren, den Verbrecher zu verfolgen, und ihm der Justiz zu übergeben, und deren Nachlässigkeit oder abergläubische Nachsicht eine exemplarische Strafe verdiente.

Der außerordentliche Straßenräuber.

Als ich das erstemal in Neapel war, sprach man eben viel von einem Angiolino del Duca, dem Anführer einer Räuberbande. Er war ein Mann von erwiesener Tapferkeit, und dem es nicht am Verstande fehlte. Er bestahl die Reichen, und that den Armen viel Gutes. Nie fiel er Reisende an, besonders wenn es Fremde waren, und er gab ihnen sogar eine Begleitung mit, damit sie nicht von irgend einer von ihm abhängigen Räuberbande angegriffen würden. Er begnügte sich damit, die Baronen und vornehmen Herren in Kontribution zu sezzen, mit welchen er in öffentlicher Fehde lebte.

Angiolino del Duca durchstrich Städte und Provinzen, und so wie er irgendwo anlangte, errichtete er ein Justiztribunal. Er hörte die Partheien ab, fällte Sentenzen, und verrichtete alle Funktionen der Obrigkeiten. Man behauptet, er habe der Justiz weit besser, als die

gewöhnlichen Richter vorgestanden, und ohne Sporteln anzunehmen. Wahr ist es, er hatte ein fatales Vorurtheil gegen alle Reiche, und da mag es sich dann wohl getroffen haben, daß er sie unbillig verurtheilt habe; vielleicht trieb ihn auch wohl die Begierde, sich bei der Menge beliebt zu machen, zu manchem ungerechten Ausspruche.

Auf einer seiner Streifereien, wo er von seiner Bande begleitet wurde, stieß er auf einen Bischof, der nach Neapel reisete. Er befragte Se. Bischöfl. Gnaden, wie viel Geld sie wohl bei sich hätten? Der Bischof gestand, er habe tausend Unzen. »Sie brauchen nur die Hälfte dieses Geldes, sagte Angiolino, zu Ihrem Aufenthalte in Neapel und um wieder nach Ihrer Diöces zu reisen. Geben Sie mir also fünfhundert Unzen, und dann geleite Sie Gott!«

Dieser gefürchtete Straßenräuber schrieb den vornehmen Gutsherren und den Pächtern oft sehr höfliche Billets, worin er Geld von ihnen verlangte; oft auch trat er in Unterhandlung mit ihnen, so daß, wenn er eine bestimmte Summe gefordert hatte, er sich nachher mit der Hälfte oder dem Drittheil begnügte. Dann versprach er ihnen in einer gewissen Zeit nicht wieder beschwerlich zu fallen, und er hielt Wort. Mann nannte ihn gewöhnlich den König der

Felder; ihm wurde allerwegen gehorcht, und vom Volke wurde er geliebt und geehrt.

Angiolino del Duca war der Herkules und der Theseus seiner Zeit, oder der Don Quixote, der Schmach und Schimpf rächte, sich der Bedrängten annahm, und den Armen Gutes that, aber immer zwischen Galgen und Rad schwebend.

Ein reicher Benediktiner Abt, der zweitausend fünfhundert Unzen in Golde in seinem Mantelsacke hatte, fiel dem Angiolino unglücklicherweise in die Hände. Der stets artige Räuber nahm ihm nur die Hälfte dieser Summe, wovon ein Theil, wie er sagte, dazu dienen sollte, ein armes Mädchen auszustatten, die andre aber, einige Familien armer Landleute zu unterstützen, das Uebrige aber zum Unterhalte seines Truppes.

Von dem Augenblicke seiner Arretirung und Belegung mit Ketten, bis zur Stunde seiner Hinrichtung, betrug er sich mit besondrer Würde und Entschlossenheit. Alle Welt interessirte sich für sein Schicksal. Man verfuhr summarisch gegen ihn. Wären die gewöhnlichen Formalitäten bei seinem Prozesse beobachtet worden, so wäre Angiolino nicht durch des Henkers Hand umgekommen. Die Neapolitaner sprechen noch mit Enthusiasmus von diesem berühmten Räuber. Sie betrachten ihn als einen

Märtyrer, der als ein Schlachtopfer seiner Liebe für das Volk umgekommen ist.

Dieser kühne Mann, der nur hundert und zwanzig Mann unter sich hatte, wagte es mit dem Könige in Unterhandlungen zu treten. Er erbot sich, mit seiner Mannschaft im Innern des Königreiches die größte Sicherheit zu erhalten, wofern ihm Se. Majestät nur irgend eine ehrenvolle Auszeichnung bewilligen wollten. Er verlangte für sich und seine Leute nur eine ganz gewöhnliche Bezahlung. Dieser Räuber war in der That höchst uneigennützig; er theilte mit seinen Kameraden die Beute mit der gewissenhaftesten Gleichheit, indem er sich mit der Ehre der Befehlshaberschaft begnügte. Er führte die Kasse des Trupps mit größter Treue, und verlangte, daß jeder seiner Leute selber die Rechnungen durchsähe, und den Zustand der Finanzen kennen lernte.

Angiolino del Duca hat nie einen Mord begangen, sogar nicht einmal einen Diebstahl durch Einbruch. Er begnügte sich, schriftlich oder mündlich sehr verbindlich zu fordern. Sein Betragen hatte ihm so sehr alle Herzen gewonnen, daß, wenn er sich irgendwo sehen ließ, ihm alles entgegengieng, ihm Ehre zu beweisen. Seine Untergebne ehrten ihn, und vollführten seine Befehle aufs pünktlichste. Wäre dieser Mann auf einem vortheilhaften Posten

angestellt gewesen, würde er den Neapolitanern wesentliche Dienste geleistet haben.

Hier ist die Ursache, die ihn bewog, sich zum Räuberhauptmann aufzuwerfen. Angiolino war ein armer Bauer, der sich zu seinen Arbeiten eines seinem Herren zugehörigen Esels bediente. Der Esel starb, und nun wollte ihn der Herr bezahlt haben. Angiolino war zu arm, diese Summe aufzubringen; ihm wurde zugesetzt, und endlich mußte er seine geringen Habseligkeiten verkaufen. Dadurch zur Verzweiflung gebracht, gesellte er sich zu einigen Straßenräubern, und wurde die Plage des Adels, an dem er sich seitdem immer zu rächen suchte.

Angiolino rechnete es zu den größern Vergehen der Gutsherren, die er ihnen vorwarf, daß sie ihre Vasallen in so tiefer Unwissenheit ließen. Sobald er der König der Felder wurde, wie schon gesagt ist, schämte er sich seiner Unwissenheit, lernte lesen und schreiben; und wurde sogar wegen der Präcision und Energie seines Stils bewundert. Ein Paglietti, ein sonderbarer Mann, der mit Vergnügen von diesem berühmten Räuber sprach, hatte eine Sammlung von seinen Briefen gemacht. Ich habe einige davon gelesen, die mit der Würde und Kraft des Stils abgefaßt waren, wie es

einem

einem Manne zusteht, der gewohnt ist zu gebieten, und seine Befehle ausführen zu sehen.

Falsches Vorurtheil in Absicht des Markis Tanucci.

Dieser Minister steht in dem Rufe einer besondern Klugheit und tiefen Einsicht in der Regierungskunst, den er weit entfernt ist zu verdienen. Karl III. als er in Toskana war, hatte Zuneigung zu ihm gefaßt. Ein spanischer Soldat hatte etwas begangen, versteckte sich in eine Kirche, und wurde darin auf Befehl des Königs festgenommen. Die Toskanische Geistlichkeit schrie über Verletzung ihrer Privilegien und Gebräuche; und dieser Vorfall machte viel Lärmen. Tanucci, der dazumal Professor auf der Universität zu Pisa war, vertheidigte die Sache des königlichen Ansehens, und zeigte den Mißbrauch der geistlichen Vorrechte, besonders in Kriminalsachen. Als Karl König von Neapel war, erinnerte er sich des Professors Tanucci.

Da dieser Minister schon seit zwölf oder funfzehn Jahren todt ist, so enthalte ich mich von seiner Staatsverwaltung zu reden.

Als Karl nachher die spanische Regierung antrat, ließ er Tanucci in Neapel, immer noch als ersten Minister, und übertrug ihm zugleich

die Oberaufsicht über die Erziehung des jungen Königes. Tanucci, welcher besorgte um seine Stelle zu kommen, hütete sich wohl, dem Prinzen von Saint Nicander im mindesten zuwider zu seyn. Er sah sogar nicht ungern, daß die Erziehung des jungen Monarchen dahin abzielte, ihn in immerwährender Kindheit zu erhalten, dadurch den Ministern der friedliche Besitz der königlichen Gewalt auf immer gesichert schien. Dieser einzige Zug ist schon hinreichend, den Begriff, den man sich von diesem Minister zu machen hat, festzusetzen.

Man hält allgemein dafür, Tanucci habe den Entwurf gehabt, die Feudalregierung in beiden Sizilien zu vernichten. Man bildet sich sogar ein, er habe sie aufgehoben, und dem Adel die Macht benommen, das Volk zu unterdrücken. Man schreibt ihm einen sehr gescheuten Kodex über diesen Gegenstand zu; allein man irrt sich höchlich. Dieser Minister hat eigentlich nicht das Feudalsystem angegriffen, sondern bloß einige Große, die ihn persönlich beleidigt hatten, gedemüthigt. Aus Rache, nicht aus Liebe zum öffentlichen Wohl, ist er thätig gewesen: allein der neapolitanische Adel hat in seinen Bedrückungen um nichts desto weniger fortgefahren.

Ein unseeliger Entwurf scheitert.

Eine Gesellschaft Leute, deren Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit man nie rühmen wird, hatten einen Entwurf gemacht, der auf dem Punkte war zu Stande zu kommen, und der die beiden Sizilien vollends zu Grunde gerichtet haben würde.

Ein Herzog Sorbelloni von Mayland, ein Mensch, der die größte Gewinnsucht mit der ungeheuersten Verschwendung verband, übrigens nur ausschweifende Ideen hatte; der Marquis Civia von Rom, ein betrügerischer Bankeruttirer; der Herr Joseph Brentano, ein Mensch von gemeinem Herkommen, und der einen Handel mit der Schönheit seiner Frau trieb; zuletzt der Rath Calzabiggi, ein sehr gelehrter Mann, der sogar Schriftsteller und voller Verstand war, aber ehrgeizig, intrigant, und ein Kabalenmacher. Diese Leute hatten den Entwurf gemacht, die Finanzen des Königreichs Neapel zu pachten. Der Herzog Sorbelloni war die Hauptperson bei der Unternehmung, obschon die Erfindung des ganzen Projekts Calzabiggi gehörte; und die Summen, welche der Herzog verschwendet hat, diese Gesellschaftsverbindung zu bilden, haben seine Umstände sehr zerrüttet.

Wäre dieser Plan ausgeführt worden, so

hätten die Unternehmer freilich große Schätze erworben, aber der Staat wäre zu Grunde gerichtet worden. Generalpächter in einem Reiche, wo weder Polizey ist, noch Gesetze sind, wo die Magistratur im Verfall ist, wo die Königinn und die Minister alles für baares Geld feil haben, würden die Nation nach Belieben bedrückt, und ungeahndet die strafbarsten Erpressungen begangen haben, bis die durch ein so hartes Joch gequälte Nation sich dagegen empört hätte; welches unfehlbar geschehen seyn würde.

Diese Herren richteten ihren Plan mit vieler Geschicklichkeit ein. Sie erboten sich nicht sogleich zur Generalpacht der Monarchie, sondern schlugen bloß die Einrichtung eines Lotto vor, welches einzig vom Willen des Königes abhieng, indeß die andern Finanzzweige noch in den Händen verschiedner Großen waren, mit denen sie sich erst verständigen mußten. Die Hauptinteressenten hatten sie schon auf ihre Seite gezogen, damit diese ihnen nicht entgegen wären, wenn sie nun mit ihrem ganzen Entwurfe bei Hofe herausrückten, und nachdem sie sich der Besitzer des Lotto versichert hatten, machten sie dem Könige täuschende Anerbietungen,, die ihm große Vortheile vorspiegelten. Die Königinn hatte zwei hundert tausend Dukaten bekommen, und der General Akton funfzig tausend, sie

dem Projekte geneigt zu machen. Man hatte so gar den König durch einen starken Vorschuß gewonnen.

Schon war für die Theilhaber des Unternehmens alles in Richtigkeit, als Don Trajano Odazi den edlen Entschluß faßte, seinen Mitbürgern die Gefahr, die sie bedrohete, bekannt zu machen, und ihnen dieses Geheimniß der Unredlichkeit zu offenbaren. Er verfertigte ein Memoire raisonné über diesen Gegenstand, worin er, nachdem er die nachtheiligen Folgen des Lotto in Absicht der Sitten und des Glücksstandes der Einwohner dargethan hatte, noch bewies, daß das Lotto unter der Direktion welcher Gesellschaft es auch seyn möchte, selbst von eingesessenen Leuten, dennoch die unseeligsten Folgen für das Land nach sich ziehen müßte. Er entlarvte die verborgenen Entwürfe der Unternehmer, deren eigentlicher Zweck es war, die ganze Finanzverwaltung des Staates an sich zu reißen, welches die Regierung mit einem Totalumsturze bedrohete.

Dieses Werk machte das größte Aufsehen in Neapel. Man kann sich vorstellen, daß es der Königinn und ihrem Lieblinge mißfiel. Der Verfasser wäre beinahe auf Zeitlebens eingesetzt worden. Er hatte jedoch nichts ohne Einwilligung des Königs bekannt gemacht, welcher dieses Memoire verschiednemal durchgelesen, und

sich mit Odazi darüber unterhalten hatte. Der Monarch hatte verschiedne recht scharfsinnige Bemerkungen dabei gemacht, und der Verfasser gab ihm darüber die allerzureichendste Auskunft. Ferdinand, der nun gut unterrichtet war, schlug es immer standhaft ab, die Urkunde dieses unglücklichen Entwurfs zu unterschreiben. Es kam deshalb sogar zwischen ihm und der Königinn zu einem heftigen Wortwechsel; er bezeigte aber einen so kräftigen Widerstand, daß man es nicht wagte, ihm ferner von dieser verhaßten Sache etwas vorzubringen.

Innere Staatsökonomie, und mündliche Kontrakte.

Der Finanzkonseil besorgt auch zugleich die innre Staatsökonomie. Dieser Konseil ist in seiner Zusammensetzung sehr unzweckmäßig: denn er besteht aus einigen Kriminalisten, und einigen Advokaten, das heißt, aus Personen, denen die Staatsökonomie ganz etwas Unbekanntes ist. Die andern Räthe verstehen nichts mehr davon, zwei ausgenommen, die einige, doch nur sehr geringe Kenntniß davon haben. Der General Akton, das erste Triebrad aller Angelegenheiten, ist in dieser Wissenschaft ebenfalls ganz unwissend; und was noch schlimmer

ist, er liebt nicht einmal das Land, wo er ein so glänzendes Glück gemacht hat.

Es giebt gar keine Regierung, welche den gesunden Grundsätzen der Staatswirtschaft mehr entgegen wäre, als die neapolitanische. In allen Provinzen bedient man sich zum Verkaufe der Feldfrüchte, der Contratti alla voce, oder mündlichen Kontrakte. Es ist der Mühe werth, einen Begriff davon zu geben.

Zur Zeit der Erndte wird der Preis aller Feldfrüchte festgesetzt. Es scheint, man sollte von den verschiednen, durch Käufer und Verkäufer willkührlich festgesetzten Taxen, ein mittleres Verhältniß wählen, oder eine der in verschiednen Ortschaften und Märkten angenommnen Preisen verhältnißmäßige Taxe. Ein solches verpflichtendes Gesetz wäre schon immer drückend genug. Das Gesetz drückt sich in der That so darüber aus; aber die großen Güterbesitzer haben gewußt es zu verfälschen und noch verhaßter zu machen.

Der hohe Adel und die reichen Eigenthümer versammeln sich in jedem Districte, sie erkundigen sich nach allen Preisen, die für jegliche Gattung festgesetzt ist, und dann nehmen sie den niedrigsten für den gangbaren an.

In eben dem Zeitpunkte pflegen die Gutsherren ihre Rechnungen mit ihren Pächtern und Meyern abzuthun. Zum Beispiel, es kä-

men einem Bauer hundert Livres für seine Arbeit zu: so sagt man ihm: »hundert Livres machen zehn Sack Getreide, den Sack zu zehn Livres gerechnet, aus; du bist mir aber noch mit drei hundert Livres im Rückstande, du giebst mir also noch zwanzig Säcke Getreide für die restirende zwei hundert Livres.« Aber der Landmann muß auch verkaufen, die andern Schulden, Auflagen und Abgaben an den Souverain zu bezahlen. Nun dürfen sie an Niemand als den Gutsherren zu den in den mündlichen Kontrakten festgesetzten Taxen verkaufen. So kauft der Herr für zehn Livres, was vielleicht dreißig und vierzig werth ist.

Sobald ber Gutsherr das Getreide an sich gekauft hat, bekommt es einen ganz andern Werth; denn die mündlichen Kontrakte verlieren ihre Kraft gleich nach der Auseinandersezzung der Herren und Pächter. Zwei Monate nachher, wenn der Landmann sein Korn verkaufet hat, bedarf er dessen zum Unterhalt seiner Familie; dann ist er genöthigt, es seinem Herrn für den gangbaren Marktpreis abzukaufen, und dieser ist zwiefach auch dreifach höher, als der, zu welchem der arme Bauer es verkaufen mußte.

Der schon erwähnte Professor der Staatsökonomie hat dem Könige ein sehr gutes raisonnirtes Memoire übergeben, um ihn zu bewegen, einen für die Anbauer dieser dem Wohl

des Staates so kostbaren Volksklasse so unseeligen Mißbrauch abzustellen. Ferdinand hat die guten Absichten und den Patriotismus des Verfassers gerühmt, die Bemerkungen sind sehr nach seinem Sinne gewesen, und er hat ihm die schönsten Hofnungen gegeben; da dieser Fürst aber mit Großen umgeben ist, deren Interesse die Erhaltung dieser Mißbräuche erfordert, so besorgt man mit Recht, daß noch viel Zeit vergehen wird, ehe diese Reform statt findet, wenn sie überhaupt je realisirt wird.

Patriotismus

Giebt es in Neapel unendlich häufiger als in Rom; ich sage noch mehr: in Rom glühet auch nicht ein Funken Vaterlandsliebe, indeß es in Neapel sehr viele giebt, die alles für das Vaterland zu unternehmen fähig wären; aber diese muß man nicht unter den Großen und Baronen suchen. Einen habe ich indeß doch gekannt, der nicht nur vom Eifer für das öffentliche Wohl glüht, sondern auch über die Mittel, das Reich glücklich und blühend zu machen, und über die Mißbräuche die seinem Wohlstande hindern, sehr aufgeklärt denkt.

Als ich in Neapel war, lernte ich Männer kennen, die durch ihre tiefe Einsichten, und ihre Bürgertugenden gleich schätzbar waren. Ver=

schiedene von ihnen haben dem Könige sehr nachdrückliche Memoires überreicht, worin die in den Gesetzen, Prozeßordnungen u. s. w. vorzunehmende Verbesserungen, auf das einsichtsvollste entwickelt waren. Die Werke des Ritters Filangieri sind bekannt; er war durch seine Kenntnisse, wie durch seine Sitten und Tugenden gleich schätzbar. Des Don Trajano Odazi ist schon gedacht, der ein unseeliges Projekt scheitern machte. Er hat unter andern in einer Abhandlung dargethan, daß der Handel, insonderheit der mit Getreide, der allereingeschränktesten Freiheit bedarf.

Don Dominicus de Gannaro de Cantaluppo, der nachher Herzog von Belforte durch den Tod seines Bruders wurde, den er nur kurze Zeit überlebte, hat über den Mißbrauch der Annona geschrieben; denn es giebt deren eine zu Neapel, die aber jedoch nicht so zu Grunde richtend ist, als die zu Rom.

Don Melchior Delfico, Militairbeisitzer der Provinz Teramo, hat verschiedne mit vieler Wahrheit und Eleganz geschriebne Werke herausgegeben, die sich noch übrigens durch eine richtige Logik empfehlen; in diesen ist es ihm gelungen, die nehmlichen Resultate auszuziehen, wie die Oekonomisten in Frankreich, deren Schriften er jedoch nicht gelesen hatte. Ich bewog ihn zuerst, sich mit ihnen bekannt zu

machen. Er ist einer der verdienstvollsten Leute Italiens. Ich besitze eine Abhandlung von ihm, worin er sich sehr gegen das Tribunal de la Graisse, welches die Aufsicht über allen Handel mit Lebensmitteln hat, auslåßt. Auch habe ich zwei würdige Geistliche gekannt, die Brüder Cestari, welche die von dem berühmten Grimaldi angefangnen Jahrbücher des Königreichs Neapel fortsetzen. Die Cestari bestreiten in diesem Werke sehr nachdrücklich die lächerlichen Ansprüche des römischen Hofes. Eine neapolitanische Dame, welche sich erst nur durch angenehme und sinnreiche Gedichte auszeichnete, hat sich nachher trocknern, aber für das öffentliche Wohl wichtigen Studien ergeben; es ist Donna Eleonora Fonceca Pimentel. Sie hat ein Werk über den Entwurf einer Nationalbank geschrieben, wo sie sehr tiefe Kenntnisse darlegt, welche die in dieser Materie gelehrtesten Männer interessiren könnten.

Im Ganzen sind die Römer über Gegenstände der Staatswirthschaft höchst unwissend. Die gelehrten Römer folgen mehrentheils nur ihrer Privatneigung, ohne den öffentlichen Nutzen dabei zu erwägen; allein in Neapel findet man, obschon der Adel und der gemeine Mann in der tiefsten Unwissenheit stecken, doch, besonders unter den Paglietti, wirkliche Philosophen, die bei ihren Studien und Betrachtungen den

Nutzen und das Glück ihres Vaterlandes beabsichtigen, und über diesen wichtigen Gegenstand Schriften bekannt gemacht haben, woraus sich die nützlichsten Kenntnisse schöpfen lassen.

Ueber Mönche und Priester.

Ich hatte schon in Rom gehört, daß es in Neapel eine weit beträchtlichere Anzahl derselben gäbe, als in der Hauptstadt der Christlichen Welt, wo doch die Regierungsform einer größern Menge gestattet würde. Ich habe mich genau erkundigt, ehe ich es wagte, die Anzahl dieses geistlichen Geschmeißes zu bestimmen.

Im Königreiche Neapel giebt es, Sizilien ungerechnet, sechzig tausend Priester und Mönche, drei tausend Layenbrüder und zwei tausend sechs hundert Konversen, und das bei einer Volksmenge von vier Millionen acht hundert tausend Menschen.

Man rechnet gewöhnlich, daß eine Nation, zu ihrer Vertheidigung an Land- Seesoldaten und Matrosen, nur den hundertsten Mann nehmen dürfe. Das wäre also von einer Million, zehn tausend Mann. Der Ueberschuß wird dem Ackerbau, dem Kommerz und jedem Zweige der Industrie entzogen. Indeß sind diese Soldaten doch nicht so durchaus zur Ehelosig-

keit verdammt; eine große Anzahl derselben ist verheirathet, und giebt dem Staate Bewohner.

Man könnte also auf eine Volksmenge, wie die neapolitanische, acht und vierzig tausend Soldaten zu Wasser und zu Lande haben. Der König von Neapel unterhält eine Landmacht und eine Marine von vierzig tausend Mann; und da sechs tausend davon in Sizilien gebraucht werden, so wollen wir nur vier und dreißig tausend rechnen. So kann man sagen, daß diese Regierung weise ist, eine Kriegsmacht zu halten, die noch nicht den hundertsten Mann seines Bevölkerungszustandes wegnimmt; und das um so mehr, da man bei diesen Truppen drei bis vier tausend rechnen kann, die nicht Eingebohrne sind, welches dann die Nationaltruppen auf dreißig tausend zurückbringt. Nun wollen wir eine Berechnung der Menge darlegen, welche dem Länderanbau, den Künsten und dem Kommerz entzogen werden:

Truppen zu Wasser und zu Lande	30,000.
Priester und Mönche	61,000.
Layenbrüder	3,000.
Nonnen	22,000.
Layenschwestern	2,600.
Summa	118,600

Es ist also erwiesen, daß in dem Königreiche Neapel mehr als vier und zwanzig tausend Individuen von jeder Million für nützliche und un-

entbehrliche Künste verlohren sind, worunter ungefähr siebenzehn tausend Individuen von jeder Million unfruchtbar und null für die Bevölkerung sind; denn die paar tausend Bastarde, von welchen der neunzehnte oder zwanzigste Theil umkommt, ehe er das männliche Alter erreicht, sind für nichts zu rechnen.

Wir wollen nicht einmal der sehr großen Menge Ehelosen erwähnen, welche in diesem Königreiche sind, wo alle jüngere Söhne adlicher Familien durch ihre geringe Glücksgüter dahin gebracht sind, auf die Annehmlichkeiten einer rechtmäßigen Ehe Verzicht zu thun; welches doch im Grunde der einzige Stand ist, der wesentlich zur Bevölkerung seines Vaterlandes beitragen kann.

Indeß ist dieses Land dennoch bevölkert; aber welcher Ursache verdankt es seinen beträchtlichen Beaölkerungsstand, der unter einer bessern Staatsverwaltung noch vierfach erhöht werden könnte? Der Fruchtbarkeit seiner Weiber, die bei einem stets heitern Himmel, bei der angenehmen Milde ihres Klima's viel Kinder gebähren. Bei so schlechten Gesetzen, einer so abgeschmackten Religion, und einer so drükkenden Regierung, würde jedes andre Land, von ebenmäßiger Größe, kaum einen Bevölkerungsstand von hundert tausend Menschen haben.

Folgendes sind die Ursachen, welche am meisten beitragen, die Klöster mit unnützen und ausgearteten Menschen zu füllen. Es werden in allen Orden so viele angenommen, als sich nur darbieten, selbst schon in einem Alter von sieben Jahren, und das zwar zufolge einer Einrichtung, von welcher man im ganzen übrigen Italien nichts weiß. Obschon diese Novizen in einem so zarten Alter angenommen werden, können sie doch erst im sechzehnten Jahre ihre Gelübde ablegen. Man weiß ja wohl, wie wenig die Vernunft in dem Alter gebildet ist, und es ist die größte Vermessenheit, dann schon über sein ganzes Schicksal zu entscheiden, und sich durch unauflösliche Bande, einer Einrichtung verpflichten, welche den ersten Naturgesetzen so zuwider ist. Der König hat sich leicht von der Abgeschmacktheit dieses Gebrauches überzeugt; aber die Königinn und die Minister haben seinen guten Absichten beständig entgegen gearbeitet. Dieser Mißbrauch geht also seinen Gang wie in den vorigen Jahrhunderten fort.

Wenn zum Beispiel ein Hausvater fünf Kinder männlichen Geschlechtes hat, so behält er eines davon bei sich; die andern bringt er in verschiedne Klöster, oder auch wohl in eines, wenn er einem einen besondern Vorzug giebt. Diese Kinder werden in einem zarten Alter aufgenommen; sie bekommen den Ordenshabit,

und sie werden mit den andern Novizen unterrichtet; nun wird keine Liebkosung und Anlokkung anzuwenden unterlassen, ihnen Liebe zu dem Orden, der sie aufgenommen hat, einzuflößen, und ihnen Neigung zum geistlichen Stande beizubringen. Diese Kinder gewinnen andre Novizen ihres Alters lieb, wodurch ihnen der Aufenthalt in der Abgezogenheit angenehm wird, und endlich sagen sie sichs gegenseitig zu, sich nie zu trennen. Eben so verfährt man in den Nonnenklöstern, die nach denselben Regeln eingerichtet sind.

Es begegnet auch wohl, vermuthlich aber nur selten, daß ein junger Novize, wenn er alt genug geworden ist, die Gelübde ablegen zu können, seinen Entschluß ändert, und sich in die menschliche Gesellschaft zurück zu kehren sehnt. Alsdann wird er seinen Verwandten als ein schlechtes Subjekt zurückgeschickt; sie müssen alles was er an Kleidung und Nahrung bekommen, bis auf die Stunde da er das Kloster verläßt, baar ersetzen. Man kann leicht denken, wie schwer es fällt, diese Summe zu ersetzen, wenn der Fall bei einer armen Familie eintritt. Die Eltern sind aufgebracht, ein Kind, dessen sie sich auf immer entledigt hielten, wieder zu bekommen, und dazu veranlaßt es ihnen eine so schwere Ausgabe; es wird also übel behandelt. Eine dergleichen üble Aufnahme

im väterlichen Hause zwingt einen jungen Menschen oft, in das heilige Gefängniß, dessen Ketten er zerrissen hatte, zurückzukehren.

Der König weiß das alles recht gut, wie schon erwähnt ist, und er hat nicht Muth genug es abzuändern. Das ist eine traurige Folge der despotischen Regierung, bey welcher das Schicksal ganzer Völker von einem einzelnen Menschen abhängt, der entweder aus Schwäche, aus Unfähigkeit, oder als Folge einer schlechten Erziehung, die größten Unordnungen bestehen läßt, indeß die Untertyrannen über die Unterthanen nach Gutdünken schalten, und sie auf tausendfache Art drücken.

Die ganze neapolitanische Klerisei, Weltgeistliche und Ordensmänner, sind die allerunwissendste Menschenklasse die es nur geben kann. Man muß selbst in Neapel gewesen seyn, selbst die Klöster in diesem Lande untersucht haben, um sich einen Begriff von dem Grade viehischer Dummheit und schmutziger Lüderlichkeit zu machen, worin die Priester und Mönche versunken sind. Ihre Sitten sind bei weitem die verderbtesten von allen Mönchen in andern katholischen Ländern; und das will viel sagen. Mord, Nothzucht und Gift sind ihnen ganz vertraute Dinge. Als ich in Neapel war, nothzüchtigte ein junger Jakobinermönch ein Mädchen, und brachte es so dann um. Fünf Barfüßermönche

ermordeten ihren Superior, welcher sie zwingen wollte, die Vorschriften des h. Franziskus, ihres Ordensstifters, regelmäßig zu befolgen. Zwei Kanonici machten sich eines Diebstahls durch gewaltsamen Einbruch schuldig, welcher mit schändlichen Excessen begleitet war. Das Empörendste bei dem allen ist noch, daß die Regierung keinen Schritt thut, diese Bösewichter zu strafen.

Die Sitten der Nonnen sind den Vorschriften ihrer Ordensregeln nicht angemeßner. Ihre Klöster sind die beständigen Schauplätze der zügellosesten Orgien. Diese Schilderung wird dem Leser gnügen, der es nicht ungern sehen wird, wenn man über diese Gegenstände den dichtesten Schleier fallen läßt.

Die Ordensgeistlichkeit ist in den beiden Sizilien so reich, daß sie beinahe ein Drittheil aller Güter im Lande besitzt. Es giebt Klöster, die unermeßliches Einkommen haben. Gewisse Nonnenklöster nehmen hundert tausend Dukaten in Silber ein. Doch giebt es auch Bischöfe, die verhältnißmäßig mit ihrem Range sehr arm sind.

Ausnahme von der allgemeinen Regel.

Wenn ich von der Unwissenheit sprach, in welche die neapolitanische Geistlichkeit versun-

ken ist, habe ich nicht vorausgesetzt, daß es gar keine Ausnahme gäbe. Es giebt deren sehr ehrenvolle; aber einige einzelne Mitglieder machen bei einer ungeheuren Menge nichts aus. Unter einer Menge Bischöfe, die ganz so ungelehrt wie die spanischen und portugiesischen sind, trift man doch ihrer zwei an, die für gelehrte gelten können. Der eine ist der Prälat Lopes, Bischof von Nola; der andere ist Capece Latro, Erzbischof von Tarent. Letzterer hat viel Kenntniß von der griechischen Geschichte seines Vaterlandes, ist auch nicht unwissend in der Naturgeschichte, und er steht mit der Kaiserinn von Rußland in Briefwechsel, welcher er eine Sammlung der Erzeugnisse des Golfo, auf welchem sein Kirchsprengel liegt, überschickt hat.

Unter den Ordensgeistlichen stößt man nur selten auf einen Benediktinermönch, der einen leichten Anstrich von Alterthümer und Geschichtskunde hätte. Von den Franziskanern weiß ich nur den Pater Onorati, der ein Mathematiker ist. Bei den übrigen Mönchen herrscht die Fülle der tiefsten Dummheit und Unwissenheit.

Die Beichtväter des Hofes sind nicht klüger als die Uebrigen. Der Prälat San Severino, des Königs Beichtvater, fragte mich einst, ob ich wohl Gelegenheit gehabt hätte, den Pater General der Sorbonne zu sprechen? der

müßte wohl ein grundgelehrter Mann seyn. Er hielt also eine theologische Fakultät für einen geistlichen Orden. Ein anderer vornehmer Geistlicher erkundigte sich bei mir, welche Ordensleute bei den Lutheranern nach den Augustinern im größten Ansehen ständen; denn diesen Orden würden sie wohl beibehalten haben, da Luther aus demselben war. Der Abt Glatler, der Königinn Beichtvater, und Erzbischof in partibus, wollte durch mich erfahren, ob der Chorrock, den die Lutherische Geistlichkeit in Genf trägt, dem unserer Priester ähnlich sey; als ich ihm antwortete, sie trügen keine Chorröcke, sondern einen Mantel, wie der den die Richter in der Vikarei zu Neapel tragen, lachte er mich aus: »Machen Sie denn einen Unterschied unter Lutheraner und Calvinisten? sind sie nicht gleichmäßig verdammt?« Diese Hofprälaten weisen jeden klügeren Geistlichen oder Mönch, der sich etwa bei dem Könige oder seiner Gemahlinn in Gunst setzen könnte, zurück. Nur der Kanonikus Rossi, Erzieher der königlichen Kinder, ein sehr gelehrter und verdienstvoller Mann, hat sich auf seinen Posten zu erhalten gewußt; aber auch nur, indem er in Absicht auf Staatsangelegenheiten die äußerste Zurückhaltung beobachtet, und sich überhaupt gar nicht mittheilt.

Der Kardinal Joseph Capece Turlo, Erzbischof von Neapel, war ein Theatiner; er ist dem Papste durchaus ergeben, und hat Kabale über Kabale gemacht, den König zu bewegen, sich bei den neuerlichen Streitigkeiten den Forderungen des römischen Stuhls zu unterwerfen. Er ist sehr intolerant, und zwar zufolge seiner Unwissenheit. Beinahe wäre es ihm gelungen, die Gebrüder Cesrari zu stürzen.

Der neapolitanische Hof ernennt die meisten Bischöfe aus den Theatinern. Diese Mönchsklasse ist ganz so unwissend und fehlerhaft, als die andern; aber sie betragen sich äußerlich besser, und geben weniger Anstoß. Um in diesen Orden aufgenommen zu werden, muß man die Ahnenprobe bestehen, und dieserhalb wählt der Hof diejenigen aus demselben, welche er zu Bischöfen erheben will.

Die Stadt Neapel.

Es hat mich gewundert, in Neapel, verhältnißmäßig auf seinen Bevölkerungszustand, so wenig Pfarreien anzutreffen. Das ist ganz das Gegentheil von dem was man in andern katholischen Städten siehet, wo man auf eine Volksmenge von sieben bis acht tausend Menschen, gewöhnlich zwölf bis funfzehn Pfarreien hat. Man rechnet, daß in Neapel vierhundert

tausend Einwohner sind, und die Anzahl der Pfarreien beläuft sich nicht über sieben und dreißig. Die ärmste daraus besteht aus zwölf tausend Seelen; es gibt welche, die dreißig tausend in sich fassen. Wenn die Neapolitaner sich rühmen, ihre Hauptstadt habe eine Million Einwohner, so irren sie gewaltig, und bedenken überhaupt nicht, wie sehr eine Stadt, in welcher die Menschen in so großer Menge über einander gehäuft sind, den andern Theilen des Reichs nachtheilig ist.

Neapel hat nicht mehr Umfang als Mayland. Es erstreckt sich mehr in die Länge als in die Runde; und man rechnet zu Mayland nur hundert und fünf und zwanzigtausend Menschen. In lezterer Stadt giebt es sehr viele Häuser, die nur von einer Familie bewohnt werden; allein in Neapel wohnen viele Familien in einem Hause. In der mayländischen Hauptstadt scheinen die vom Mittelpunkte entfernten Gegenden ganz verödet zu seyn; aber in Neapel trift man allerwegen Anzeigen einer starken Bevölkerung an der übergroßen Menge Fußgänger und Fuhrwerke, welche die Zugänge verstopfen, und zwar in den von dem Mittelpunkte entlegensten Straßen.

Man wohnt sehr elend in den mehresten Gasthöfen in Neapel. Der Preis ist eben nicht übertrieben, aber es herrscht keine Reinlichkeit.

Die Bedienten sind grob und unverschämt. Die Tische sind überflüssig besetzt, aber ohne feine Auswahl. Da hier die Butter selten ist, so wird alles mit Schweinschmalz abgemacht, welches einem empfindlichen Magen Schmerzen macht. Ein fremder thut besser, wenn er auf seinem Zimmer speiset, und doppelt bezahlt, so bekommt er besser und gesunder zubereitetes Essen. Privatpersonen wohnen so schlecht, wie man es in den mehresten Gasthöfen gewohnt ist: wenn ich den schönen Gasthof in Chiaia ausnehme. In dem Häusern der Reichen in Rom trift man Gemälde und Statuen; aber bei denen in Neapel sieht man nichts als alten, sehr unsaubern Hausrath. Wenige Vornehme sind sauber eingerichtet; mit Eleganz ist es keiner. Das Gesinde ist in Neapel ganz widerstehend unreinlich, und empörend roh. Diese Menschenklasse ist hier schlechter als sonst irgendwo.

In Neapel giebt es wenig schöne Plätze, und wenig schöne Straßen. Sie sind mit schönen, ziemlich breiten aus Lava gehauenen Steinen gepflastert. Wenn die Polizei aufmerksamer auf die Unterhaltung dieses Steinpflasters sähe, würde es noch weit besser seyn. Oft rücken die Steine von ihrer Stelle; das giebt Löcher, worinn die Fußgänger in dem

Kothe stecken bleiben, und dieser ist in Neapel ganz so zähe und dick, wie der zu Paris.

Die Stadt Neapel erstreckt sich, ihrer Lage nach, in die Länge. Sie ist nicht nach einem regelmäßigen Plane erbauet; denn einige Viertel liegen hoch, und der Aufgang ist nicht ohne Beschwerde. Allein man findet vollen Ersatz, wenn man sie erreicht hat, durch die allerherrlichste Aussicht. Man übersieht die ganze Stadt, über die umliegende Gegend die Meeresküste, den Vesuvius, Portici, das Meer, und die dem Hafen nahe liegenden Inseln. Schon der Hafen an sich, und das Viertel Chiaia gewähren einen vortrefflichen Anblick. Eine der angenehmsten Straßen ist die des Schlosses Sankt Elma oder des Karthäuserklosters. Ein Toskaneser, der mit mir war, sagte: »Wenn der Teufel, statt Christum auf einen Berg in Judäa zu versetzen, ihn hieher gebracht hätte, so weiß ich nicht, ob es ihm nicht gelungen wäre, den Gottmenschen zu verführen.« Auch behaupten die Neapolitaner, daß wenn man Neapel gesehen hat, es nicht mehr der Mühe werth sey zu leben, weil man doch nicht hoffen dürfe, je wieder etwas so schönes zu sehen. Sie sagen ferner, indem sie für ein so andächtiges Volk ziemlich unheilig scherzen, daß wenn Gott müde von den Sorgen für diese Welt, und der Freuden des Paradie-

ses satt ist, so macht er ein Himmelsfenster auf, und weidet sich an dem Anschauen der Stadt Neapel; das sei ihm die liebste Erholung.

Der päpstliche Gesandte.

Der Pabst hat einige Jahre hindurch den Prälaten Caleppi als seinen Minister bei dem Könige beider Sizilien gehabt. Dieser Caleppi ist so unmoralisch als er intolerant ist, und verdeckt seine Laster mit der Larve der Heuchelei. Als ein sehr geldgieriger Mensch fand er Mittel, solches durch falsche Verträge und auf andere ähnlichen Wegen zu erpressen. Einst denunziirte er den Erzbischof von Tarent und den Bischof von Nola bei dem Könige, weil diese Prälaten in den Ruf gelehrt zu seyn stehen; auch hatten sie den in seinen Augen unendlich größern Fehler, den Ansprüchen des päbstlichen Hofes entgegen zu seyn, und zu behaupten, der König müsse sich nichts von seinem Rechte, Bischöfe zu ernennen, vergeben. Da er seine Anklage durch keine Beweise unterstützte, wurde nicht weiter darauf geachtet, und die Beklagten blieben in Ruhe.

Der Prälat Caleppi hat sich aufs möglichste angestrengt, den König und die Königinn von Neapel zu bewegen, die Inquisition in ihre

Länder einzuführen. Obgleich die Neapolitaner sehr andächtig und abergläubisch sind, verabscheuen sie doch dieses Tribunal, und haben sich ehedem zweimal empört, als man versuchte es einzuführen. Es giebt sogar in Neapel einen patriotiotischen Gerichtshof, der darum angestellt ist, darauf zu sehen, daß die Neapolitaner unter keinerlei Vorwand der Gewalt eines Inquisitors unterworfen werden. Auch hat der Prälat Caleppi durch keine Intrigue zu seinem Zwecke gelangen können.

Einst drang er dem Könige einen sehr strengen Befehl gegen den Verkauf eines Buches ab, welches gar keine Ketzerei gegen den katholischen Lehrbegriff enthielt, sondern nur den weltlichen Ansprüchen des römischen Hofes entgegen war. Die Buchhändler aber kehrten sich nicht an dieses Verbot, und verkauften das Buch vor wie nach. Der König sah im Vorbeigehen die Broschüre in einem Laden zum Verkaufe ausgestellt; er ließ den Prälaten zu sich rufen, und warf ihm das Versehen, wozu er durch ihn verleitet worden, vor, indem er sagte, man müsse nie dem Volksglauben in Dingen, die es nicht geneigt sey unter seine Glaubensartikel aufzunehmen, Zwang anlegen. Ferdinand hatte darauf nichts Angelegentlicheres, als seinen gegebenen Befehl zurück zu nehmen.

Dieses Beispiel kann, so wie verschiedene andere, dazu dienen, dasjenige zu bestätigen, was wir von der schlechten Erziehung dieses Fürsten und seiner natürlich gesunden Beurtheilung gesagt haben. Man sieht, daß er trotz seiner Unwissenheit kein Sklave von Vorurtheilen ist. Aus nachstehender Anekdote, obschon sie von der plumsten Art ist, lernt man ihn noch näher kennen. Einst ermüdete ihn der Prälat mit dringendem Anhalten, daß er dem heiligen Stuhle das Recht Bischöfe zu ernennen wiedergeben möchte; der König, aufs äußerste gebracht, ließ einen streichen, und sagte dabei in seiner Lazzaroni Sprache, die er immer spricht: »Da hast du die Antwort, die kannst Du Pius VI. wiedersagen; der Papst, Du, und alle Deines Gelichters seid keiner andern werth.

Der Minister Akton.

Er versteht weder etwas von der innern Staatswirthschaft, noch von den auswärtigen Angelegenheiten, noch von der Justizverwaltung. Er hatte einige Kenntnisse von der Marine; indeß hat er bei der, die er für Neapel eingerichtet hat, doch nach ganz falschen Grundsätzen in Absicht des Landes, für welches sie bestimmt ist, gehandelt.

In dem Verfolg dieses Werkes wird man zahllose Thorheiten, die er während seiner Ministerschaft begieng, angemerkt finden. Die kleinste derselben ist sicher nicht der für seine Nation so erniedrigende Traktat mit den barbarischen Mächten.

Er müßte Galeeren, Brigantinen, Schebecken und ähnliche Fahrzeuge ausrüsten, um diese Seeräuber in Ehrfurcht zu erhalten, indem er sie mit einer Landung an ihren Küsten bedrohete. Der mit diesen Korsaren eingegangene Traktat ist zu schimpflich, als daß er lange bestehen könnte. Diese Seeplünderer, da sie sehen, daß die Neapolitanische Regierung sie fürchtet, werden nicht unterlassen, alle Bedingungen des Traktates zu brechen, sobald sie nur ihren Vortheil dabei finden. Man muß wissen, daß der Vertrag nur mit dem Bey von Tunis, und dem Kaiser von Marocco gemacht ist. Die Algierer, die Korsaren von Tripoli sind nicht mit einbegriffen; auch fahren diese fort, die Küsten beider Sizilien unablässig zu beunruhigen, und viele Sklaven von dannen zu führen.

Der General Akton herrscht ganz despotisch über das Königreich Neapel. Er ist der Günstling der Königinn. Oft ist der König gegen ihn aufgebracht, er möchte ihn aus der Königinn Gunst setzen; allein er ist weder

standhaft noch entschlossen genug, sein Vorhaben auszuführen. Zuweilen scheint er unzufrieden zu seyn, ein andermal äußert er die größte Gleichgültigkeit gegen die Neigungen seiner Gemahlinn. Der König von Schweden fragte ihn einst, ob der General Akton verheirathet sey? Ferdinand antwortete: nein, aber er behilft sich mit den Frauen seiner Freunde; und brach dann in ein lautes Lachen aus.

Indem er sich bei den Frauen vom Hofe, welche die Vertrauten der Königinn sind, dadurch beliebt macht, daß er ihre nächtlichen Orgien begünstigt, welchen er mit der Königinn oft beiwohnt, erhält sich der General Akton in Gunst. Er ist in den Liebesintriguen weit erfahrner, als in der Kunst zu regieren.

Akton machte sein Glück bei der Affaire von Algier, als König Karl III. ein übelberechnetes Projekt faßte, und dessen Ausführung einem sehr wenig geschickten General anvertraute. Es ist bekannt, daß die Spanier von dem Dey von Algier, einem Manne, der Tapferkeit mit Klugheit verband, geschlagen wurden. Die spanische Flotte bestand aus großen Linienschiffen, welche den Küsten sich nicht hinlänglich nähern konnten, um den Rückzug der geschlagenen Spanischen Truppen zu decken. Der Großherzog von Toskana hatte dem Könige von Spanien seine ganze Seemacht zu dieser Ex-

pedition geliehen. Diese bestand aus leichten Fahrzeugen, die nahe ans Land kommen konnten, so daß Akton, der ihr Befehlshaber war, die Spanier mit seiner Artillerie deckte; und so rettete er drei bis vier tausend Mann, die ohne eine solche Hülfe niedergemacht worden wären. Es fällt in die Augen, daß Akton diesen Erfolg bloß der Gattung Fahrzeuge, welche er anführte, verdankte, und daß er bei dieser Gelegenheit keiner sonderlichen Gefahr ausgesetzt war, da er gegen kein einziges algierisches Schiff fochte; denn die Flotte dieser Seeräuber wurde durch die große Uebermacht der spanischen Flotte in dem Hafen in Respekt gehalten. Indeß wurde dem Akton diese Affaire zur größten Ehre angerechnet. Der König von Neapel ließ ihm das Kommando eines Kriegsschiffes mit solchen Vortheilen anbieten, auf die er in Toskana nicht rechnen konnte. Akton kam nach Neapel; er war noch jung, vortheilhaft gewachsen, er hatte ein kriegerisches Ansehen, breite Schultern, die einen kraftvollen Kämpfer in den Schranken der Liebe anzeigten. Er gefiel, und wurde bald erster Minister. Er würde ein guter Schiffskapitain, und selbst ein verständiger Anführer einer Eskadre gewesen seyn; aber zum Minister schickt er sich keinesweges, da er nicht einmal die erfororderlichen

Kenntnisse hat, das Departement der Marine zu besorgen.

Warum der König von Neapel so für seine Gemahlinn eingenommen ist.

Als sich Ferdinand mit Marien Karolinen, Erzherzoginn von Oestreich, vermählte, kannte er, wie schon gesagt, noch nicht die Buchstaben des Alphabetes. Seine Gemahlinn wurde seine erste Lehrmeisterinn, und er hat diese Wohlthat, welche er ihr verdankt, lesen und schreiben zu können, nie vergessen. Man erinnere sich der Ohrfeige, welche er ihr einst gab; und es würde nicht dabei geblieben seyn, er würde sie wie der geringste Bürger wacker ausgeprügelt haben, hätte ihn die Erkenntlichkeit nicht zurückgehalten. »Wärst Du nur nicht meine Lehrmeisterinn gewesen, sagte er, ich hätte Dich todt geschlagen, um eine Furie wie Du bist, los zu werden.« Ferdinand kennt alle ihre Fehler und Unordnungen, welchen sie sich überläßt; aber er hält sie für übermäßig gelehrt, und glaubt, Niemand sey im Stande, ihm einen guten Rath zu geben als sie. Und das ist der Grund der Achtung, selbst Ehrfurcht, welche er für seine Gemahlinn hat. Sie hat auch in der That eine bessere Erziehung gehabt als die mehresten andern Prinzessinnen; sie ist

alle Zweige menschlichen Wissens durchgegangen, aber ganz oberflächlich, und hat bei keiner verweilt sie zu ergründen. Man weiß, daß Personen dieses Standes wohlfeilen Kaufes gelehrt scheinen, weil man ihnen keine Gegenbemerkungen machen darf, und daß man nach einzelnen Stellen, welche sie behalten haben und anführen, zu schließen pflegt, sie wären der abzuhandelnden Materie gewachsen genug, eine lange Unterredung davon aushalten zu können.

Und nun vollends eine Königinn, welche ein Repertorium von sehr oberflächlichen und mannigfachen Kenntnissen hält; welche drei Sprachen, deutsch, italienisch und französisch spricht, und noch zwei andre radebrecht, — diese muß an einem überaus unwissenden Hofe für kein Wunder an Gelehrsamkeit gelten, und einem Manne der gar keine Erziehung bekommen hat, imponiren. Dieß ist der Fall mit den armen Ferdinand, den sie mit hohen Worten, von denen er nichts begreift, blendet. »Meine Frau weiß alles,« sagt er oft außer sich vor Erstaunen über solche Gelehrsamkeit. Anderemale sagt er ganz naiv: »meine Frau versteht alle Wissenschaften; indeß macht sie weit mehr dumme Streiche als ich, der ich nur ein dummer Esel bin.« Außerdem hat niemand so den Geist der Intriguen, der Kabalen und Klät-

schereien

ſchereien inne als Karoline, und auch dieſes rechnet ihr der König als Uebermaaß von Geſchicklichkeit an.

Die Staatsökonomie betreffend die Geſetze des Markis Tanucci.

Man begreift nie, wie dieſer Miniſter zu einem ſo großen Rufe von Weisheit in der inneren Verwaltung beider Sizilien gelangt iſt. Hier habe ich einen während ſeiner Miniſterſchaft bekannt gemachten Tarif vor mir, den er ſelbſt durchgeſehen hat; er betrift Ausfuhr- und Einführungs - Abgaben der Kaufmannsgüter. Ich kenne kein Zoll- und Acciſeſyſtem, das ſo unſeelig wäre als dieſes. Keine Verordnung in der Welt begünſtiget ſtärker das Kontrebandiren, und legt dem Ackerbau, dem Handel und jedem nützlichen Gewerbe mehr Hinderniſſe in den Weg; ſo ungeheuer ſind die vorgeſchriebenen Abgaben. Dadurch wurden während der Miniſterſchaft des Markis Tanucci die Königreiche Neapel und Sizilien mit Kontrebandirern überſchwemmt, bei welchen ſich ſtets eine Menge wirklicher Diebe und Straßenräuber einfinden. Dieſe Menſchen begingen ſchreckliche Exceſſe, und die Regierung, welche lange Zeit gegen jegliche Klage über dieſe Sache taub geſchienen hatte, wurde endlich doch genöthigt,

die Ein- und Ausfuhr-Zölle zu vermindern. Es war schon schlimm genug, daß man Zölle in einem Lande anlegte, worin die natürliche Beschaffenheit den Ackerbau begünstigt, und welches mit unmittelbaren Grundzinsen so gut belegt werden kann, ohne daß es nöthig wäre, diese Rechte zu so einer übermäßigen Höhe zu treiben. Der Markis Tanucci verstand also offenbar von diesem Theile der Staatsverwaltung nicht das geringste.

Dieser Minister hat gar nichts gethan, der Tyrannei des Adels Schranken zu setzen; nichts für die Verbesserung der Gesetze, und der Prozeßordnung; kurz gar nichts, eine Menge Mißbräuche, worunter das Volk erliegt, abzustellen. Indeß hatte dieser Markis Tanucci Talente und Kenntnisse mancher Art; er hatte sehr viel Verstand, sprach gut, und war über das Interesse der Fürsten und der politischen Verträge sehr gründlich unterrichtet. In dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten wäre er an seiner wahren Stelle gewesen; aber für die inneren taugte er nicht. Karl III. hielt ihn für einen Universalmenschen, und darum traute er ihm eine Verwaltung an, der er unfähig war vorzustehen.

Treuherzigkeit des Königes in Absicht des Tanucci.

Tanucci fiel durch die Kabalen der Königinn in Ungnade, zu einer Zeit, wo dieser in den Geschäften grau gewordene Minister damit umging, die Fehler seiner Verwaltung, die er anfing einzusehen, gut machen zu wollen. Er zog sich mit einer guten Pension zurück, und gehörte unter die Zahl der Minister, die man zurückwünscht, nicht des Guten wegen, welches sie ausführten, sondern weil sie einen Nachfolger haben, der mehr Böses thut, als sie gethan haben. Die Ursache warum er in Ungnade fiel, war seine Anhänglichkeit an den König von Spanien, Ferdinands Vater. Die durch die Königinn unterstützte östreichische Parthei wollte sich auf den Ruinen der Spanischen erheben. Tanucci war die Hauptstütze dieser letzten; er mußte also fallen, und die Königinn setzte es durch; er fiel.

Bald nachdem Tanucci sich hinwegbegeben hatte, trug sich etwas zu, wobei die Minister, die an seine Stelle gekommen waren, in große Verlegenheit geriethen. Der Französische Hof verlangte von dem neapolitanischen, daß wenn Mißhelligkeiten unter Franzosen vorfielen, der Französische Gesandte allein das Recht haben

sollte, in dergleichen Vorfällen zu richten. Das Konseil hatte sich deshalb schon sieben mal versammelt, ohne zu irgend einer Entscheidung gekommen zu seyn; selbst die Königinn wußte nicht, was hierbei zu thun sey. Der König wollte Tanucci Meinung darüber vernehmen, und dieser alte Minister kam ins Konseil. Sambuca war sein Nachfolger geworden, und wo ich nicht irre, lebte Saint Nicander noch. Als der Fall vorgelegt wurde, äußerte Tanucci: er sähe hiebei nichts Schwüriges, und wofern der König von Frankreich dem neapolitanischen Gesandten zu Paris gleiche Vorrechte über die sich daselbst aufhaltenden Neapolitaner zugestände, so müßte man die Forderung unterschreiben. Da rief Ferdinand ganz treuherzig: »hab' ichs nicht immer gesagt, daß Saint Nicander, Sambuca, die andern Minister und ich, nur Esel sind, und daß Tanucci allein mehr weiß, als wir alle miteinander?

Die Schwitzbäder.

Ich habe in Neapel alle merkwürdige, zur Naturgeschichte, Physik, und den schönen Künsten gehörige Gegenstände die der Bemerkung werth sind, gesehen; allein ich habe versprochen, sie nur, in sofern sie einigen Bezug auf Sitten und Regierung haben, zu erwähnen.

Ich bin zweimal in Puzzuolo, von welchem man verschiedene Beschreibungen hat, gewesen. Um dahin zu kommen, geht man über Pausilippo, welches an dem Ufer des Meeres an der Westseite von Neapel ein höchst angenehmer Weg ist. Das Wort Pausilippo bedeutet im griechischen Schmerzen-Stille. Man gehet ungefähr einen eine halbe Meile langen Weg, der oft in den Felsen gehauen ist. Vielleicht hat man zuerst damit angefangen, Steine und Sand aus diesem Berge zu graben; in der Folge wird man mit dieser Oefnung fortgefahren seyn, den Weg von Puzzuolo nach Neapel zu verkürzen. Die Steine, die herausgebracht werden, bestehen aus verhärteter rother Erde, Puzzulana genannt; man bedient sich derselben in Neapel zum Bauen. Die in der Nachbarschaft dieser Hauptstadt vorhandenen Gruften sind von dem nemlichen Steine erbauet; aber in dem bedeckten Gange trift man blaue Steine an, welche eine Gattung Lava sind, womit auch die Straßen in der Stadt gepflastert werden. Auf dem Wege von Neapel nach Puzzuolo sieht man die Insel Nisida, wo ein ausgebrannter Vulkan befindlich, und das Krankenhaus angelegt ist.

Auch habe ich den See Agnano besucht, von welchem hunderderlei abgeschmackte Mährchen erzählt werden. Im Sommer ist die Luft

in der Gegend dieses Sees sehr schädlich, wegen der großen Menge Hanf, welcher in demselben eingeweicht ist. Eben diese Beschaffenheit hat es mit dem See Luciano und dem See Averno. Die Bewohner der umliegenden Gegenden begeben sich zu Ende des Maymonats in gesundere Gegenden hin.

An den Ufern des Agnano sind die Sudatori di S. Germano, nämlich die Schwitzbäder, welche treflich in Gicht, Hüft- und Lendenweh, Lähmung, u. s. w. sind. Die Wirksamkeit dieser Bäder rührt von dem sehr starken Schweiße her, welchen sie hervorbringen. In einigen Minuten ist die Oberfläche des Körpers wie mit Wasser überflossen, und als ob man in ein Bad von warmem Wasser gewesen wäre.

Bei dieser heilsamen Naturanstalt, diesen Bädern, fällt die ungemeine Nachlässigkeit der Regierung recht in die Augen. Viele Menschen, welche dieses Bades bedürften, müssen es der Kosten wegen, die es ihnen macht, entbehren. Die Kranken sind genöthigt, auf Steinen, im Mantel gehüllt oder Decken gewickelt, zu sitzen, um auszuruhen. Warum sind da herum nicht Gasthöfe erbauet, wo die Kranken einkehren könnten, und mit Mitteln und Leuten, welche sie in ihrem Zustande bedürfen, versehen würden.

Diese ganze Gegend ist mit Naturseltenheiten angefüllt. Es giebt wohl Niemand, der nicht von der berühmten Grotta del Cane oder Hundsgrotte gehört hätte. Die Wände dieser Felsengrotte sind immer feucht, und es geht ein aus wirklich fixer Luft bestehender Dampf heraus, ohne daß irgend ein Ansatz von salzartiger Materie vorhanden ist, und ohne einen andern Geruch als den eines verschloßnen unterirrdischen Behältnisses. Das Experiment mit dem Hunde oder irgend einem andern Thiere ist bekannt; es scheint völlig todt zu seyn, wenn man es einige Minuten in diesem Dunste gehalten hat. Und das Thier würde auch wirklich sterben, zöge man es nicht bald heraus. Die Fackeln erlöschen in diesem Dampfe. Diese Wirkung der fixen Luft auf brennende Körper ist bekannt. Die Lungen solcher Thiere, welche so lange in diesem Dunste geblieben sind bis sie wirklich starben, sind ganz mit Blut angefüllt.

Es könnten viele Manufakturen in allen diesen Gegenden angelegt und ein schöner Spazierweg von Puozzoli bis Neapel gemacht werden. Puozzoli ist ein volkreicher Ort, der gegen zwölf tausend Einwohner hat. Man findet dort viele Alterthümer, unter welchen die Ueberreste von Cumae, dem Landhause des Cicero, merkwürdig sind. Dieses Wort bedeutet eine Akademie. Hier war es, wo der berühmte Redner

seine Quaestiones academicae, sein bestes Werk, gemacht hat. Man könnte von Ort zu Ort Grabmäler, antike Urnen und dergleichen anbringen; und dieser Spaziergang, den man mit wenigen Kosten anlegen könnte, würde einer der schönsten in der Welt werden.

Die wichtige Entdeckung.

Der Abt Fortis, ein berühmter Physiker, machte, nahe bei der Stadt Molfetta, eine wichtige Entdeckung. Kalksteine und Quartz, welche in Kisten nach Neapel transportirt wurden, waren, als sie dort ankamen, in Nitrum verwandelt; theils hatte er sich, gleich zarter Wolle, theils in kleinen Kristalplättchen, angehangen. In dem Bergwerke selber zeigt sich der Nitrum nicht nur an der Oberfläche der Steine, sondern er bildet auch in dem Inneren der Steine verschiedne Lagen. Diese Entdekkung zog dem Physiker viel Widerspruch zu. Die Pächter des durch Kunst bereiteten Salpeter ließen ihm ein jährliches beträchtliches Einkommen anbieten, wenn er diese Entdeckung gar nicht bekannt machte. Fortis antwortete, er müsse billig erstaunen, daß man einem Manne, wie er, so etwas zuzumuthen wage; er ziehe die Ehre einer so gemeinnützigen Entdeckung allen Glücksgütern vor.

In jedem andern Lande würde die Regierung geeilt haben, eine solche Entdeckung zu benutzen. Die Pächter haben es übernommen, das Königreich Neapel mit künstlichen Nitrum zu versehen. Sie bedienen sich dieses Vorwandes, manche arme Familie auf dem Lande zu beunruhigen und zu bedrücken. Die Entdekkung eines natürlichen Salpeterwerkes würde den Staat von der fatalen Nothwendigkeit befreiet haben, das Volk den willkührlichen Bedrückungen, welche sich diese Pächter über dasselbe herausnehmen, auszusetzen.

Als der Abt Fortis zu Lecce, einer Stadt in der Terra d'Otranto, war, und sich die Zeit mit Lesung alter Kroniken vertrieb, fand er eine Stelle, welche sagte, daß nicht weit von Molfetta ein Berg sey, woraus die Steine zum Baue der Häuser in der Nachbarschaft genommen würden. Der Verfasser der Kronik fügte hinzu, daß diese von Ansehen schöne Steine den Hauptfehler hätten, sich im Wasser nach und nach, wie ein Stück Salz, aufzulösen. Als der Abt Fortis Nachsuchungen darüber anstellte, fand er, daß die von diesen Steinen gebauete Häuser nicht dauerhaft sind, und kaum so lange stehen als ihr Erbauer lebt. Kurz, nachdem er diese Steine zur Stelle untersucht hatte, wurde dieser Physiker überzeugt,

daß sie mit der Zeit einen sehr schönen Salpeter oder Nitrum erzeugen.

Seiner Entdeckung sehr gewiß, kam er nach Neapel zurück, und überreichte dem Minister ein Memoire über diesen Gegenstand. Allein die Salpeterpächter gaben sich alle erdenkliche Mühe, den Streich abzuwenden der sie bedrohete. Es wurden Naturkundige und Chemisten abgeschickt, die Richtigkeit des Faktums zu untersuchen. Einige bestätigten die Aussage des Abtes; andre, bestochen von den Pächtern, waren niederträchtig genug, dem Zeugnisse ihrer Augen und ihrer Einsichten zu widersprechen, indem ihr Bericht dahin ausfiel, diese ganze Entdeckung sey ein Mährchen, und der Abt ein Visionnair oder ein Betrüger. So werden die Könige hintergangen, und so hindert elender Eigennutz die Wirkungen gelehrter Arbeiten und Nachsuchungen, welche zum Besten des Landes unternommen werden, und zu seinem bessern Emporkommen gereichen würden.

Eine sich auf die Jagd beziehende Anekdote.

Der König von Neapel hat verschiedne Jagdschlösser, um in seinem Vergnügen abzuwechseln. Es wäre besser, er hätte nur eines, und verwüstete nur einen Theil des Landes,

statt daß er seine Verheerungen allenthalben verbreitet. Dies ist aber, wie schon gesagt, Folge seiner schlechten Erziehung, und man muß bemerken, daß alle Prinzen aus dem Hause Bourbon Jäger, das heißt, unwissend und träge zu Geschäften sind, und sich von ihren Maitressen und Günstlingen beherrschen lassen.

Ferdinand hatte einer Kompagnie von der Schweizergarde befohlen, ihn nach seinem Schlosse Venasio zu folgen. Dieses hat seinen Nahmen von der nachbarlich gelegnen Stadt Venasio. Die Königinn, welche, wie schon erwähnt ist, dieses Korps nicht liebte, wendete alles an, zu verhindern, daß dieser Befehl ausgeführt würde. Den König verdroß es sehr, zu sehen, daß seine Gemahlinn ihn so wenig schonend widersprach. Als sie einst von neuem anhielt, der König möchte den Befehl zurücknehmen, wurde Ferdinand wüthend zornig. In seiner Aufwallung stieß er seine Gemahlinn so heftig zurück, daß sie wie ohnmächtig auf einen Sopha hinfiel. Den König schien dieser Vorfall, den er für Verstellung ansah, wenig zu rühren, und fuhr fort ihr die bittersten Vorwürfe zu machen über ihre Herrsucht, ihren Despotismus, und überhaupt über alles das Böse was sie seinen Unterthanen dadurch zufügte, daß sie sich in alle Regierungsgeschäfte

mischte: er wäre fest entschlossen, es nicht länger zuzugeben. Akton und noch andre waren bei diesem schrecklichen Auftritte zugegen, von welchem das Volk noch an dem nämlichen Tage unterrichtet wurde. Man war froh darüber, weil man daraus Hoffnung schöpfte, der König würde sich endlich der Regierung selbst annehmen; denn man weiß, daß er, ungeachtet er unwissend ist, dennoch einen richtigen Verstand hat, der ihn bei dem Gange der Angelegenheiten sehr gut leitet. Die Reise gieng vor sich, und dem Könige folgten seine Schweizergarden wie er es gewollt hatte. Ferdinand blieb fünf Tage in Venasio, und kam dann traurig und finster zurück; aber bald nachher schlug er wieder seine gewöhnliche Lebensweise ein. Man wagte nicht, ihn an diesen Vorfall zu erinnern, denn er ist fürchterlich in seinem Zorne; und so war der Ausgang dieses Aufsehen erregenden Auftrittes, welcher die Königinn und ihren Liebling in die grausamste Angst versetzt hatte!

Einige Vorrechte des Herrenstandes.

Die Baronen und Lehnsträger in beiden Sizilien haben stets ihren Despotismus über ihre Vasallen und die Bauern in ihren Herrschaften ausgeübt. Sie haben immer die hohe

und die niedrige Gerichtsbarkeit, das Recht Richter zu wählen und sie wieder abzusetzen, gehabt. Sie begnügten sich nicht bloß, von ihren Vasallen Abgaben zu heben, sondern sie verlangten auch welche von den Reisenden die über ihr Territorium giengen. Dieser Gebrauch war durch ganz Europa eingeführt. In den meisten Ländern ist er abgestellt; nur in den beiden Sizilien besteht er noch, ausgenommen vielleicht das Recht die Fremden und Reisenden zu pfänden. Noch jetzt ernennen die Lehnsherren die Statthalter der ihnen zugehörigen Städte; aber sie haben nicht mehr die Macht sie wieder abzusetzen, wenn sie einmal ernannt sind. Die Regierung glaubte sich sehr gezeigt zu haben, indem sie den Baronen dieses Vorrecht nahm, und als sie ihnen verbot, neue Auflagen auszuschreiben. Indeß wagen die Herren zuweilen dies Verbot zu überschreiten, und die Vasallen haben nicht das Herz sich darüber zu beschweren, aus Besorgniß, der Lehnsherr möchte sie seine Rache schwer fühlen lassen.

Dergleichen Thatsachen beweisen, daß die neapolitanische Regierung noch sehr schwach ist, und nicht fühlt, wie leicht sie kleine Usurpatoren zur Vernunft bringen könnte. Wenn sich das königliche Ansehen einmal mit vollem Nachdrucke zeigte, dürften ihm die stolzen Baronen nicht widerstehen, und das Volk, welches den

Despotismus eines Einzigen immer der Tyrannei von Vielen vorzieht, würde sich leicht zur königlichen Parthei schlagen.

Die Lehnherren in beiden Sizilien besitzen noch Zwangsrechte, welche für die Vasallen höchst traurig und drückend sind, als da sind: das Ofen-, Mahl- und Kelterrecht. Ein Vasall darf seine Oliven nicht eher einsammlen, bevor das Oel, welches dem Herrn zukommt, gepreßt ist, und Niemand darf eine Oelpresse haben als der Gutsherr. So auch mit der Weinlese. Auf andern Gütern wieder darf der Bauer nicht eher erndten, bis er das Getreide des Herrn geerndtet und eingefahren hat; welches dem Landmann oft zu großem Schaden gereicht, wenn das Korn überreif wird, und die Aehre aufspringt, oder es fällt Regenwetter ein, und das Getreide verfault. Die Gutsherren haben auch das Recht, ihren Wein und ihr Oel zu willkührlichen Preisen an die Gastwirthe zu verkaufen; und Niemand darf auf ihren Gütern ein neues Gasthaus anlegen. Kurz, es giebt eine unendliche Menge Gerechtsame, welche die Lehnherren den Souverainen abgetrozt haben, wenn diese noch nicht fest auf dem Throne saßen; und die Regierung könnte ihnen jetzt diese Rechte nehmen, ohne daß sie sich darüber mit Recht beschweren könnten.

Der Adel in Neapel ist in zwei Klassen ein-

getheilt. Die Erste ist die geachteste, und der eigentliche ursprüngliche Adel des Königreiches. Man nennt ihn den Adel der Plätze (Seggi). Die Andre besteht aus dem, welchen der König noch täglich vermehrt; dieser vermischt sich nicht mit dem andern.

Diese Seggi oder Plätze werden nach den verschiednen Ortschaften benennt, an welchen sich dieser Adel zu den Zeiten versammelte, als er noch dem königlichen Ansehen das Gleichgewicht hielt. Heutiges Tages sind diese Seggi nur noch bloße Ehrenbenennungen, ohne mit irgend einer besondern Macht verbunden zu seyn. Allein wenn gleich die Aristokratie des Adels keinen Einfluß auf die Regierung mehr hat, so wird er doch nur allzu sehr noch über den unglücklichen Landmann und die Vasallen die auf seinen Gütern wohnen, ausgeübt.

Obgleich der Adel der Seggi nach der Landeskonstitution keine Gewalt hat, wird er doch vom Volke sehr hoch geachtet; und ein solcher Adlicher, wenn er seine Tochter einem Adlichen von der geringeren Klasse zur Frau giebt, läßt sich die Ehre einer solchen Verbindung theuer genug bezahlen. So will es die Meinung; und diese ist ja, wie irgendwo sehr richtig gesagt wird, die Gebieterinn der Welt.

Ein Zug von Caraccioli in Ansehung des Prälaten Caleppi.

Bei meinem letzten Aufenthalte in Neapel wurde sehr viel von der Keckheit und Unverschämtheit des päpstlichen Nuntius, des Prälaten Caleppi, gesprochen. Die Mißhelligkeiten zwischen dem päpstlichen Stuhle und dem neapolitanischen Hofe konnten nicht beigelegt werden. Caleppi wurde wegen seiner Laster und seiner Heuchelei allgemein verabscheuet. Der Kardinal Buoncompagno hatte durch seine Gegenwart geglaubt alle Hindernisse zu heben, verdarb aber alles durch einen mißfälligen Ton, den er annahm, und durch die Art mit der er sich unterstand den König zu behandeln, den er einzuschränken glaubte.

Die Forderungen Pius VI. schienen 1788 übermäßig zu seyn; sie wurden standhaft zurückgewiesen, und der Prälat Caleppi war genöthigt, Neapel zu verlassen. Nachdem er sich bei dem Könige und dem General Akton beurlaubt hatte, gieng er zu dem Markis Caraccioli, welcher, wie es heißt, den Ansprüchen des Papstes günstig war, und sie bei dem Könige unterstützt hatte. Ich kann mir das von einem Philosophen wie Caraccioli kaum vorstellen; dem sey wie ihm wolle, der Minister sagte dem Prälaten, daß wenn der Heilige Vater von seinen

For-

Forderungen nichts nachließe, so wäre nicht zu hoffen, daß man einen neuen Abgesandten annehmen würde; überdem wollte der König mit dieser Sache, die er für zu unwichtig hielte, nicht ferner belästigt seyn. Caleppi unterstaud sich zu antworten: »Ich kann Euer Excellenz auch versichern, daß mein Herr, der Heilige Vater, diese Angelegenheit als ziemlich gleichgültig ansieht.« Der neapolitanische Minister antwortete lachend: »Sie vergessen sich, Monsignor; Sie denken weder an das Jahrhundert worin wir leben, noch an die Personen mit welchen sie sprechen; oder man muß glauben, daß der Verdruß Ihnen ein hitziges Fieber zugezogen habe, wobei Sie rasen.« Der Prälat wurde wüthend, murmelte etwas zwischen den Zähnen, das Wort Monitorium entwischte ihm, wobei der Minister laut auflachte, und den armen Prälaten mit bitterm Scherze und Sarkasmen überhäufte, welcher voller Wuth und Beschämung von dannen gieng; so endigte sich seine Zusammenkunft mit Caraccioli.

Der König schätzt die Wissenschaften.

Nichts macht dem Könige von Neapel so viel Ehre, als die hohe Meinung welche er von Gelehrsamkeit und Wissenschaften hat. Die tiefe Unwissenheit, in der er erzogen ist, hin-

dert ihn nicht, einzusehen und laut zu bekennen, daß ohne Aufklärung eine Nation nur vegetirt, und daß derjenige welcher über sie herrscht, wenn er nicht Kenntnisse hat, nur sehr schwürig das Gute zu fördern im Stande ist. Er nimmt alle Gelehrte sehr gut auf, und schlägt weder Stellen noch Pensionen, noch sonst Gunstbezeugungen denen ab, welche, wie man ihm sagt, in Ansehung ihrer Gelehrsamkeit zu empfehlen sind. Er spricht von den Wissenschaften wie einer der leidenschaftlich für sie eingenommen ist, und bedauert es höchlich, daß man ihm eine so schlechte Erziehung gegeben hat. Als der Kronprinz sechs Jahr alt war, hat ihn der König selbst wollen schreiben und lesen lehren. Er ließ sich durch die Königinn helfen, und er hat in Ansehung der jungen Prinzessinnen das Nämliche gethan. Kurz, man darf behaupten, daß sich dieser Herr unter den Fürsten des Hauses Bourbon würde ausgezeichnet haben, wäre seine Kindheit nicht so unwissenden und fehlerhaften Gouverneuren anvertrauet gewesen. Er hört gern Personen sprechen welche sich kraftvoll ausdrücken, besonders wenn ihre Beredsamkeit eine gewisse einfache Zierlichkeit dabei hat. Durch den Reiz des Ausdrucks zog der Pater Fosco, ein Franziskaner, welchen die Mönche seines Klosters verfolgten, weil er klüger war als sie, den Kö-

nig in sein Interesse, als er sich ihm zu Füßen warf. Der König nahm ihn in Schutz, und als in der Folge das Bisthum Monopoli erledigt wurde, gab er es dem Pater Fosco. Bei dieser Veranlassung sagte er zum Großalmosenier, welcher ihm drei Geistliche von vornehmer Abkunft zu diesem Bisthume vorschlug: »Zum Henker! Euch zu Liebe habe ich manchen Esel zum Bischofe machen müssen, laßt mich nun auch einmal einen Bischof nach meiner Art machen; ich hoffe er wird besser seyn als alle die Ihr mir aufs Gewissen geschoben habt, und welche Euch Gott und der heilige Januar verzeihen wolle.« Als man ihn über seine gute Wahl komplimentirte, — denn Fosco war wirklich ein gelehrter Mann, und von exemplarischer Rechtschaffenheit — antwortete der König: »Ich würde sie wohl immer so aussuchen, allein bis jetzt habe ich unter der Geistlichkeit nur diesen einen Mann von so entschiednem Verdienste angetroffen. Der Großalmosenier schlägt mir nur immer Esel zu Bischöfen vor; das macht, er kennt nur seine Stallkonsorten.«

Ein Dialog.

Im Jahr 1787 fand die Königinn, daß die gewöhnlichen Einkünfte nicht zureichten, und daß sie nicht genug Geld zu ihren Verschwen-

dungen hätte; sie gieng also mit ihrem Günstlinge Akton zu Rathe, und sie beschlossen eine neue Auflage einzuführen. Es wurde hierüber Staatsrath gehalten, und alle Mitglieder erklärten, die Auflage sey unumgänglich nothwendig. Der König allein widersetzte sich mit Wärme. Von dieser Zeit an schien Ferdinand traurig, finster, in sich selbst verschlossen, er der sonst die Lustigkeit selbst ist, und dessen unzerstörbare Gesundheit ihn zu einer stets heitern Laune stimmt. Die Königinn wurde unruhig über seinen Zustand; wollte ihm die Ursache dazu abdringen; und so entstand folgender Dialog, der bald im Publikum bekannt wurde.

Die Königinn.

Was fehlt Ihnen? Sie sind nicht so lustig als sonst? Wenn Sie Ursache zu Klagen und zur Betrübniß haben, pflegen Sie es mir sonst zu sagen, und das geht bald vorüber. Ich besorge Sie sind krank.

Der König.

Deshalb seyn Sie außer Sorgen, ich befinde mich so wohl als gewöhnlich.

Die Königinn.

Man ist nicht so schwermüthig wenn man gesund ist.

Der König.

Sie glauben also die Traurigkeit des Gemüths entstehe bloß durch zerrüttete Gesund-

heit; wenn dem also wäre, würde man nicht so oft muntre Kranke sehen, und die Gesunden würden nie traurig seyn. Eine empfindliche Seele wird stärker von innerem Grame als von Kränklichkeit des Körpers angegriffen, und ich habe wohl Ursache traurig zu seyn.

Die Königinn.

Vertrauen Sie mir Ihren Kummer, daß ich ihn mit Ihnen theile.

Der König.

Und wie sollte mir das nicht zu Herzen gehen, wenn mein Staatsrath entscheidet, ich müsse mein Volk mit einer neuen Abgabe belegen, da es schon schwer genug hält, daß es die einmal eingeführten bezahlt, so arm wie es ist!

Die Königinn.

Das ist Vorurtheil; Ihr Volk ist nicht arm; ist es nicht beständig heiter?

Der König.

Weil es sein natürlicher Karakter so mit sich bringt. Es lacht im Schooße der Armuth; es ist ein gutmüthiges Volk, welches um so mehr Schonung verdient.

Die Königinn.

Was ist aber zu thun? Die gegenwärtigen Einkünfte bestreiten nicht die Ausgaben des Staates.

Der König.

Man muß viel lieber erst alles andre versuchen, ehe man zu dem traurigen Aeußersten schreitet, das Volk mit neuen Abgaben zu beschweren. Es liebt mich, obschon ich nicht alles für dasselbe thue was ich thun sollte; ich will nicht um seine Liebe gebracht seyn. Wir wollen unsre persönlichen Ausgaben einschränken, so wenig als möglich ausgeben; und so werden wir, ohne das Volk zu drücken, alles bestreiten können.

Die Königinn.

In andern Ländern giebt das Volk weit beträchtlichere Abgaben.

Der König.

Andre Länder haben mehr Hülfsquellen in ihrem Handel, ihrer Industrie, dem Ackerbau, als dieses.

Die Königinn.

Sie irren. Es giebt kein Land in der Welt das so viel erzeugte als dieses; und grade giebt dieses der Krone die schwächsten Abgaben.

Der König.

In gewisser Rücksicht können Sie recht haben, weil die Hälfte der Auflagen, die in den königlichen Schatz fließen sollten, dazu dienen, eine Menge Leute zu bereichern die gar kein Recht daran haben. Diese sind reich, aber das Volk ist arm, und es ist in den Provinzen noch är-

mer, als in der Gegend der Hauptstadt. Ueberdem wäre es nicht schrecklich, eine neue Auflage einführen zu wollen, in einem Jahre wo allgemeiner Mißwachs, wo die Erndte in allen Theilen unsers Staates schlecht ausgefallen ist?

Die Königinn.

Das stellen Sie sich nur so vor; die Erndte ist so gut wie gewöhnlich gewesen.

Der König.

Ich sage Ihnen aber, die Erndte ist allerwegen schlecht gewesen, besonders in Apulien. Der Herzog von Cassano, dem ich aufgetragen hatte, diese Provinz, die fruchtbarste im Königreiche, zu besuchen, hat mir einen genauen Bericht davon abgestattet. Ja, die Erndte ist schlecht gewesen. Also sage man mir kein Wort von einer neuen Auflage; ich widersetze mich förmlich derselben.

So endigte dies Gespräch, welches mir die natürliche Herzensgüte des Monarchen sehr genau zu bezeichnen scheint. Die Auflage fand nicht statt. Die Königinn wüthete vor Zorn, ließ den Herzog Cassano kommen, und fiel mit der Wuth einer Bacchantin über ihn her. Sie behandelte ihn wie einen Hund, weil er seinem Herrn die Wahrheit gesagt hatte. Dieser Herr fand seit der Zeit nicht mehr wie sonst Zutritt

am Hofe, und Ferdinand begieng die unverzeihliche Schwachheit, ihn der Feindseligkeit seiner Gemahlinn anfzuopfern. Diese unseelige Schwäche hält viele Personen ab, offenherzig mit dem Könige zu sprechen. Sie fürchten die Rachsucht der Königinn, deren falscher und harter Karakter nur zu bekannt ist

Ein glücklicher Tag.

Don Melchior Delfico, der beste Bürger, und in den Details der Regierung beider Sizilien kundigste Mann, bewirthete mich eines Tages bei sich. Erst zeigte er mir seine schöne Medaillensammlung, und dann sehr genaue Karten von allen Provinzen des Reiches. Er las mir sehr interessante Dinge über die Bevölkerung, die Gesetze und Mißbräuche u. s. w. vor, und ich lernte in drei oder vier Stunden die ich bei ihm zubrachte, von diesem würdigen Manne mehr, als ich während eines dreimonathlichen Aufenthaltes erfahren hatte. Dann giengen wir auf die große öffentliche Bibliothek in dem Pallaste degli Studii publici. Diese Biblothek ist nicht vollständig, und das Universitätsgebäude ist nicht vollendet. Man hat mir gesagt, Karl III. hätte ein Kapital dazu hinterlassen, wie auch zum Ankaufe der nothwendigen Bücher und Instrumente; aber dieses Geld ist

nicht seiner Bestimmuug gemäß angewendet worden, also bleibt das Gebäude wie es ist.

Auf der großen Bibliothek sind drei Bibliothekare. Don Paskal Bussi der zweite besitzt eine ausgebreitete Gelehrsamkeit im Griechischen, und ist vollkommen mit allen Autoren, welche in dieser Sprache geschrieben haben, bekannt. Der erste Bibliothekar heißt Don Franziskus Xavier Gualtier; er hat sich durch verschiedne Abhandlungen bekannt gemacht, und hat sich viel mit alten Innschriften abgegeben.

Von der Universität giengen wir zu Don Melchior Delfico zurück. Da stellte er mir einen verdienstvollen Mann vor, der zu der geringen Anzahl derer neapolitanischen Geistlichen gehört, welche sich durch Kenntnisse aúszeichnen: nehmlich es war Don Vincent Sentoli, Erzpriester von della Rocca San felice, einer von Molfette zwei Meilen entlegnen Pfarrei. Dieser Priester schreibt eben nicht zierlich, aber er ist sehr gelehrt in den Alterthümern; er hat deren sehr schöne in seinem Kirchspiele entdeckt, so wie auch Steinkohlengruben. Denn er giebt sich auch mit der Naturgeschichte nnd der Chemie ab.

Fortis kam noch dazu, und so giengen wir insgesammt zu dem Herrn Rizzo Zanoni, Hofgeographen, einem gebohrnen Paduaner. Er war eben beschäftigt, eine vollständige Aus-

gabe aller Karten der Provinzen des ganzen Königreiches zu machen. Ich habe die von Sizilien gesehen, die nicht schöner seyn können. Der König, der die Jagd immer noch leidenschaftlich liebt, hatte ihm aufgetragen, topographische Karten von allen zu diesem Zeitvertreibe bestimmten Domainen zu machen. Mit dieser Arbeit war er fertig. Auch hatte er eine sehr große Karte von den beiden Kalabrien gemacht, worauf selbst die Ruinen mit der möglichsten Genauigkeit angegeben sind. Wären diese Karten schon gestochen gewesen, hätte ich gewiß ein Exemplar davon mitgebracht, denn es ist gar nicht möglich, in der Art etwas Schöneres zu sehen.

An eben diesem Tage gieng ich auch zu Madame Talani, welche vollkommen schön in harten Steinen schneidet. Sie zeigte mir Gemmen von ganz treflicher Arbeit.

Nach Tische giengen wir zu dem Markis de Palmieri, dem Delfico mich vorstellte. Dieser Herr hat seine Jugend in Kriegsdiensten zugebracht, und ein Werk über die Taktik geschrieben, welches von Friedrich dem Großen gebilligt worden ist. Im dreißigsten Jahre gab er die Kriegsdienste auf, und studirte ökonomische Wissenschaften, worin er ausgebreitete Kenntnisse erlangt hat. Er ist bei allen diesen Vorzügen noch ein Mann von unbestechlicher Recht=

schaffenheit, und er hat dem Staate als Finanzrath ausgezeichnete Dienste geleistet. Er hat viel dazu beigetragen, daß der erwähnte traurige Entwurf scheiterte. Das vorzüglichste seiner ökonomischen Werke heißt: Bemerkungen über das öffentliche Wohl in Bezug auf das Königreich Neapel, 1. Band in 8o.

Diesen Tag machte ich auch Bekanntschaft mit dem Abt Malarbi, einem guten Naturkundiger; besonders versteht er viel von der Mineralogie des Königreiches. Auch den Herrn Poli, einen berühmten Physiker, lernte ich kennen, dessen Kabinet einen Reichthum an Maschinen und Instrumenten zum Behuf der Experimentalphysik besitzt. Mit Herrn Daniel dem Antiquario, nnd Don Ciccio Minardini, der ein schönes Antikenkabinet besitzt, und mit Herrn Candida, einem in der Insektologie erfahrnen Naturverständigen, habe ich mich verschiedentlich unterhalten. Einen andern Gelehrten, der in der Naturgeschichte der Insekten wohl bewandert ist, Herrn Philippe Karolini, lernte ich auch an dem nehmlichen Tage kennen; er hat eine sehr interessante Abhandlung über die Meerpolypen herausgegeben.

Die Erscheinungen.

Eines Tages als ich bei Don Ciccio Minardini war, lenkte sich die Unterredung auf Sizilien, und die Vorurtheile seiner Bewohner. Ich hatte in irgend einer Reisebeschreibung merkwürdige Untersuchungen über die sogenannten fate morgane, morganische Erscheinungen, gelesen, welche man ziemlich oft auf der Seite von Messina an dem Himmel gewahr wird. Der gemeine Mann zu Messina glaubt fest, daß es Bezauberung und Hexenwerk ist. Er hält dieses für den Aufenthalt der größten Negromantiker, durch deren Kunst die sonderbaren Gemälde, die sich an dem Himmel zeigen, hervorgebracht werden. Man sieht in der That Gestalten von Schlössern, Städten, Wäldern, Flüssen, Meeren und Schiffen, gewaffneten Leuten und Thieren; kurz, Abbildungen von allem was nur die Natur Seltnes hat. Diese Täuschungen entstehen, wie man weiß, von Lichtstrahlen, welche sich durch die Dünste, welche den Horizont bedecken, auf so verschiedne Weise brechen, und wiederscheinen.

Der Abt Fortis erzählte uns hiervon manche lustige Anekdoten, welche er durch seine Art zu erzählen sehr anmuthig und anziehend zu machen weiß. Ich enthalte mich sie mitzutheilen; aber ich halte es nicht unwerth anzufüh-

ren, daß es zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Italien einen Gelehrten gegeben habe, welcher von diesen Lufterscheinungen eine so richtige und lichtvolle Erklärung gegeben hat, wie es nur immer ein neuerer Physiker thun könnte. Ein Licht, welches in einem Jahrhunderte der Finsterniß geschienen hat, verdient wohl unsre Aufmerksamkeit. Minardini besaß das Werk dieses Gelehrten in seiner Bibliothek, und der Abt Fortis las uns daraus vor was sich auf die fate morgane bezog. Das Werk ist in gutem Latein geschrieben, und man sollte ihn für einen Schriftsteller aus dem Zeitalter Augusts halten. Der Verfasser bedauert sehr beredt die Unwissenheit der Völker, welche sie dem dummsten Aberglauben und oft den unseligsten Irrthümern preis giebt. Er wünscht, daß die Leuchte der Wissenschaften die Finsterniß endlich zerstreuen möge, welche den Menschen in so trauriger Verblendung erhält. Dieser Philosoph hieß Ferrario, und war Leibarzt Ferdinand I. Er starb 1517. Sein Buch ist sehr selten geworden; die beste zu Lecce gemachte Ausgabe ist von 1727. Ich habe kein Exemplar mehr bekommen können. Der Verfasser war ein Freund des Dichters Sannazar, und verdient wohl bekannt zu werden. Durch ihn kam der Abt Fortis zuerst auf die Ideen, welche ihn zu der Entdeckung des Salpeterwerks zu Molfette

führten. Der Abt Tanzi besitzt köstliche Handschriften von diesem Ferrario, womit er das Publikum bereichern sollte.

Kalabrien.

Als ich in Neapel war, habe ich mich sehr sorgfältig nach den Unfällen dieser unglücklichen Gegend, und nach der geringen Unterstützung welche sie erhalten hat, erkundigt. Ich habe Thatsachen erfahren, die empörend sind, und die mich in der Meinung bestärken, daß es durchaus nothwendig sey, wenn eine Nation aller ihrer Rechte sich freuen soll, die Privilegien des Adels aufzuheben, besonders in einem Lande wie Neapel, wo die Vorrechte des Adels so drückend für das Volk sind.

Man werfe mir nicht ein, daß ich mich selbst widerspräche, mit dem, was ich im zweiten Theile in Absicht des Mayländischen Adels sage. Der Adel in der Lombardei ist von dem in den andern Ländern Italiens sehr verschieden. Die Mayländischen Herren zeichnen sich im Ganzen durch Güte und Großmuth aus; es giebt einige unter ihnen, welche die schönen Wissenschaften und die Gelehrsamkeit mit Erfolg treiben, und der größte Theil der Gelehrten in der Lombardei ist aus ihrer Kaste. Sie haben keine Vorrechte, welche für die Landbe-

wohner drückend wären; allein in den beiden Sizilien ließe sich keine nützliche Revolution bewirken, noch dem Volke eine vernünftige Konstitution geben, ohne den Adel gänzlich abzuschaffen. Die Rechte, welche der neapolitanische Adel ausübt, sind an sich selbst schon den Rechten des Menschen gänzlich entgegen, und nun noch vollends der Mißbrauch, den sie sich erlauben, macht diesen Widerspruch noch auffallender. Insonderheit haben in den beiden Kalabrien die Baronen den Lehnsdespotismus aufs äußerste getrieben: sie haben es dahin gebracht, sich den größten Einfluß auf die heilige Religionskasse anzumaaßen, von der sie ungeheure Summen zu ihrer Privatverschwendung zu erpressen wissen. Außer der Jagd, Fischerei und allen ersinnlichen Zwangsrechten, haben sie ein abscheuliches Monopolium in allen Handlungszweigen an sich gerissen, nahmentlich im Korn-, Oel-, Seiden- und Wollenhandel. Sie sind ferner im Besitze, theils mit Recht, theils mit Unrecht, von Einführungsabgaben, Zöllen, Salzsteuern, Zehnten, und Hofediensten, womit sie ihre arme Vasallen martern. Gabriel Barrio, in seinem Werke de antiquitate et sita Calabriae, macht eine sehr richtige Angabe aller dieser Herrenrechte, und er spricht mit einer rührenden Beredsamkeit dagegen. Novario hat auch gegen diese Feudalauflagen ge-

schrieben, unter dem Titel, de gravaminibus vassalorum; allein diese Schriften haben nicht die mindeste Milderung in dem Schicksale der unglücklichen Kalabresen bewirkt.

Das Unglück von Kalabrien ist zu einer solchen Höhe gestiegen, daß der König sich hat genöthigt gesehen, 1788 eine Kommission zur Untersuchung dieser Provinz niederzusetzen. Die Wahl des Monarchen ist auf Don Delfico, Don Dominico di Gennaro, und noch einen dritten gefallen — alles aufgeklärte und rechtschaffene Männer. Allein man hat durch allerlei Mittel diese Kommission fruchtlos zu machen gewußt.

Wenn die Rede von Kalabrien ist, so ist es unmöglich, den König zu rechtfertigen. Seit dem Unglücke, welches diese Gegend und Sizilien betraf, hat der König zweimal Reisen unternommen, eine nach Italien, und die andre nach Deutschland, und er hat nicht viel lieber mit seinen Augen die Klagen, welche ihm die Kalabresen über ihre unglückliche Lage täglich zukommen ließen, beurkunden wollen.

Als die Nachricht von dem schrecklichen Erdumsturze von Kalabrien in Neapel angekom-war, schickte der König sogleich einen seiner Minister, Pignatelli, mit einer ansehnlichen Summe, den Einwohnern zur Unterstützung, und um ihnen in ihrem hülflosen Zustande mit den

ersten

ersten Lebensbedürfnissen zu Hülfe zu eilen. Wären die Befehle des Monarchen treu ausgeführt worden, kein Kalabrese wäre nach dem Erdbeben, welches an die vierzig tausend Menschen das Leben gekostet hat, mehr umgekommen, und Kalabrien würde beinahe jetzt von der schrecklichen Verwüstung wiederhergestellt seyn; allein die östreichische Megära überredete den König, die Beschreibung des Uebels sey übertrieben; und so schwächte sie den Eindruck, den der erste Bericht auf ihn gemacht hatte. Sie besorgte, der König möchte sich selbst zur Stelle hin begeben, und dann den Kalabresen Summen aufopfern, dessen sie sich zu ganz anderm Gebrauche bedienen wollte; auch ließ sie es sich sehr angelegen seyn, Pignatelli vor seiner Abreise noch zu belehren.

Pignatelli that nicht den zehnten Theil dessen was ihm der König aufgetragen hatte; er unterstützte sehr schwach, und gab nur grade so viel, als nöthig war, sagen zu können, er habe gegeben. Er ließ viele Einwohner aus Mangel an Nahrung und Kleidung umkommen, und gab nicht einmal ein volles Viertel der Summe die ihm der König zu diesem Behuf gegeben hatte. Er behielt eine gute Hälfte des Geldes für sich, und gab den Ueberschuß dem Könige zurück, indem er ihn versicherte, Kalabrien sey in recht gutem Zustande, er habe nicht die gan-

ze Summe gebraucht, weil er nicht Veranlassung gefunden sie anzuwenden. Der König war damit zufrieden, und dankte ihm für seine Treue. So hat der Geiz dieses gefühllosen Ministers, und die Begierde sich bei einer Königinn beliebt zu machen, welche so verschwenderisch mit dem Golde ihrer Unterthanen umgieng, als sie gefühllos gegen ihre Leiden war, den Tod einer beträchtlichen Menge Kalabresen veranlaßt, welche der entsetzlichsten Landplage nur entgangen zu seyn schienen, um nachher vor Hunger und Elend umzukommen. Man schätzt, daß gegen sechzig tausend Menschen aus Mangel an Unterstützung umgekommen sind.

Diese Abscheulichkeit hat nicht geheim bleiben können. Pignatelli ist der Gegenstand öffentlicher Verabscheunung geworden. Als der König, freilich zu spät, seine Spitzbüberei erfuhr, wurde er wüthend; aber der Schutz der Königinn hat den Pignatelli gerettet. Er glänzt noch am Hofe; er ist nicht gehangen worden.

Da man der Rechtschaffenheit das verdiente Lob nicht entziehen darf, so bin ich der Wahrheit schuldig zu sagen, daß Herr Ariola, Oberst des Regimentes Massopia, und Herr Corre, Oberstlieutenant der italienischen Garden, welche dem Pignatelli als Gehülfen mitgegeben waren, sich mit der schönsten Menschlichkeit betrugen, und sogar aus ihren eignen Mitteln die

unglücklichen Kalabresen unterstützten; und so trugen sie zur Errettung einer nicht unbedeutenden Menge bei. Auch hat Pignatelli, als er in seinen Subalternen, den seinigen so entgegen gesetzte Grundsätze bemerkte, sie so viele Unannehmlichkeiten und Kränkungen als möglich erfahren lassen, so daß sie sich genöthigt sahen, um ihre Zurückberufung anzuhalten.

Kalabrien ist bekanntermaßen in zwei Theile getheilt: in Kalabria citra, das diesseitige und ultra, das jenseitige. Letzteres ist durch das Erdbeben zerstört worden, das andre blieb verschont, oder litte doch nur wenig. Der König hat durch diesen Unfall die Einkünfte verschiedner Klöster geerbt, deren Einwohner alle umgekommen sind. Das erledigte Einkommen hätte man zum Wiederaufbau der Häuser, und zu manchen andern Bedürfnissen in Kalabrien anwenden können. Der Entwurf dazu ist dem Könige vorgelegt worden, und er hatte ihn genehmigt; aber die Königinn und Akton haben die Ausführung verhindert.

Als ob ein einziger Räuber nicht zugereicht hätte, Kalabrien zu Grunde zu richten, hatte sich Pignatelli zu seinem vornehmsten Unteragenten den Joseph Zuroli angenommen, der dann durch seine Privatbedrückungen das Elend dieser Provinz vermehrte. Pignatelli und Zuroli hatten sich anheischig gemacht, die durch das

Erdbeben entstandnen Moräste auszutrocknen; sie ließen das bleiben, und strichen die Summen sein ein, welche sie aus dem königlichen Schatze zu dieser Absicht erhalten hatten; und begnügten sich, einige unwirksame Versuche gemacht zu haben, um von sich glauben zu lassen, sie seyen wirklich damit beschäftigt gewesen.

Der Markis del Marco.

Ist Minister der Justiz und des geistlichen Departements; er unternimmt nichts Wichtiges ohne die Einwilligung des Generals Akton.

Dieser Minister ist ohne Zweifel der unverschämteste Lügner in beiden Sizilien. Es giebt keine schlechte oder strafwürdige Handlung, deren er nicht fähig wäre. Er hat sich immer in seinem Posten erhalten, weil er die Kreatur und der Spion des Generals Akton ist: das ist sein einziges Verdienst. Der General sieht es gern, daß an der Spitze eines so beträchtlichen Theils der Staatsverwaltung ein so nichtsbedeutender Mensch steht, von dem er gar nichts für sich zu besorgen hat, und der nur thut was er haben will. Mit der Königinn steht er auf einem gleichgültigen Fuße; sie betrachtet ihn bloß als einen Unteragenten des Akton. Der König ist in Ansehung seiner auch ganz gleichgültig; und er sagt oft in seinem scherzhaften Tone: »ich bin

wohl nur ein Esel, aber Marco ist es noch mehr als ich.»

Er steht bei den diplomatischen Herren in keiner Achtung. Ich traf ihn einst bei einem fremden Gesandten, der in meiner Gegenwart zu ihm sagte: »wir haben uns eben nichts Wichtiges zu sagen: denn Ihre Worte sind eben nicht gar zu zuverläßig; es sey dann, daß Ihr Patron sie bestätigte.«

Ein andermal traf ich ihn wieder bei einem Gesandten. Als er fortgieng, rief jener: »Es ist kaum zu glauben, wie weit dieser Minister die Kunst zu betrügen und nicht Wort zu halten gebracht hat!»

Ein kaiserlicher Minister, den er durch eine falsche Nachricht irre geleitet hatte, begegnete ihm, als er seine Falschheit entdeckte, wie dem Niedrigsten aller Menschen, und mit höchst verachtenden Ausdrücken. Dieser Schelm ist schon sehr alt, und das ist noch ein Trost.

Lustige Art, um eine Stelle anzuhalten.

Als einer von den drei Bibliothekaren mit Tode abgieng, hielt der Pater Afflitto, ein Dominikaner, um diese Stelle an. Don Michael Torcia war einer der Mitbewerber. Dies ist ein possierlicher Mann; er reichte dem Könige

ein Memorial ein, worin er bewieß, man müsse ihm den Vorzug geben. Erstens, weil Afflitto ein Mönch, und er, Torcia, ein Adlicher wäre; zweitens, Afflitto sey ein ausgemachter Theologe: und was dergleichen Ausnahmen mehr waren. Der König belustigte sich sehr darüber; die Stelle aber gab er dem Mönch, der nach seiner Ernennung nur noch einen Monat lebte.

Nun kam Torcia aufs neue ein, mit einem Memorial voller Possenhaftigkeit. Er beschuldigte die andern Bibliothekare der Unwissenheit und Nachläßigkeit, und schonte weder Lebende noch Todte. Er hielt sich sehr bescheiden selbst eine Lobrede, worin er sagte, seine Gelehrsamkeit, in allen Fächern menschlichen Wissens, sey so gründlich als ausgebreitet. Hauptsächlich stützte er sich darauf, daß er die Person des Königs gegen die ungerechten Beschuldigungen fremder Nationen vertheidigt, und zugleich bewiesen hätte, daß die Neapolitaner, die gewöhnlich als sehr unwissend und in vielerlei Laster vertieft geschildert würden, die gelehrteste, geistreichste und tugendhafteste Nation der ganzen Welt wäre.

Dieses Memorial machte in Neapel, wegen seiner originellen Wendung, viel Aufsehen, und belustigte abermals den König ungemein; aber Don Michael Torcia wurde, wie das erstemal,

abgewiesen. Wenn er nun, Troz dieser Kränkung, fortfährt zu behaupten, Ferdinand sey der erste Monarch in der Welt, so wird man eingestehen müssen, daß Torcia ein guter Christ ist.

Diplomatische Kleinheit.

Ein gewisser Toskanese, Nahmens Fantoni, machte im Jahr 1788 eine Ode auf die Zeitumstände. Sie war nicht übel gerathen, und die Verse waren ganz wohllautend; er hatte sich nicht enthalten, des Einfalls der preußischen Truppen in Holland zu erwähnen, welchen der französische Hof ruhig zugesehen hatte, ohne in der schimpflichen Unthätigkeit sich stöhren zu lassen. Der Dichter hatte sich über Frankreich mit vieler Schonung ausgedrückt: »Der Gallier, sagte er, beißt sich in seinem Anfalle von Wuth in die Lippen.« Diese Verse wurden dem Charlatan Taleyrand, denn einen andern Nahmen verdienen die Mitglieder der alten französischen Diplomatik nicht, denunzirt. Der Ankläger war Herr von Vaudreuil, der sich damals mit der infamen Polignacschen Klicke in Neapel aufhielt. Taleyrand fieng Feuer, und beklagte sich bitter bei dem Minister Caraccioli. Man weiß, was für Einfluß die Gesandten der großen Monarchen an den Höfen der Kö-

nige vom zweiten oder dritten Range haben. Caraccioli war Frankreich gewogen, war ein Hofmann, und glaubte dem Gesandten Seiner Allerchristlichsten Majestät nichts abschlagen zu dürfen. Er forderte den Verfasser der Ode vor, und aus diplomatischem Aerger setzte man auf das Billet: »An Herrn Fantoni, Virtuosen« statt an den Grafen Fantoni. In Italien nennt man bekanntermaßen Virtuosen, die Opernsänger und Tänzer. Das war in der That nicht sehr höflich. Jeder, der nur einigen natürlichen Stolz gehabt hätte, wäre auf diese Vorforderung nicht erschienen; aber Fantoni war ein armer jüngrer Sohn, suchte eine Bedienung, und diese zu erhalten, wäre er durch die Hölle gegangen. Indeß beschwerte er sich über die beschimpfende Ueberschrift des Billets. Caraccioli schob die Schuld auf seinen Sekretair, welches immer eine bequeme Ausflucht für die Minister ist. Er verlangte übrigens, Fantoni sollte sich bei dem französischen Gesandten entschuldigen gehen. Der Graf gieng auch wirklich einigemal in das Hotel Seiner Exzellenz, ohne dieselbe zu sprechen. Endlich fragte er den Schweizer, ob er dem Herrn Gesandten seinen Nahmen nicht gemeldet hätte? »o ja, antwortete dieser, und Seine Exzellenz haben mir befohlen zu sagen, sie wären nicht zu Hause.« So beschloß diese diplomatische Kleinheit,

die in den Augen vernünftiger Personen, am Hofe und in der Stadt, sehr lächerlich und klein zu seyn schien.

Die Aerzte.

Wir haben schon gesagt, daß es in Rom keinen einigermaaßen berühmten Arzt gäbe, der ein Eingebohrner ist; allein in der Stadt Neapel giebt es Aerzte von ungemeinem Verdienste, die in ganz Italien berühmt sind.

Der berühmteste von allen ist Don Dominicus Cottugno. Ich wurde diesem Manne vorgestellt, der wegen seiner seltnen Talente und seiner Menschenfreundlichkeit gleich schätzenswerth ist. Außer den Kenntnissen seines Faches, ist er auch noch in den griechischen, lateinischen, französischen und italienischen Klassikern sehr bewandert. Mit dem Theater, der Dichtkunst und den literarischen Arbeiten aller Gattung ist er sehr bekannt, und er beurtheilt sie mit richtiger Unterscheidung und Geschmack. Man begreift nicht, wo er bei seiner starken medicinischen Praxis so viel Zeit hernimmt, alles das zu lesen, was bei seiner unermeßlichen Gelehrsamkeit vorauszusetzen ist, daß er lieset. Er ist erst zwei und funfzig Jahr alt. Sein Haus wird nicht leer von Konsulenten. Noch sah ich wenig so glückliche Physiognomien als

die seinige; und bei dem allem hat er eine Art sich zu betragen, und eine Zutrauen erweckende Beredsamkeit, die ihm alle Herzen gewinnt. Er nimmt von denen, welche zu ihm kommen, kein Geld; aber für einen Besuch nimmt er eine Unze, das ist funfzehn Livres französisch. Das Jahr hindurch verdient er ungefähr achtzig tausend Franken. Er hat ein treffliches Werk über Hüft- und Lendenweh herausgegeben. In seinem drei und zwanzigsten Jahre hatte er die Entdeckung des im Tympan des Ohres befindlichen Wassers gemacht. Mit dem Hofe steht er nicht ganz gut, ob er gleich den Kronprinzen vom Tode errettet hat.

Es werden in Neapel gute medicinische Studien gemacht, und es giebt immer vortreffliche Professoren. Diese Kunst ist in diesem Lande sehr einträglich, und die mittelmäßigsten Aerzte verdienen jährlich doch immer leicht zehn bis zwölf tausend Livres.

Man kann der Wundarzneikunst nicht das nehmliche Lob geben. Die hiesigen Wundärzte sind von der Geschicklichkeit und Wissenschaft der Pariser Chirurgen weit entfernt. Die Hospitäler werden nicht besorgt, wie sie es seyn sollten, und die Hülfe, welche dem Kranken von dem Wundarzte zukommt, wird nicht mit erforderlicher Sorgfalt gegeben. Der König hat die Hospitäler in Wien besucht; er sollte

wohl die Verfassung derselben hier einführen, und Wundärzte aus Paris kommen lassen. Man muß billig gestehen, daß die Wundarzneikunde nirgends so geschickt betrieben wird, als in der Hauptstadt von Frankreich; aber die Pariser Hospitäler haben keine so gute Einrichtung als die Wiener.

Die Katakomben.

Es ist leichter, in die Grabmäler zu Neapel als in die von St. Sebastian in Rom zu kommen. Man hat gesehen, wie gefährlich diese sind, und wie viele Personen darinn verlohren gegangen sind, von welchen nie wieder etwas gehört worden ist. Das kann in den neapolitanischen gar nicht geschehen; es sei dann, daß man anf einen Mörder stieße der eiuen umbrächte.

Dirse Katakomben sind gewölbt, wie die römischen, aber hoch, breit, und sehr lang. In den römischen läuft man große Gefahr, wenn durch irgend einen Zufall die Fackeln verlöschen; hier in diesen bedarf man keines künstlichen Lichtes; auch sind von Stelle zu Stelle Zuglöcher angebracht, wodurch die Luft gereinigt wird. Man empfindet aber, wenn man in die römischen tritt, sogleich die entzündliche und mephitische Luft.

In den Katakomben zu Neapel sind einige Schwiebbogen, die funfzehn bis zwanzig Fuß hoch, und zwölf Fuß breit sind. Man sieht hin und wieder in Vertiefungen Menschenknochen, und an den Wänden einige Spuren von Freskomahlerei; in den römischen findet man nur Knochen und keine Mahlerei.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die neapolitanischen Katakomben nicht Steinbrüche gewesen wären, woraus die erforderlicheu Materialien zum Bau der Häuser in der Stadt und der umliegenden Gegend hergenommen sind. Es kann auch seyn, daß sich hier die ersten Christen verborgen hielten, ihre Mysterien zu feiern, und ihre Todten zu begraben.

Einige von den Schwiebbogen dieser Katakomben sind offen, und dienen armen Leuten des Nachts zur Zuflucht. Die folgenden sind verschlossen, aber der Pförtner öfnet sie, nach Erlegung eines kleinen Honorars. Man hat für gut befunden sie zu verschließen, weil sie oft Räubern zum Sammelplatz dienten, welche sich hier ihre Beute zu theilen kamen. Auch dienten sie noch einem andern schändlichen Laster zum Schlupfwinkel. Bei regnigten Tagen dienen sie dem Pöbel zum Aufenthalte. Dann versammlen sich hier eine Menge Menschen beiderlei Geschlechts. Es wäre wohl ganz unnöthig zu sagen, wie es alsdann hergeht.

Das Chinesische Kollegium.

Ist eine der sonderbarsten Stiftungen in Europa. Es ist kein prächtiger Pallast. Das Gebäude ist von geringem Anscheine, und das Innere entspricht dem Aeußeren; aber die Lage desselben ist die reizvollste in ganz Neapel. Man athmet hier die reinste Luft, und genießt der herrlichsten Aussicht.

Ein neapolitanischer Priester stiftete dieses Kollegium. Er hatte einige Jahre in China als Kupferstecher des Kaisers in Peking gelebt, wo jeder Missionair irgend eine Kunst oder Gewerbe treiben muß. Dieser eifrige Priester hieß Mathias Ripa. Benedikt XIV. würdigte dieses Kollegium seiner Wohlthätigkeit, und vermehrte dessen Einkünfte. Einer der Lehrer, Don Pascal Ruggieri, zeigte ein Chinesisches musikalisches Instrument. Es sah einer kleinen Orgel ziemlich gleich, die Pfeifen von lakkirtem Rohr. Auch wies man mir eine Vase, Hausgeräth und Kleidungsstücke dieser Nation; das alles war eben nichts besonders. Das Seltenste waren einige chinesische Bücher, worunter eines eine Abhandlung über die Pulsader war; es war in Peking verfaßt und auch gedruckt. Ein chinesischer Arzt hatte es dem Kollegio geschenkt; er hatte hier einige Jahre zugebracht, und die christliche Relion ausgeübt.

Dieser Arzt hieß Gaetan Sien, aus der Stadt Kanskan in der Provinz Kansin. In diesem Kollegio sind auch noch einige Hefte Manuskript, woraus man etwa zwei Bände in 4to machen könnte; es enthält eine kurzgefaßte Geschichte dieses Kaiserthums.

Gegenwärtig waren nur fünf junge chinesische Zöglinge im Institute, und sie waren an der Nationalphysiognomie sehr kenntlich. Sie werden in der Theologie, der Moral und in allem was Bezug auf christliche Religion hat, unterrichtet. Wenn einer von diesen Schülern, nach drei oder vierjährigem Priesterthume, in sein Vaterland zurückgehet, so wird er vorher abgebildet, und er schreibt seinen Nahmen unter das Portrait.

Diese Anstalt kann für Neapel nicht den geringsten Nutzen haben. In Rom würde sie zu Hause gehören, und dem Geiste der Regierung angemessen seyn, welcher immer thätig ist, den Einfluß und das Ansehen des heiligen Stuhls zu propagiren. In London und Amsterdam würde dieses Institut dadurch Nutzen bringen, daß es Handelsverbindungen stiftete; dann aber müßte man, statt diese junge Chineser in den Lehren des Evangeliums zu unterweisen, welche sie am Ende doch nicht achten, viel lieber die Moral des berühmten Confucius lehren.

Ein außerordentlicher Arzt.

Lukas Antonius Porzio, den ich bei meiner ersten Reise nach Neapel kennen lernte, war ein außerordentlicher Arzt. Er hat, als er starb, sehr wichtige Manuskripte über die praktische Arzneikunde hinterlassen. Er war ein unzuermüdender Mann. In einem Tage machte er dreihundert Krankenbesuche; daß er fuhr, versteht sich von selbst, denn sonst wäre das in einer so großen Stadt wie Neapel unmöglich. Cottugno, der eben nicht verschwenderisch mit seinem Lobe umgeht, war sehr für den Doktor Porzio eingenommen.

Einst besuchte er einen seiner Schüler, der nach einer gefährlichen Krankheit anfing sich zu erholen. Die Freunde des jungen Menschen, welche bei ihm waren, hörten den Arzt kommen, und nahmen sich vor, ihm einen Streich zu spielen. Einer von ihnen urinirte in das Nachtgeschirr des Kranken. Porzio kommt, untersucht die Zunge des Kranken, fühlt den Puls, und nachdem er seine Beobachtungen gemacht hat, versichert er den jungen Menschen, daß seine Genesung unfehlbar sey; in wenigen Tagen wurde er ausgehen können. »Wollen Sie nicht den Urin sehen?« sagten die Freunde des Kranken. — Daran liegt nichts, wenn alle übrigen Anzeigen gut sind, antwortete

Porzio; indeß wollen sie es gern, so geben sie her. — Er sah den Urin. »Das ist erstaunend! rief er aus; das versteh ich nicht; alle Anzeigen sind da, daß der Kranke außer Gefahr ist, und dieser Urin ist wie von einem Menschen, der dem Tode ganz nahe ist. . . Der Doktor gieng; die jungen Leute trennten sich. Der, welcher urinirt hatte, kommt zu Hause, ihm wird übel, und er stirbt auf der Stelle.

Dieser Arzt erwarb sich ein großes Vermögen, ob er schon für jeden Besuch nur ein sehr mäßiges Honorar nahm. Ein Beweis zu tausend andern, welche seine Geschicklichkeit bestätigen: er wurde zwei und achtzig Jahr alt, und ist nie krank gewesen.

Eine Bemerkung über den gemeinen Mann in Neapel.

Wir haben schon die Unwissenheit, den Aberglauben, und die Laster, worin dieser versunken ist, angemerkt; aber wir beobachteten zugleich, daß er eine gewisse Energie hat, und daß bei einer andern Konstitution die Neapolitaner eine der schätzbarsten Nationen werden könnten. Die Großen stehen bei dem gemeinen Manne nicht in so besonderm Ansehen; und der geringste Mensch spricht mit den Ministern

nistern, mit der Königinn, mit dem Könige, mit der größten Ungezwungenheit. Die Regierung, obschon voller Mißbräuche, hat dem Volke eine solche Verachtung bezeigt, als womit es in andern Ländern begegnet wird.

Die Geschichte von Neapel belehrt uns, daß die Bewohner dieser Stadt oft furchtbare Aufstände erregt haben. Man wird sich des Masangello erinnern, der einige Tage als unumschränkter Gebieter herrschte, und sich als Repräsentat eines Volkes, welches seine Würde fühlte, Ehrfurcht verschafte. Wäre der Hof weniger geschickt, die Mönche und Prädikanten an sich zu ziehen, welche auf die Neapolitaner viel Einfluß haben, so hätte dieses Land schon eine Revolution erfahren, welche der ganzen Staatsverfassung ein anderes Ansehen gegeben hätte.

Die Neapolitaner sind das einzige Volk in Italien, welches sich standhaft und nachdrück-drücklich der Einführung der Inquisition widersetzt hat. Es hat immer verstanden, sich unter Oberhäupter zusammen zu thun, wenn gleich nicht in Masse, doch aber mit dem körperlich starken Theile desselben, die man Lazzaroni nennt. Diese Benennung kommt von Lazarus, den man in lumpigter Bettlerskleidung vorstellt. Sind die Lazzaroni gleich nicht alle in diesem Zustande, so ist im Ganzen ihr Aufzug eben

nicht sauber. Diese Menschen haben immer ein Oberhaupt gehabt, für welches der Hof und die Minister stets viel Achtung bewiesen haben. Dieses Oberhaupt hat den Auftrag, dem Volke Achtung zu verschaffen, und zu verhindern, daß ihm kein Unrecht zugefügt werde. Zum Erstaunen ist es, daß es noch kein Beispiel giebt, daß sich eines dieser Oberhäupter je habe bestechen lassen.

Diese Lazzaroni haben ihre besondern Gesetze; sie versammlen sich, so oft sie dessen bedürfen, und die Regierung vermag es nicht zu hintertreiben. Sie sind in so großer Anzahl, daß es eben nicht rathsam wäre, sie zu einem knechtischen Gehorsam zwingen zu wollen. Sie stehen sogar der Polizei in kleinen Tumulten bei; dergleichen hier oft geschehen, ohne daß die Regierung eben daran Schuld hätte.

Die Lazzaroni sind mit ihrem Zustande sehr zufrieden, und ihm ergeben; sie beneiden das Schicksal der höhern Klassen keinesweges, sie begehen keine Unordnungen, stehlen und rauben nicht. Nie sind sie in den Verbrechen, die in Neapel begangen werden, mit verwickelt. Es sind in der That achtungswerthe Menschen, ehrlich und gut, sie ziehen die Armuth vor, die man nicht mit dem Elende verwechseln muß. Darum muß man diese Lazzaroni nicht in jene niedrigste Klasse des Pöbels setzen, welche der Ausschuß der Nation ist, und aus Spitzbuben

und Schelmen besteht, welche in Neapel erfinderischer als zu London und Paris sind.

Wir haben gesagt, daß sie ein Oberhaupt ernennen; dieses hat seine Beisitzer. Es ist ein ächter Volkstribun, ohne Berufskleidung und ohne Wachen; aber er läßt sich von so viel Mitbrüdern begleiten, als er zu bedürfen glaubet. Er hat das Recht, dem Könige und den Ministern Vorstellungen zu machen. Bei gewissen Hoffeierlichkeiten hat dieser Chef der Lazzaroni seinen angewiesenen Platz. Wenn die Königinn ins Kindbette kommt, so schicken die Lazzaroni ihr Oberhaupt in guter Begleitung dahin, sich zu überzeugen, daß das Kind von dem gewünschten Geschlechte ist. Dann wird dieses Kind dem obersten Lazarini überreicht, der es küßt und dem Volke zeigt, wobei er in seinem Kauderwelsch mit ächter Beredsamkeit haranguirt. Man muß hier anmerken, daß diese Lazzaroni im Ganzen sehr gut sprechen, mit Ordnung, zuweilen gar mit Würde, aber immer in ihrem Kauderwelsch.

Der Capo Lazzaro, oder das Haupt der Lazzaronen, wohnt der Ziehung des Lotto bey, einigen kirchlichen Feierlichkeiten, und allen denen bei Hofe, ohne auf seinen Kleidern irgend ein unterscheidendes Merkmal zu tragen, aber dem zufolge immer geachtet, daß ihm vierzig bis fünf und vierzig tausend Mann zu Gebote ste-

hen, zu welchen sich im Nothfalle noch die Schiffer, die Fischer von Chiaia, und der ganze Troß Jan Hagel gesellen.

Diese Lazzaroni gehen nicht immer zerlumpt. An Festtagen sieht man sie säuberlich einhergehen, aber stets in ihrem gewohnten Kostume, mit seidenem Halstuche, silbernen Schuh- und Gürtelschnallen. Bei Aufständen wird ihr Chef eine bedeutende Person, um den sich alles versammelt. Dem Hofe bleibt in solchen Fällen nichts übrig, als irgend einen bei den Lazzaroni beliebten Prädikanten, der in dem Geruche der Heiligkeit steht, zu bezahlen. Diesem Prädikanten gelingt es immer, die Wuth des Volks zu besänftigen.

Das fehlgeschlagene Konkordat.

Der römische und der neapolitanische Hof sind seit einigen Jahren uneinig gewesen. Das Recht war unbezweifelt auf des letztern Seite; er wollte nicht, daß der heilige Stuhl fortfahren sollte, zu Bißthümern, Abteyen und andern Pfründen des Königreiches zu ernennen; und der römische Hof wollte, daß es beym Alten bliebe.

Das ist es noch nicht alles: es war noch die Rede, einige Klöster einzuziehen, und die Mönche unabhängig von ihren in Rom residirenden

Generalen zu machen. Vornehmlich war das Lieblingsprojekt mit im Spiele, der Marine einen Theil der Kirchengüter zuzuwenden.

Der König beweist lange eine rühmliche Festigkeit. Er sagte, von nun an wollte er nicht gestatten, daß ein fremder Priester oder Fürst in seinen Staaten etwas zu sagen hätte. Unter die Klagen der Regierung gehörte auch das Appelliren an den päbstlichen Nuntius, in allen Sachen, wo Geistliche eingemischt waren.

Ungeachtet dieser Gesinnungen des Königes war man nahe dabei, 1788 ein neues Konkordat oder einen neuen Vergleich einzugehen. Der römische Hof opferte einen Theil seiner Vortheile auf, aber es blieben ihm deren noch sehr wesentliche.

Die Minister betrugen sich bei dieser Gelegenheit sehr schlecht, es sey aus Mangel an Philosophie, oder es wirkte das von Rom nach Neapel geschickte Geld. Das Konkordat war im Begriffe unterschrieben zu werden, wenn nicht Caleppi durch seine Intoleranz, und der Kardinal Buoncompagno durch seinen plumpen Hochmuth dem Könige und dem Ministerio, welches er zu unterjochen gedachte, mißfallen hätte. Der König, ein stetes Spiel seiner Schwäche, war im Begriffe, dem Anliegen seiner Gemahlinn nachzugeben. Die Frauen,

welche um die Königinn sind, und ihrem Vergnügen dienen, mischen sich auch in Staatsangelegenheiten. Sie waren für diese Sache gewonnen worden, und nahmen das Projekt des Konkordats mächtig in Schutz, deren erste Artikel in ihren Schlafzimmern entworfen waren. Dieses muß denen die Augen öfnen, welche sich einbilden, die Königinn habe besondere Talente in der Regierungskunst. Sie ist völlig ihren Leidenschaften ergeben, und die Untergebne derer, welche ihre Neigungen begünstigen. Obschon sie philosophische Denkart affektirt, so ist sie im Grunde des Herzens doch abergläubisch; und hat sie heftigen Kummer, so nimmt sie ihre Zuflucht zu der Jungfrau Maria, und sagt an sie gerichtete Gebete her.

Der Pagliettismus rettete diesmal die Ehre der Nation und die öffentliche Wohlfarth. Obgleich der Pagliettismus in der Staatsverfassung nichts ist, so macht er doch gewöhnlich Gegenvorstellungen bei wichtigen Ereignissen, wobei die ganze Nation interessirt ist; und da es bei dieser Körperschaft sehr einsichtsvolle Leute giebt, so hat die Deputation, welche sie unter solchen Umständen an den Hof schickt, einen so starken Einfluß auf das Ministerium sowohl als auf das Publikum. So war diesesmal der Fall, und die Deputirten bewiesen sehr deutlich die Unrechtmäßigkeit der Ansprü-

che des römischen Hofes. Die Minister, die Königinn, und alle, die sich in die Sache des Konkordats gemischt hatten, schämten sich ihres Betragens. Das Koncept des Vergleichs fand sich nicht. Niemand wollte es unterzeichnet noch gebilligt haben. Der König allein war treuherzig genug, seinen Irrthum einzugestehen, welchen er mit seiner Unwissenheit, und der Unwissenheit derer, die um ihn sind, entschuldigte.

Ich habe indessen mit innigem Mitleiden diesen ganzen Federkrieg gesehen, und ich habe den Brüdern Cestari meine Meinung darüber gesagt, daß man nehmlich dem Hofe zu Rom kein größeres Vergnügen machen könnte, als viele Zeit auf die Untersuchung seiner Ansprüche zu verwenden; dies hieße gewissermaaßen zugeben, es könne doch wohl einiger Grund vorhanden seyn, worauf sie sich stützten; und kurz, gegen den römischen Hof müsse man standhaft seyn, und wenig schreiben.

Einige Bemerkungen über den Hof zu Rom in Ansehung seiner Verhältnisse mit Neapel.

Die Neapolitaner können es denen nicht genug verdanken, welche ihnen unaufhörlich

empfehlen, auf ihrer Hut zu seyn, gegen die Unternehmungen des heiligen Stuhls, welcher in dem Aberglauben und der Unwissenheit des Volks, worunter ich auch den großen Haufen des Adels begreife, der im Allgemeinen nicht richtigere Begriffe als der gemeine Mann hat, zu viel Rückhalt findet. Dieses haben diejenigen gethan, welche die Annalen von Neapel fortsetzen; sie haben es sich angelegen seyn lassen, die ganze Unrechtmäßigkeit und die Mißbräuche der geistlichen Gewalt, so wie auch das strafwürdige Benehmen der Päpste, ans Licht zu ziehen. Indem sie das Leben Gregorius VII., den die Kirche seelig gesprochen hat, beleuchteten, zeigten sie, wie wenig er diese Ehre verdiene, in Ansehung seines Privatlebens sowohl als auch wegen seines verbrecherischen Ehrgeizes. Der Erzbischof von Neapel, ein mit den abgeschmacktesten Vorurtheilen erfüllter Mönch, der dem römischen Hofe ganz verkauft ist, denunziirte diese Stelle der Annalen an den König, machte eine öffentliche Censur darüber, und bedrohete die Brüder Cestari mit dem Bannfluche. Die Cestari rechtfertigten sich in verschiedenen Schriften, welche sie bei diesem Anlasse bekannt machten. Die Sache machte Aufsehen in Neapel; der König gebot den Annalisten Stillschweigen, und ersuchte den Erzbischof, das Vergangene zu vergessen.

Der berühmte Giannone hat die bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapel herausgegeben, worin er die Usurpationen des heiligen Stuhls, und den anstößigen Ursprung einer Menge Vorrechte, welche er sich anmaßt, entschleiert. Dieses Werk ist ganz dazu geschickt, die katholischen Fürsten aus ihrem Schlummer zu wecken, und ihnen zu zeigen, wie schimpflich das geistliche Joch für sie, und wie hinderlich dem Glücke ihrer Unterthanen es ist. Diese Geschichte ist sehr merkwürdig, da der Verfasser sehr sorgfältig alle Bibliotheken und geheimen Archive der Klöster und geistlichen Stiftungen durchstöhrt hat, zu welchen er sich den Eingang unter allerlei Vorwand zu verschaffen wußte.

Eine der denkwürdigsten Begebenheiten in der Geschichte von Neapel ist ohne Zweifel die schreckliche Verschwörung der Baronen. Obschon Giannone diesen Zug recht gut entwikkelt, hat er doch eines sehr wichtigen Aktenstücks nicht erwähnt, welches mit dieser Begebenheit in genauer Verbindung steht; und es war doch einige Jahrhunderte, ehe Giannone seine Geschichte schrieb, schon bekannt geworden: nehmlich der Prozeß, der in Neapel gedruckt wurde, zu eben der Zeit, als die Buchdruckerkunst in Neapel eingeführt wurde, im Jahr 1488. Dieser Prozeß enthält authenti-

sche Urkunden, welche darthun, daß das Feuer zur Empörung eigentlich in Rom und Benevento angeschürt worden sey, und daß Kardinäle, Priester und Mönche gemeinschaftlich mit dem Pabste, die Hauptagenten bei derselben gewesen sind. Das ist ein sehr merkwürdiges Stück. Man findet darin den Gang aller Ränke, die Nahmen der Emissarien u. s. w. Hätte Luther, Calvin und Zwinglius von diesem Aktenstücke gewußt, sie hätten es sehr nutzen können; und wäre es zu unsern Zeiten Voltären in die Hände gerathen, es hätte ihm Stoff zu einer anziehenden Diatribe gegeben, mit jener muntern Laune gewürzt, womit er jeden Gegenstand, der dessen empfänglich war, zu schmücken wußte, insonderheit, wenn die Rede von Pfafferei und Mönchswesen war.

Sonderbarer Prozeß.

Es ist nur zu wahr, daß die Neapolitaner noch den Gebrauch beibehalten, diejenigen von ihren Kindern, welche eine schöne Stimme haben, zu kastriren. Indeß habe ich doch in allen Straßen vergebens die Ueberschrift gesucht, welcher Voltaire gedenkt: qui si castrano i pati meraviglio samente; aber gewiß ist es, daß diese Operation häufig im Gange ist, und daß alle Wundärzte sie so machen lernen, wie

das Aderlassen, und die übrigen Operationen ihrer Kunst. Weder die Regierung, noch die Obrigkeit, haben je wieder diese Infamie gesprochen, und in Neapel wird sie als eine ganz gleichgültige Sache erzählt.

Folgendes ist ein ziemlich befremdender Prozeß über ein solches Ereigniß. Der berühmte Doktor Gatti hat mir die Zuverlässigkeit desselben bestätigt.

Ein Kind war mit einer ganz himmlischen Stimme begabt. Der Vater wollte seinen Nuzzen von diesem Talente ziehen, ließ das Kind kastriren, und that es in ein Konservatorium. In diesem werden, wie bekannt, junge Leute, bei welchen man Anlage zum Singen und zur Musik bemerkt, unentgeldlich erzogen. Die Operation ging vor sich, und das Kind wurde aufgenommen, und entsprach vollkommen den Erwartungen, welche man von ihm gefaßt hatte; und allem Anscheine nach mußte er einst den Caffarellis, den Marzolis und andern Helden der italienischen Oper an die Seite gestellt werden können. Zur Zeit seiner eintretenden Mannbarkeit wurde seine Stimme rauh; die melodischen Töne, womit er seine Zuhörer bezaubert hatte, verschwanden. Alles an ihm zeigte von wirklicher Mannheit. Die Direktoren glaubten, man habe sie hintergangen, um den Vortheil der freien Erziehungskosten zu ge-

nießen. Der Vater wurde verklagt. Dieser übersandte ihnen die Schachtel, worinn er die Zeugnisse des Geschlechts, zu welchem das Kind gehörte, aufbewahrt hatte, nebst dem Certifikate zweier Chirurgen, welche die Operation verrichtet hatten. Seltsame Verlegenheit! Endlich entschließt man sich, den jungen Menschen zu untersuchen; und da fand es sich, daß die Natur gegen ihn sehr verschwenderisch gewesen war. Man hatte ihm zwei Testikel abgenommen, das war klar und erwiesen; aber er hatte noch zwei andre, die ihm im Unterleibe lagen, welche der Bemerkung der Wundärzte entgangen waren, die aber eine geübte Hand leicht entdeckte. Uebrigens ist es nichts wunderbares, daß ein Kind mit vier Testikeln zur Welt kommt, als eines mit sechs Fingern an einer Hand, oder sonst überflüssigen Gliedmaßen.

Es giebt in Neapel Kapellmeister, welche Spekulationen machen, die in andern Ländern ganz unbekannt sind. Sie vermögen Väter vermittelst einer Summe, dahin, ihnen ihre Kinder abzutreten. Sie lassen sie auf ihre Kosten operiren, erziehen sie dann, und lehren sie Musik. Ist der junge Mensch nun so weit, sein Talent geltend zu machen, so theilt der Lehrer, der ihn erzogen hat, die ersten Jahre über die Einnahme mit ihm.

Diese Thatsachen machen der neapolitanischen Regierung eben keine Ehre, und geben eben keinen sonderlichen Begriff von der Moralität des Landes. Sie dienen bloß darzuthun, daß eine fehlerhafte Staatsverwaltung die Menschen endlich dahin bringt, die strafbarsten Dinge als gleichgültig anzusehen; welches der Gipfel der Verderbtheit ist.

Die Ministerschaft des Markis Caraccioli.

Er hat viel Ruhm auf seiner diplomatischen Laufbahn erworben. Seine Menschenfreundlichkeit, seine mannichfachen Kenntnisse, und sein Witz, den er reichlich austheilte, werden noch lange im Andenken bleiben. Seine Viceregentschaft in beiden Sizilien war eine der glänzendsten. Es thut mir leid, daß sich nicht das Nehmliche von seiner Ministerschaft beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten sagen läßt.

Sey es Fehler des hohen Alters, oder hatte die Natur der Staatseinrichtung des Landes auf ihn gewirkt, genug man suchte in ihm vergebens den liebenswürdigen Philosophen, der mit allen Reizen des Geistes und des Frohsinns so lange die Seele der besten Gesellschaften gewesen war. Sein Frohsinn artete

in Possenhaftigkeit aus, und seine sich sonst stets gleiche Laune wurde düster und streng. Seine Manieren waren nicht mehr artig, und er trieb die Vernachläßigung seiner Person zu einer anstößigen Höhe.

Für Frankreich hatte er eine besondre Vorliebe behalten, und bei allen Gelegenheiten liebte er Vergleiche mit dem, was in Paris und Versailles Sitte sey, anzustellen. Er war unerschöpflich in Lobsprüchen über die französische Nation, und suchte etwas darin, dem Franzosen in seinen Gebärden, seiner Art zu sprechen, und im Expediren der Geschäfte ähnlich zu seyn. Bald richtete er sich nach Choiseul, bald wieder nach Vergennes, oder irgend einem anderen Minister von Versailles.

Bei der Angelegenheit des Konkordats hatte er sich sehr geneigt bezeigt, die Ansprüche des römischen Hofes zu unterstützen, und man begreift nicht, wie ein Mann, der in London und zu Paris für einen Atheisten galt, so die Parthei der Priester und Fanatiker nehmen konnte. War dieses wohl der nämliche Mann, der in einer Gesellschaft in Paris gesagt hatte, daß wenn er je Minister des Königs von Neapel werden sollte, er wohl den König unabhängig von dem Mufti in Rom zu machen wissen würde? Diese Sinnesänderung ist nur zweien Ursachen zuzuschreiben: entweder der

Geistesschwächung durch die Hinfälligkeit des Alters, oder der durch römische Bestechung bewirkten Verderbniß seines Karakters. Man hat ihn eines Fehlers bezüchtigt, der an einem Minister sehr zu tadeln ist: nämlich, daß er sich durch vorgefaßte Meinungen über Personen oder Angelegenheiten leiten ließe, so daß er nie von einem einmal gefaßten Begriffe wieder abzubringen war.

Zuweilen entwischten ihm noch bon Mots, obschon die Quelle derselben sehr versiegt war. Einst sprach er von der neapolitanischen Regierung, und gestand, daß, eigentlich zu reden, keine Konstitution im Königreiche vorhanden sey, weil es nicht eine einzige Körperschaft giebt, welche dem königlichen Ansehen das Gegengewicht hielte. Die Mäßigung, welche das Ministerium bei manchen Anlässen zeigt, ist bloß Folge der persönlichen Rechtschaffenheit des Königs: »Kurz, sagte er, man kann sagen, daß der König mein Herr, bald Kaiser von Marokko, bald wieder Doge von Venedig ist.«

Reisen des Königs von Neapel.

Bis dahin, daß Ferdinand den Augenblick seiner Abreise nach Italien, und in der Folge nach einem Theile von Deutschland bestimmt hatte, schien es, als sollte er in der Geschichte nur

den Platz einnehmen, welchen die Chronologie den Königen anweiset. Jagd und Fischfang, es ist schon sonst wo gesagt worden, hatten sich in seine Zeit bisher getheilt; er war sich selbst und andern für nichts. Der Fremde, welchen die Neugier an seinen Hof trieb, und ihn nur mit unnützen Dingen beschäftigt sah, welche eine vernachläßigte Erziehung ihm zum Bedürfnisse gemacht hatte, konnte allerdings nur eine sehr ungünstige Meinung von ihm mit in sein Vaterland zurücknehmen. Hörte er dann etwa eine von den Antworten die der König giebt, und sie zeigte von einiger Festigkeit, Besonnenheit, oder Nachdrucke, so dachte er wahrscheinlich, die Schmeichelei habe sie erdacht, oder doch verschönert.

Obgleich es nur zu wahr ist, daß ein Schwarm von Schmeichlern die Fürsten von der Wiege an umgiebt, und sie bis ans Grab geleitet, so ist es indeß sehr schwer, ihre Unbedeutsamkeit hinter dem Prunke, der sie umgiebt, gänzlich zu verbergen, wenn sie sich dem Blicke einer Nation zeigen, welche von ihnen weder zu hoffen noch zu besorgen hat. Auf Reisen nähern sie sich dem gewöhnlichen Menschenhaufen. Sie sind genöthigt, durch sich selbst zu sprechen und zu handeln. Die Larve entwischt ihnen unversehends, und der Mensch

sieht

steht da, wird erkannt und beurtheilt, auf immer und unpartheiisch.

Sobald Ferdinand außerhalb seiner Staaten war, verschwand seine Trägheit. Der gesunde Verstand trat an die Stelle der Einfalt, und sein natürlicher Verstand, den seine fehlerhafte Erziehung nicht hatte ersticken können, drängte sich aus den engen Gränzen, worin man ihn gefangen hielt, hervor. Zu wahrhaftig, um seine Fehler bemänteln zu wollen, suchte er nicht seine Unwissenheit hinter einer affektirten Zurückhaltung zu verbergen. Er war immer liebreich, sogar populär, und unterhielt sich mit Jedermann. Nie that er kindische Fragen. Aus Allem leuchtete ein grader Sinn, und der Wunsch sich zu unterrichten. Seine Rede war ungekünstelt und oft voller Witz. Das freiwillige Geständniß irgend einer Unwissenheit, die nicht von ihm abgehangen hatte, zu vermeiden, lieh ihm in den Augen des Philosophen ein besondres Interesse. Alle diejenigen, welche ihn auf seinen Reisen gesehen haben, kommen darin überein, daß er von allen Bourbons der ist, der am meisten gesunden Sinn mit Karakter verbindet. Wenn man ihn gründlich untersucht, kann man nicht umhin zu bedauern, daß seine Erziehung vernachlässigt worden ist; sie hätte ihn bei geringer Sorgfalt sehr leicht in den Stand setzen können, sein

Volk glücklich zu machen, wenn es überhaupt in der Gewalt der Könige steht, das zu können.

Ferdinand unternahm seine Reisen zu einer Zeit, die seinem Geiste wirklich Schwungkraft geben mußte. Eben waren auch der Kaiser Joseph II. und sein Bruder Leopold auf ihren Reisen begriffen. Die nämliche Absicht hatte alle Drei bewogen, ihre Staaten zu verlassen; sie wollten ihnen besser vorzustehen lernen. Man wird sich vielleicht wundern, daß der König von Neapel, dessen Unwissenheit allgemein anerkannt und von ihm selbst eingestanden war, sich in dem Falle befunden habe, diesen beiden Fürsten Lehren in der Regierungskunst zu geben; aber alle Anstrengung der Kunst vermag nicht, die Natur zu erreichen.

Diese drei Souverains trafen verschiednemal unterwegens einander an. Leopold wußte viel, aber er hatte die Schwäche, es sich merken zu lassen. Er wollte alles sehen, über alles absprechen, und alles anordnen; er bildete sich ein, alles was sich ihm näherte, schulmeistern zu müssen. Einst hatte er den Einfall, dem Könige von Neapel einen Sermon zu halten, und ihm eine Reihe von Prinzipien einzuschärfen, wovon er ihm rieth Gebrauch zu machen, wenn er nach Neapel zurückgekommen seyn würde. Ferdinand hörte ihn ruhig an,

und beantwortete diese gravitätischen Lehren bloß mit diese, im Tone und in der Sprache der Lazzaroni, vorgetragene Frage: »Sag mir an, Doktor, hast Du viel Neapolitaner in Diensten, oder in Deinen Staaten? — Nicht einen Einzigen. — Nun denn, mein weiser Doktor, wisse daß ich viel tausend Toskanesen in meinem Lande und in meinem Hause habe; würden sie da wohl seyn, wenn Du sie gelehrt hättest, ihr Brod in ihrem Vaterlande zu verdienen?«

Als ihm ein Ausdruck von Trübsinn auf den Gesichtern der Bewohner von Toskana aufgefallen war, sagte Ferdinand zu Leopold: »Ich begreife nicht, was Dir Deine Gelehrsamkeit hilft; Du liesest unablässig; Dein Volk thut Dirs nach, und indeß herrscht unter ihnen eine stille Traurigkeit. Deine Städte, Deine Hauptstadt, Dein Hof, alles was Dir angehört, hat ich weiß nicht was für einen Anstrich von Trübsinn. Ich, ich weiß gar nichts, und kann über nichts sprechen; und mein Volk ist so munter! Ich stürbe die ersten vierzehn Tage, wenn Neapel Deinem schönen Florenz gliche. Indeß so viel weiß ich doch, daß man dort zu den Zeiten der Medicis sehr angenehm und fröhlich lebte.

Bei einer andern Gelegenheit antwortete er

ihm auf ein langes Dociren: Was Du da sagst, mag vielleicht sehr gut seyn; aber ich denke immer, ein glückliches Volk kann nicht traurig seyn, und Dein Volk ist es sehr. Glaube mir, regiere sie etwas weniger, Dein ewiges Predigen macht ihnen Langeweile.

Ferdinand kannte den Kaiser Joseph schon, er hatte ihn in Neapel gesehen. Nachher traf er ihn in Mantua, Mayland und noch an mehrern Orten. Joseph übertraf noch seinen Bruder Leopold in der Sucht zu schulmeistern. Ferdinand wurde der ewigen Wiederholungen bald satt, und sagte mit der plötzlich ausfallenden Fröhlichkeit, die ihn karakterisirt: »Ich fühle ganz den Unterschied der zwischen uns ist. Als ich abreisen wollte, habe ich mich, so zu sagen, von meinem Volke wegstehlen müssen; statt dessen sind Deine Unterthanen nur dann froh, wenn Du abwesend bist.«

»Nun höre Du auch einmal mich an, sagte er weiter: Du schläfst hart, Du schläfst wenig, ißt in der Eil, und verdauest schlecht. Unaufhörlich bist Du mit Lesen beschäftigt, Du meditirst, Du giebst Dir unsägliche Mühe, Du machst Dich zum Unglücklichsten aller Menschen, und bei dem allem geht bei Dir alles schlecht. Deine Unterthanen fürchten Dich; bald werden sie Dich hassen. Und ich, mein Lieber, ich

bringe meine Nächte ruhig hin. Ich esse mit Appetit, und verdaue gut. Ich thue so viel Gutes, als mir mein gemeiner Menschenverstand eingiebt. Meine Unterthanen lieben mich, sie sind zufrieden mit mir; aber das Beste ist, sie lieben mich, ob ich es mir gleich ihrentwegen nicht den hundertsten Theil so sauer werden lasse, wie Du um die Deinigen. Glaube mir, gönne Dir ein wenig Ruhe, und vergönne den Andern die ihrige auch.«

Joseph sprach eines Tages laut genug, um von sieben bis acht Personen, die ihn begleiteten, verstanden zu werden. Er sagte, die Königreiche Neapel und Sizilien wären voller Unordnungen; die innre Staatsverwaltung tauge nichts... Ich weiß es wohl, erwiederte der kunstlose Ferdinand, daß die Administration meiner Staaten nicht fehlerfrei ist; da ich aber von meiner Unwissenheit überzeugt bin, fürchte ich mich das Geringste anzurühren, aus Furcht die Mißbräuche zu vermehren, statt sie abzuschaffen. Alles ändern ist leicht; aber zum Guten ändern, das ist der so schwer zu treffende Punkt. Schlüge man mir nützliche Verbesserungen vor, und überwiese mich daß sie es wären, mit welchem Vergnügen wollte ich sie annehmen! Allein einen Fehler an die Stelle eines andern setzen, und oft einen nachtheiligern, als den man ausrotten wollte, das heißt

Thorheit mit Thorheit häufen. Ich, ich werde alles auf dem alten Fuße lassen, bis man mir die Möglichkeit einer wesentlichen Verbesserung zeigt, damit ich meine Unterthanen nicht fruchtlos quäle. Du, der Du alles umkehrst, der Du von der Neuerungswuth ergriffen bist, wisse, daß für uns andre Fürsten die Halbgelehrsamkeit, die Scheintalente eine Klippe sind, und für unsre Unterthanen eine wahre Landplage.«

Als Ferdinand von seiner ersten Reise zurück kehrte, überließ er sich einige Tage hindurch einem beständigen Trübsinne. Er überlas unaufhörlich die Bemerkungen, welche er auf seiner Reise niedergeschrieben hatte, und man sah Merkmale einer besondern Rührung an ihm. Er vergoß Thränen über das Schicksal seiner Unterthanen; und weit über jede Art von Verstellung erhaben, suchte er sie nicht zu verbergen. Ach! sagte er, meine Reise hat nur dazu gedient, mir die Größe meiner Unwissenheit recht fühlbar zu machen. Man hat mich nicht erzogen, wie ich erzogen seyn sollte. Jetzt erst fühle ich, wie viel Unterricht mir fehlt. Ich gäbe alles in der Welt darum, daß es noch Zeit seyn möchte, die Kenntnisse zu erwerben, wodurch man ein guter König wird; solche, wodurch ich meine Unterthanen glücklich machen könnte. Ich liebe sie, und weiß daß sie mich

wieder lieben: sie lieben mich, ohne daß ich es anders um sie als mit fruchtlosem gutem Willen verdient habe.«

Diese Reise durch Italien wirkte eine sichtliche Veränderung bei Ferdinand. Sein durch die angestellten Vergleichungen geübter Verstand wurde thätiger. Seit dieser Zeit ist alles was er aus eignem Triebe angiebt, recht gut. Seine Depeschen sind einfach, aber deutlich, und mit dem Gepräge der schlichtesten gesunden Vernunft gestempelt. Was er aussinnt, ist immer besser, als was ihm andere eingeben. Also ist ihm das wenige Gute was im Königreiche geschiehet zu verdanken; und hätte er Festigkeit genug, sich vor den Fallstricken zu hüten, welche ihm die Königinn und seine unwürdigen Minister legen, so kann man behaupten, es würde kein Staat besser regiert werden als Sizilien.

Aktons Schützling.

Es giebt auf Erden keinen Menschen, über den vorgefaßte Meinungen eine solche Gewalt hätten als über den General Akton. Ich habe ihn die ärgsten Schelme in Schutz nehmen sehen, weil er nie den Schein von der Wirklichkeit zu unterscheiden vermochte. Von hundert Zügen der Art will ich nur einen ausheben und

anführen. Er, als erster Minister, und der die Königinn allmächtig beherrscht, läßt sich ebenfalls durch Günstlinge leiten. Anton Tavola, zu Vizenz gebohren, war in Neapel durch gehäufte Betrügereien bekannt. Er stand im Schutze eines Oberstlieutenants, welcher die Gunst des Generals, oder vielmehr Minister Räubers Akton besaß. Verschiedne Personen, welche Tavola angeführt hatte, wendeten sich an ihn, um bezahlt oder gerächt zu werden, und baten um Befehle zur Arrestation des Betrügers. Der Minister hörte nur auf seinen Liebling, widerstand dem Augenscheine und gab nicht zu, daß Tavola gerichtlich belangt wurde. Nicht nur, daß er fortfuhr sich seiner anzunehmen, sondern er wagte es, ihn zu entschuldigen.

Als der Abt Fortis in Neapel ankam, wohin der König ihn berufen hatte, empfahl ihm der Günstling Akton den Tavola, und bat, ihm einen Dienst zu verschaffen. Der Abt schlug es ab, weil er dagegen anführte, daß da dieser Mensch seiner Betrügereien wegen aus seinem Vaterlande gejagt sey, so sey es ihm unmöglich sich mit ihm einzulassen. Der Oberstlieutenant beharrte, und erlaubte sich zu sagen: gesetzt mit den Spitzbübereien des Tavola habe es auch seine erwiesene Richtigkeit, so würden sie dadurch verzeihlich, weil er kein anderes

Mittel gehabt habe, sich fortzuhelfen. Fortis antwortete verachtend: ich sehe noch überhaupt die Nothwendigkeit nicht, daß Betrüger leben. Wäre es für diesen Menschen nicht besser, er stürzte sich ins Meer, als so zu bestehen wie er thut?

Dies ist Akton, erster Minister der beiden Sizilien; so sind die, die um ihn sind, und die er zur Schande der Menschheit in Schutz nimmt!

Der Abt Galliani.

War der interessanteste Italiener, den ich noch in Paris gekannt habe, wo er als Legationssekretair des Königs von Neapel sich aufhielt. Seine persönlichen Eigenschaften, seine litterarischen Kenntnisse, seine Werke sind zu bekannt, als daß es nöthig wäre, dies alles hier in Erinnerung zu bringen. Einige Anekdoten von ihm werden hinreichen, einen Begriff von dem originellen Karakter dieses liebenswürdigen und sonderbaren Menschen zu geben. Er starb im Oktober 1784.

Einst speiste er zu Mittage bei dem Markis Tanucci. Unter den Gästen befand sich auch der Pater Trauzani, ein höchst pedantischer, dogmatischer, mit Scholastik vollgepfropfter Jakobinermönch, der zugleich einer der schlech-

testen Prädikanten in ganz Italien war. Thun sie mir doch den Gefallen, sagte einer von den Gästen, diese Schüssel mit Coioni herzuschieben. Welch ein unanständiges Wort, rief der Mönch! wäre es nicht besser, dieses Gericht Granelli zu nennen? (das heißt kleine Körner) Was meinen Sie dazu, Abt Galliani? — Weder so noch so, ehrwürdiger Vater. Das Gericht würde weit schicklicher Trauzani heißen. Was wählen Sie für einen Zeitpunkt mich zu beleidigen? sagte Trauzani mit verbißner Wuth. Nun ahmte Galliani den pedantischen Ton des Mönchs nach, und antwortete ganz gravitätisch: non per qualitatem, sed per positionem, quia positi sunt Trauzianum. Der Markis Tanucci, Troß seines ernsten Karakters, und der Würde die er affektirte, konnte ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken; und in dem Moment brach auch ein allgemeines Gelächter aus, wodurch der Mönch verdienterweise beschämt wurde.

Viele Leiden, sammt den Schrecken eines langsam annähernden Todes, vermochten nicht die Fröhlichkeit des Galliani zu schwächen. Sie war bis im Sterben seine Gefährtinn; oft erregte er Lachen bei seinen Freunden, die über seinen nahen Verlust in Thränen zerflossen. Hier ist ein Beweis; er mag selbst sprechen.

In meiner Jugend nannte man mich den kleinen Ferdinand. Ein Bischof, der ein Freund meines Vaters war, sagte einst: ich möchte gern einmal mit meinem kleinen Ferdinand spazieren gehen. Mein Vater war entzückt über die Ehre, welche der heilige Mann mir erzeigen wollte, und sagte mit innigem Tone zu mir: gehe, mein Kind, folge diesem frommen Hirten, er wird dich den Pfad der Tugend führen. Ich gehorchte; und Seine Bischöflichen Gnaden versicherte mich, nach einem schmeichelhaften Eingange, er habe für mich die heftigste Leidenschaft gefaßt. Seine Gebärden bekräftigten den Nachdruck seiner Worte. Ich war dazumal siebenzehn Jahr alt; ein gefährliches Alter, wenn die Natur uns mit einer einnehmenden Gestalt beschenkt hat! Aber auch sogar in diesem Alter war ich sehr häßlich, und konnte nicht die Möglichkeit dieser warmen Zuneigung begreifen. Monsignor, antwortete ich ganz leise, Eurer Gnaden Leidenschaft für mich scheint mir die Gränzen des Möglichen zu überschreiten. Es würde meiner Eigenliebe um so schmeichelhafter seyn, weil Ew. Gnaden Leidenschaft meinem Spiegel, worauf ich kaum die Augen zu werfen wage, ein förmliches Dementi gäbe. Was ist denn an mir, daß sie erregen konnte? — Ich will es Dir wohl sagen, mein lieber kleiner Ferdinand. Es ist nicht

körperliche Schönheit die mich anzieht. Dein Geist, deine Lebhaftigkeit, dein Witz, die Kenntnisse die Du Dir schon in einem der Kindheit noch so nahen Alter erworben hast, das sind die Reize, mein Freund, die mich eingenommen haben.

Also, sagte lachend der sterbende Galliani, also hatte mir das Studium des Virgils, Homers, Demosthenes, Horaz, uud Cicero die Ehre zugezogen — von einem Bischofe geliebt zu werden. Würdiger Lohn so vielen Fleißes. O Geschick!!!

Zwei Tage vor seinem Tode, ließ er seinen Haushofmeister kommen, und fragte nach einem Pferde, welches er ihm beschrieb. Der Mann sagte, es sey eben diesen Morgen verkauft worden. Dem Himmel sey Dank! rief der Sterbende; und, indem er sich zu seinen Freunden wandte, unter welchen der Doktor Gatti war, sagte er: warum glauben Sie wohl, daß ich mich nach dem Pferde erkundigte, welches auf meinen Befehl nun verkauft ist? Aus Geldmangel ist es nicht geschehen, das denken Sie nicht. Es fehlt mir nicht daran, und dies wäre ein armseliges Hülfsmittel gewesen, wenn es mir daran gefehlt hätte. Ich habe es blos gesucht los zu werden, weil es mich in meinen testamentarischen Anordnungen hinderte; ich wußte nicht zu welchem Artikel es zu rechnen

sey. Immobilia? es hat doch noch eine Art von Bewegung. Mobilia? es giebt nur selten eine Anzeige von Leben. Dies hätte zu Streitigkeiten unter meinen Erben Anlaß geben können, und dieser will ich sie überheben.

Der Ritter Gatti sagte zu Galliani den Abend vorher ehe dieser starb: »sehen Sie nur, lieber Abbe, wie zugethan ich Ihnen bin. Die französische Gesandtinn wollte mich mit sich in die Oper haben; ich schlug es aus, und zog vor, Ihnen Gesellschaft zu leisten.« Und Sie wollen gedankt seyn? antwortete er. Ist es darum, daß sie mich als Arlekin ansehen, dessen Possen Sie mehr belustigen, als die ernsthaften Recitative der Oper, und sie erwarten nun von mir den letzten Zeitvertreib der Gattung, den ich im Stande seyn werde Ihnen zu geben?

Galliani's Testament trug das Gepräge der Originalität, die ihn Zeit seines Lebens bezeichnet hatte. Er vermachte einen Degen, der Cäsar Borgia gehört haben sollte, an den Prälaten Guetini, mit dem Bedinge, daß er seinen Erben hundert Unzen Gold dafür zahlen sollte; und im Fall er dieses Vermächtniß nicht annähme, oder sich weigerte die festgesetzte Summe zu zahlen, setze er die Kaiserinn von Rußland an seine Stelle. Sein Musäum vermachte er dem Könige von Neapel, seinem Souverain; doch mit der Klausel, daß er sechs

tausend Dukaten neapolitanisch Geld dagegen bezahlte. Wenige Minuten vor seinem Ende kam der General Akton zu ihm. Als er ihm gemeldet wurde, sagte er: sagt Seiner Exzellenz, mein Wagen stehe vor der Thür, aber man würde auch nicht zögern, den für Seine Exzellenz bestimmten Wagen vorzufahren.

Galliani hatte eine der ersten Stellen in dem Finanz- und Oekonomierathe. Seine Emolumente betrugen auf 27,000 französische Livres, ohne die Nebenzuschüsse; und ohngeachtet dieses günstigen Glückszustandes, war er doch zuweilen in Geldverlegenheit, weil die Unterhaltung seines Hauswesens, seine Bibliothek, und seine Phantasieausgaben seine Einkünfte wegfraßen. In Frankreich sind seine Dialogen sur les grains sehr bekannt; in diesen ist die ganze Fröhlichkeit seines Karakters vollkommen übertragen. Obgleich er oft darüber sprach, wie man regieren müsse, so bewies das, was er darüber sagte, sehr klar, daß er diese schwere Kunst nur sehr oberflächlich kannte. Sein Lieblingsaxiom war — ich führe es bloß an, den Gang seiner Ideen zu bezeichnen — »Wenn die Bewohner eines Landes immer guter Laune sind, und die thierischen Verrichtungen ihren ordentlichen Gang gehen, so kann man behaupten, daß die Regierung gut ist.« Ich sagte ihm einst dagegen, daß ich in Hessen,

wie in Pohlen, wo das Volk unterthänig ist, vom Gegentheile auf Kosten meiner Geruchsnerven wäre überzeugt worden.

Galliani war der geistreichste Mann in ganz Sizilien, aber seine Sitten waren auch aufs äußerste verderbt. Es schien ihm alles erlaubt zu seyn, in sofern der Erfolg die That rechtfertigte. Zuletzt verfiel er in gänzliche Sorglosigkeit; er lebte nur bloß noch, seine Neigungen und Wünsche zu befriedigen. Er hatte sich überredet, die Menschen verdienen es nicht, daß man sich mit ihrem Glücke beschäftige. In dem Konseil war er immer auf der Seite des Despotismus, und niemand liebte so wie er die willkührliche Regierungsform.

Nie hat ein Mensch so viel Anekdoten gesammelt; nie wußte einer sie so reizvoll zn erzählen. Er wußte den Scherz auf eine angenehme Art mit ein wenig Ausgelassenheit zu verbinden. Man sagte einst in seiner Gegenwart der Abt Raynal erzähle sehr gut, und verletze dabei nie den strengsten Wohlstand. Raynal, sagte Galliani, Raynal ist im Stande, dieselbe Sache der nehmlichen Person wohl zehnmal zu erzählen; ich für mein Theil nenne denjenigen einen H . . der es mir nachsagt, ich habe auch nur zweimal dasselbe erzählt, obschon ich in Paris wohl Millionen Geschichten erzählt habe. Dieses sagte er bei Helvetius.

Galliani behielt bis in den letzten Augenblick seines Lebens sein Gedächtniß, und endete ohne irgend ein Merkmal von Traurigkeit zu geben. Seine Neffen erbten sein Vermögen.

Die entlarvte Heilige.

Als ich das erstemal in Neapel war, lebte eine Frau unter dem Nahmen: Die Heilige mit den Steinen. Sie wurde von den leichtgläubigen Neapolitanern verehrt, und genoß alle Vorrechte einer Heiligen. Sie gab vor, sie leide am Blasenstein, und es giengen ihr durch die obern und untern Wege Steine ab. Der berühmte Arzt Cottugno, der auch ein großer Philosoph war, wollte dieses Weib sehen. Einige Augenblicke waren hinreichend, ihn von der Betrügerei dieser sogenannten Heiligen zu überzeugen. Sie hatte einen Wundarzt zum Vertrauten. Da sich das Wunder täglich erneuete, stieg auch ihr Ruf verhältnißmäßig; eine Menge Leute aus allen Ständen drängten sich zu ihr; man empfahl sich ihrem Gebete; man bat, sie möchte bald diese bald jene Gunst vom Himmel erflehen. Besonders gut ausgelernt spielte sie ihre Rolle sehr geschickt. Zerknirscht vor dem Herrn, demüthig gegen Menschen, machte sie alle die frommen Possen, durch welche Unwissende sich täuschen lassen, deren

Anzahl in diesem Lande nicht geringe ist, wo die Geisteskultur beinahe unbekannt ist. So betrug sich diese Scheinheilige beständig! Die angesehensten Leute beugten sich vor dieser Heiligen, welche alle ihre Fragen sehr gut zu beantworten wußte, und um desto besser, da keiner zu ihr kam, der ihr nicht Geld oder Geschenke darbot, die sie dann in aller Demuth oder um Gotteswillen annahm.

Was mich bei dieser Sache am meisten ärgerte, war, zu sehen, daß die Regierung diese Betrügerei duldete, ohne sich die Mühe zu nehmen, sie zu entlarven. Die Minister sprachen darüber; es wurde am Hofe davon erzählt; der kleinere Haufe spottete darüber; aber die mehresten glaubten an diese grobe Betrügerinn, welche der Tortur werth war. Und diejenigen welche nicht an die Wirklichkeit des Wunders glaubten, waren doch so verblendet, daß sie nicht begriffen, was für Uebel aus der fortgesetzten Lüge entstehen konnten; sie sahen nicht ein, welche Gewalt ein listiges Weib mit Hülfe derer, welche sie anführten, auf die Leichtgläubigen, und in einem Lande, wo die Vorurtheile aus der Unwissenheit entstehen, zuletzt erlangen könne. Der Hof und die Minister sahen um die Wette durch die Finger; und die Heilige, in voller Freiheit die Geister zu fesseln, erlangte ein Ansehen, beinahe so groß, und gewiß eben so

gut gegründet, als der Heilige Januar. Endlich, hätte der Arzt Cottugno aus Liebe zur Wahrheit nicht dazu beigetragen, diesen Betrug ans Licht zu ziehen, so würde er so weit gegangen seyn, dieser Betrügerinn die Verehrung ihrer Zeitgenossen, und vielleicht die der künftigen Generationen zuwege zu bringen.

Es war dem Cottugno nichts Leichtes, den Neapolitanern die Augen zu öffnen. Die Mitschuldigen der Heiligen hatten ihres Bedünkens so sichre Maaßregeln genommen, daß der Betrug gar nicht herauskommen konnte. Der Eigennutz ist eine mächtige Triebfeder.

Cottugno, der mit den Spielen, den Abweichungen und beinahe mit den Geheimnissen der Natur bekannt war, Cottugno konnte den täglichen Erzählungen einer Thatsache, welche die Gränzen seiner Kunst überschritte, keinen Glauben beimessen. Er verschaffte sich eine Unterredung mit dem Wundarzte, und suchte die Grundsätze der Ehre, der Religion in ihm anzufachen; sogar seinen eignen Nutzen stellte er ihm vor. Er erbot sich, ihm das Opfer, das er der Wahrheit bringen würde, gut zu belohnen. Alles vergebens. Da dem Cottugno dies nicht gelang, verließ er sich nur noch auf sich selbst.

Er suchte verschiedne Steine zu bekommen, welche die Heilige ausgeworfen hatte; er un-

tersuchte sie, und überzeugte sich, daß es Steinarten waren, die häufig um Neapel herum gefunden werden.

Mit diesen stummen Zeugen versehen, sprach er abermals den Wundarzt, der durch Vorwürfe und Drohungen nicht stärker als durch jene Versprechungen erschüttert wurde.

Diese Farce wurde im großen Hospital gespielt. Einst erschien dort plötzlich Cottugno, von vielen Aerzten und Wundärzten begleitet. Die Exkremente dieses Geschöpfes wurden untersucht, und man fand vierzehn Steine darin. Cottugno ließ sie von den übrigen Kranken absondern; die Steine wurden immer noch im Becken gefunden. Er ließ sie durch seine Zöglinge beobachten; und obgleich dieses mit der größten Aufmerksamkeit geschah, trieb sie ihr Wesen doch noch acht und zwanzig Tage hindurch. Die Anzahl der Steine war verschieden, aber sie waren alle gleicher Qualität, und wurden auf die nehmliche Art ausgeworfen. Endlich bemerkte einer der sie beobachtenden jungen Leute, daß sie gewöhnlich beide Hände in ihre Taschen steckte; er zwang sie, sie immer frei zu halten. Die Heilige, welche sich in ihrer Absicht widersprochen sah, forderte eine Prise Toback; sobald sie diese erhalten hatte, nahm sie auf einen Augenblick wieder ihre Lieblingsstellung an, und unter dem Vorwande den Toback

einschnupfen zu wollen, brachte sie mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit Steine in den Mund. Der junge Mensch hatte es aber gesehen, packte sie an der Gurgel, und rief einige Frauen zur Hülfe, welche sie völlig entkleiden mußten. Da fand sichs denn, daß sie einen kleinen Beutel an ihr Hemde festgenähet hatte, worin fünf hundert und sechszehn kleine Steine waren. Das Amulet, welches sie an ihrem Halse hängen hatte, und für ein Reliquienbehältniß gehalten wurde, enthielt ebenfalls gegen sechs hundert.

Diese neugebackne Heilige besaß einen ungeheuern Mantelsack voller Geld, Silbergeräthe, Leinen und andern Effecten, welche sie den leichtgläubigen Neapolitanern abgeschwatzt hatte. Diese Begebenheit verbreitete sich schnell. Mir hat sie Cottugno, als ich ihn bei dem Herzoge von Belfort traf, selbst erzählt. Man muß gestehen, daß von allen Europäischen großen Städten Neapel vielleicht die einzige ist, wo ein solches Mährchen Eingang finden, und sich so lange hätte erhalten können.

Karakteristische Züge des Königs von Neapel.

Ich habe mich gegen mich selbst anheischig gemacht, die Sitten und den Karakter der ver-

schiednen Souverainen in Italien bekannt zu machen; allein ich glaube, Mannichfaltigkeit in meine Schilderungen bringen zu müssen, um diesem Werke die Annehmlichkeit der Abwechselung zu geben.

Aus dem, was ich von dem Könige von Neapel gesagt habe, hat man sich einen Begriff von seinem Karakter bilden können. Ein richtiger Verstand, aber ohne Ausbildung; grader Sinn; ein treffliches Herz, aber schwach; fortgerissen durch die Macht gewohnter Zeitvertreibe, besonders von seiner Leidenschaft für die Jagd. Ferdinand fällt oft in jene moralische Unbedeutsamkeit, die man nicht genug bedauern kann. Hier sind einige Züge derselben.

Im Jänner 1788. hatte Ferdinand seinen Staatsrath in Caserta versammelt. Die Königinn, Akton, Caraccioli und verschiedne Andre wohnten ihm bei. Es war eine höchstwichtige Angelegenheit auf dem Tapete. In dem Augenblicke der Erörterung wurde an die Thüre geklopft. Diese Unterberchung setzte alle in Erstaunen, und niemand konnte begreifen, wer der Verwegne sey, eben diesen Zeitpunkt zu wählen; allein der König sprang hastig zur Thür hin, öfnete sie, und weg war er. Bald nachher kam er zurück, mit allen Merkmalen des lebhaftesten Vergnügens, und bat, man möchte nur recht bald zum Schlusse kommen, weil er

eine weit wichtigere Sache vorhätte, als diejenige die jetzt verhandelt würde. Die Sitzung wurde aufgehoben, und der König begab sich in sein Gemach, um früh zu Bette zu gehen, daß er recht früh Morgens bei der Hand seyn könne.

Diese Angelegenheit, der keine andre an Wichtigkeit gleich kam, war ein Jagdrendezvous. Dieses Klopfen an der Saalthür war ein zwischen dem Könige und einem Jäger verabredetes Zeichen gewesen, der ihm, seinem Befehle gemäß, zu melden kam, daß man bei Tagesanbruch in einem Theile des Waldes ein Rudel wilder Schweine gesehen hätte, die alle Morgen an dem nehmlichen Orte anzutreffen sey. Es ist natürlich, daß der Staatsrath aufgehoben werden mußte, damit man früh zu Bette gehen konnte, um die wilden Schweine recht früh überfallen zu können. Wenn sie entkommen wären, was würde aus Ferdinends Ehre geworden seyn?

Ein andermal an dem nehmlichen Orte, und unter den nehmlichen Umständen, ließ sich ein dreimaliges Pfeifen hören. Wieder ein Merkzeichen des Jägers für den König! Allein die Königinn und die Räthe nahmen diesmal den Spaß nicht so gut auf. Den König allein belustigte es, er riß schnell ein Fenster auf und gab seinem Jäger Audienz, der ihm

einen Flug Vögel anmeldete, und fügte hinzu, Seine Majestät hätte nicht einen Augenblick zu verlieren, wenn Sie einen glücklichen Fang machen wollten.

Nach Endigung dieses Gesprächs kam Ferdinand hastig zurück, und sagte zu der Königinn: Liebe Lehrmeisterinn, präsidire du nur an meiner Stelle, und ende so gut Du kannst die Angelegenheit, derentwegen wir uns versammelt haben.

Zwischen dem Könige von Neapel und dem Marggrafen von Anspach wird ein fortwährender Briefwechsel über Jagdangelegenheiten geführt. Diese Fürsten halten jeder eine genaue Kontrolle, Tag für Tag, Stunde für Stunde, über die großen Thaten, wodurch sie sich berühmt machen. Während den Mißhelligkeiten der beiden Könige, von Spanien und von Neapel war Ferdinand sehr sorgfältig darauf bedacht, sich die Jagdjournale seines Vaters zu verschaffen, und schickte das seinige immer richtig an Seine Katholische Majestät. Die Politik wirkte bei beiden nie auf diese geliebte Gegenstände. Das Rothwildpret, welches dem Zeitvertreibe des Monarchen geopfert war, wurde immer genau in dem Tagebuche aufgeführt; so auch das kleine Wildpret und Geflügel. Die Schwierigkeiten, die man hatte überwinden müssen, die Anzahl der begleitenden Jäger, und

die ehrenvolle Anzeige derer die sich besonders hervorgethan hatten, wurden immer umständlich erwähnt.

Ferdinand zog die Jagdberichte des Marggrafen denen des Königs von Spanien vor. Die Ursache liegt am Tage. Er war geschickter oder glücklicher als der Marggraf, und übertraf ihn, indeß der König von Spanien ihn übertraf, in der durch die Noth erfundnen Kunst, welche der Stolz aufbewahrte, und nun durch die Reihe der Zeiten und der Dinge zur Plage der Landbewohner geworden ist.

Die Relationen der Heldenthaten des Königs von Neapel waren immer stärker als die des Marggrafen, und die Hofkamäleons unterließen nie, seiner Schwachheit dadurch zu schmeicheln, daß sie ihm den Preis der Kunst und Geschicklichkeit zutheilten; indem sie sagten, der König sein Vater überträfe ihn bloß durch die Unermeßlichkeit seiner Wälder.

Unter den durch die Jagd veranlaßten Anekdoten giebt es welche, die drolligt genug sind, und aus welchen Ferdinands Frohsinn, und sein gutes Herz hervorleuchten.

Eine arme Frau begegnete ihm im Walde. Sie kannte ihn nicht, und war sehr traurig. Der Monarch ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein. Sie sagte, daß sie sieben Kinder habe, und kürzlich zur Wittwe geworden sey; ihr klei-

nes Besitzthum sey durch die Jagden des Königs verheert worden. »Es ist doch hart, setzte sie hinzu, einen Jäger zum Könige zu haben, dessen Zeitvertreibe seinem armen Volke so viel Thränen kosten! Was hat der abgeschmackte Kerl mein Land zu verwüsten?« Ferdinand sagte, ihre Klagen wären gerecht, er würde, da er im Dienste Seiner Majestät stände, Dieselbe davon benachrichtigen, doch mit Hinweglassung der Schimpfnahmen, die sie sich erlaubt hätte. »Sage was Du willst,« antwortete die Frau, »es ist mir einerlei; denn von dem Gecken erwarte ich doch nichts.» Der König begleitete die Frau bis in ihre Hütte. Er wollte den Schaden sehen den er angerichtet hatte, und schätzte ihn ungefähr nach der Angabe zweier benachbarten Bauern, die ihn ebenfalls nicht kannten. Er gab der Frau alles Geld was er bei sich hatte, und belohnte auch die beiden Schiedsrichter. Die Wittwe hatte mehr als Ersatz für ihren Schaden erhalten.

Das Vergnügen der Jagd ist nicht das Einzige, welches Ferdinand innerhalb den Wäldern, die er durchstreicht, genießt. Er hat in jedem Jagdrevier große Baraken erbauen lassen, die ganz einfach, aber bequem meublirt sind. Dort führen ihm seine Unterhändler hübsche junge Landmädchen zu. Er empfiehlt den Vorstehern dieser ländlichen Boudoirs Verschwiegenheit,

damit die Königinn nicht dahinter komme. Einer von ihnen, dem er seine Lektion wiederholte, antwortete: wozu so viel Geheimthun! Die Königinn hat eben ihre Zeitvertreibe auch, und öfter noch als Eure Majestät? — Still, still davon; man muß ihr ihren Willen lassen; das vermischt die Racen.

Der englándische Gesandte.

Unter den Ministern der europäischen Mächte, welche sich in Neapel aufhalten, ist keiner, den man dem Ritter Hamilton gleich stellen könnte. Schon der Nahme ist eine Lobrede; seine Werke, sein litterarisches Verdienst ist zu bekannt, um es zu erwähnen. Ich will blos die Blicke des Lesers auf die innere Verfassung des Hauswesens dieses berühmten Mannes lenken.

Hamilton hatte einen Neffen, der aus einer der berühmtesten Erziehungsanstalten in London eine junge reizende Waise entführt hatte, welche bei allen Annehmlichkeiten des Geistes noch die herrlichsten Anlagen zu den angenehmen Talenten besaß. Er nahm sie bei sich auf, und gab ihr allerlei Lehrmeister, damit sie einst würde, was sie von sich erwarten ließ. Sie entsprach völlig den Hoffnungen ihres Lieb-

habers. Tanz, Musik, Mahlerei, Geschichte, Erdbeschreibung, füllte alle ihre Stunden aus. Ihr Verstand und ihr Herz wurden gebildet, und in ihrem Aeußerlichen erwarb sie die Leichtigkeit und den edlen Anstand, den die Natur zwar geben kann, dessen Entwickelung doch aber einzig von einer sehr sorgfältigen Erziehung abhängt.

Hamiltons Neffe fieng an, den erschöpften Zustand seiner Glücksumstände zu fühlen, und daß so ungewöhnliche Kosten seine Kräfte überstiegen. Er sah sich zu den größten Einschränkungen gezwungen.

Dieses Mädchen, welches er zur Pracht gewöhnt hatte, fieng an, ihm eine Last zu werden. Einschränken wollte er sie nicht, vielweniger noch sie in das Haus zurück geben, woraus er sie genommen hatte; also entschloß er sich, sich auf immer von ihr zu trennen. Er schrieb an den Ritter Hamilton, seinen Oheim, und schlug ihm vor, diese Zauberinn zu sich zu nehmen; er stellte ihm vor, daß sie ihm die Langeweile des Alters erheitern, und die bei seinem anhaltenden Studiren so nothwendige Zerstreuungen verschaffen würde. Der englische Gesandte gieng den Vorschlag ein; die junge Person reiste von London ab, kam zu Neapel an, und wurde wie eine sehr geliebte Tochter aufgenommen.

Sie wurde bald der Gegenstand aller Gespräche, weil sie allgemeines Erstaunen erregte. Eine reizende Gestalt, eine himmlische Stimme, Verstand, Talente aller Art, und dabei das Seltenste von allen, Liebenswürdigkeit, verbunden mit Würde, ein gefühlvolles Herz, mit Sittsamkeit vereint; diese Syrene besaß alles, was Liebe erregen, Hochachtung und sogar Ehrfurcht einflößen konnte.

Der Ritter Hamilton verliebte sich Troz seiner acht und funfzig Jahre, Troz seiner Leidenschaft für die Wissenschaften in sie. Sechs Wochen waren zureichend, ihn zu unterjochen, und seine Gesundheit so zu untergraben, daß er nicht mehr kenntlich war. Naturgeschichte, Alterthümer, alles wurde hintangesezt, alles vergessen. Hamilton fühlte nur für die Liebe, verstand nur Liebe auszudrücken. Er erklärte öffentlich, daß wenn er einen Sohn erzielen könnte, er seine Verbindung rechtskräftig machen würde, an welcher seine Existenz durchaus hieng.

Seit der Zeit ist das Hotel von Hamilton, erst der Siz der Wissenschaften, der Aufenthalt der Grazien und süßen Freuden geworden. Der Ritter denkt bloß darauf, alle Arten von Freuden um seine Geliebte zu versammeln.

Als unumschränkte Gebieterinn des Hauses, machte sie die Honneurs desselben, nahm in seiner Abwesenheit die Besuche an, und sagte ei-

nem Jeden genau das Angemessenste, so daß man nicht von ihr gieng, ohne zu wünschen, daß man sie bald wiedersehen könnte.

Hamilton wohnt die meiste Zeit in Caserta, weil er die Jagd liebt; wodurch er sich bei dem Könige sehr beliebt gemacht hat, der ihn auch oft zu dergleichen Parthien einzuladen pflegt.

Wenn es nichts zu jagen giebt, oder daß die Pflichten seines Postens ihn nicht in seinem Kabinette beschäftigen, durchstreicht der ernsthafte Hamilton die Gärten von Caserta mit seiner Göttinn, und begegnet oft der königlichen Familie. Die Königinn hat sichs einfallen lassen, es übel zu nehmen: und seit diesen häufigen Späziergängen, welche er sich erlaubt hat, bezeigt ihm die Königinn nicht mehr zuvorkommende Gnade. Hamilton tröstet sich sehr leicht darüber. Dieses Betragen der Königinn kann, wenn man ihre eigne Ueberschreitungen gewisser Gränzen weiß, sonderbar scheinen; aber sie ehrt die Tugend bei dem allem doch noch genug, um von den Prinzessinnen, ihren Töchtern, alles zu entfernen, was ihre Einbildungskraft rege machen könnte. Sie hat sich sogar viele Mühe gegeben, Hamilton bei dem Könige anzuschwärzen; aber ihr Ansehn ist gegen die Neigung zur Jagd gescheitert, welche beide Herren verbindet und zusammenführt.

Als Hamilton Vater wurde, hat er sein

Wort gehalten und sein Mädchen öffentlich geheirathet, und bei dieser Gelegenheit gesagt, eine Vereinigung so seltner Talente sey dem ältesten und berühmtesten angebohrnen Adel vorzuziehen. Madame Hamilton ist in der That höchst reizend von Person. Ihre Gestalt ist etwas über die mittelmäßige, und in den richtigsten Verhältnissen, aber über alle Beschreibung schön; ihr Verstand, ihr Karakter und gegenwärtig auch ihre Sitten, alles ist an dieser Frau so außerordentlich, wie ihr Schicksal.

Der Ball bei Hofe.

Den vierten Januar 1788 war ein großer Ball bei Hofe, zu welchem alle Fremde, die sich hatten vorstellen lassen, eingeladen waren. Ich habe einigen dieser Festlichkeiten beigewohnt, und ich kann versichern, daß fein fühlende Personen sich nicht sonderlich daran erbauet haben werden. In keinem Lande in der Welt sind die Frauenzimmer von Stande wohl so schlecht erzogen als hier, und in diesem Stücke geben ihnen die Männer nichts nach. Ohne allen Reiz und Grazie bemerkt man an beiden Geschlechtern zu Neapel keine jener in die Augen fallenden Eigenschaften, welche den Fremden anlocken, und seine Nachsicht gegen das, was etwa noch mangeln könnte, erheischten.

Giebt es irgend einige Ausnahmen, so sind dieses Fremde, welche ihre Angelegenheiten, oder ihr Reisekours nach Neapel brachte.

Man hatte eben das Korps der Liparoten und die Kadets aufgehoben; und man hatte noch die Aufhebung der beiden Italienischen und Schweizer-Garderegimenter vor. Die Gemächer waren mit einer Menge Offizieren angefüllt, welche alle mit der Königinn unzufrieden waren, weil man sie für die Anstifterinn dieser Reformen hielt. Der General Salis, und sein aus lauter fremden Offizieren bestehendes Gefolge, hatte schon die Reform der Taktik und die Veränderung der Disciplin bei den Sizilianischen Truppen vorzunehmen angefangen, und dadurch war die Unzufriedenheit noch erhöht worden.

Zu Anfange des Balls war der König gegenwärtig gewesen; allein ermüdet von der Rebhühnerjagd, hatte er sich zeitig zur Ruhe begeben, um am folgenden Morgen denselben Zeitvertreib zu wiederholen. Er ließ der Königinn die Freiheit, ihren Neigungen zu folgen, und ein Projekt ins Werk zu richten, woran ihr viel lag.

Vollkommen unterrichtet von dem Mißvergnügen, welches ihre Privataufführung erregte, hauptsächlich aber von der Unzufriedenheit der Gardeoffiziere, wollte sie sich bei ihnen

entschuldigen, und alle Schuld von sich ab auf den Baron Salis wälzen.

Dazu wählte sie den Augenblick, da sechszehn von diesen Offizieren in dem großen Salon um sie waren. Sie ließ den Baron Salis rufen, der in einem entlegenen Zimmer beim Wisth saß, und redete ihn, als er erschien, folgendermaßen an: »Nicht wahr, Herr Baron? haben sie nicht die Abschaffung aller privilegirten Korps bei unserer Armee vorgeschlagen?« Salis antwortete bloß durch eine Verbeugung. Er sagte nachher, sein Stillschweigen sey lediglich der Achtung zuzuschreiben, welche er damals noch für die Königinn von Frankreich hatte. Marie Karoline, muthig gemacht durch diese seine Nachgiebigkeit, erwiederte: »Warum, Herr General, haben sie denn gesagt, (der General hatte kein Wort davon fallen lassen) daß ich die Urheberinn aller dieser Abschaffungen, aller dieser Reformen sey?« Salis machte abermals eine Verbeugung, tiefer noch als die erste, und entfernte sich. Da wendete sich die Königinn zu den Offizieren, welche sie wieder zu gewinnen hofte, und unterstand sichs zu sagen: »So beschämt man die Verläumder!«

Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Auftritt das Vergnügen unterbrach. Zorn und Verwegenheit blickten aus den Augen der Königinn

niginn, und man besorgte, sie möchte sich ihrer Wuth überlassen. Der Ball hörte nicht auf; aber Trübsinn, Furcht und Langeweile hatten den Vorsitz dabei.

Man hat mich versichert, daß Salis alle Gegenwart des Geistes behielt, und dem Balle, bis er zu Ende war, beiwohnte. Er setzte seine Spielparthie fort, und betrug sich ganz wie sonst, ohne Verdruß zu äußern, noch eine Fröhlichkeit zu erzwingen, die ihm nicht natürlich seyn konnte.

Den Tag nachher, als er mit dem Markis von Mont Dragon sprach, lenkte sich die Unterredung auf die Botanik. Der Baron Salis äußerte, er liebe sie sehr, und weil er voraus sähe, daß er sich einige Jahre in Neapel aufhalten würde, so wollte er sich ein Landhaus mit einem geräumigen Garten miethen, worin er alle einheimische Pflanzen versammeln wollte, alle Bäume und Stauden beider Sizilien. Ich will mir, sagte er, einen einheimischen botanischen Garten anlegen.

Die wenige Empfindlichkeit, welche Salis über diesen Auftritt mit der Königinn blicken ließ, überredete die Hofleute, daß es ein zwischen ihr und ihm verabredetes Spiel gewesen sey, sie in den Augen des Publikums zu rechtfertigen. Allein der Erfolg zeigt, daß nur sie allein strafbar war.

Als der Hof und die Stadt erfuhren, was auf dem Balle vorgefallen war, erlaubte man sich laute Urtheile darüber. Obschon der Baron von Salis diese Beleidigung mit anscheinender Gleichgültigkeit aufgenommen hatte, war er dennoch dadurch so aufgebracht worden, daß er alle seine Bedienungen niederlegte. Erst bildete er sich ein, irgend ein heimlicher Feind habe ihm diese Scene bereitet. Diese Vorstellung bewog ihn, denselben zu entlarven. Bisher hatte er ihn geschont, und gar nicht gethan, als ob er ihn kenne. Wir wollen sehen, wer dieser Feind war!

Er wünschte eine Erklärung mit der Königinn zu haben, konnte sie aber nicht erlangen; aber der König bewilligte ihm zwei lange Audienzen, und Akton eine Unterredung, welches er der Dazwischenkunft des französichen Gesandten zu verdanken hatte, eigentlicher wohl der Frau dieses Gesandten, welche den Geist der Intrigue in einem hohen Grade besitzt. Brissac, der diesen Auftritt veranlaßt hatte, wurde auf Befehl des Königs arretirt, und auf ein festes Schloß gesetzt, wo er bloß heraus kam, um nach ber äußersten Gränze des Königreichs Neapel gebracht zu werden.

Der König benahm sich bei dieser Sache sehr gut, und mit der größten Standhaftigkeit. Er ließ den Minister Akton kommen, sprach im

Tone des unumschränkten Herrn mit ihm, befahl ihm ein Billet an den Baron Salis zu schreiben, ohne, bei höchster Ungnade, ein Wort von dem, wie er es ihm diktiren würde, zu ändern. Das Billet lautete also:

Excellenz!

Ich habe dem Könige beide Schreiben, welche mir Ew. Excellenz an 5. und den 10. des laufenden Monats zugestellt haben, übergeben, und mündlich hinzugefügt, was die Umstände erheischten, damit Seine Majestät gründlich von dem was Ihnen begegnet ist, unterrichtet würden. Auch habe ich der Königinn dasjenige vorgelegt, was Euer Excellenz für gut befanden mir mitzutheilen, um sie von dem Ungrunde der ihr zugetragenen Dinge, als der Wahrheit völlig entgegen, zu überzeugen. Der König befiehlt mir, durch dieses Schreiben, als Antwort auf Ihre beiden Anschreiben, Euer Excellenz zu versichern, daß Seine Majestät höchlich erstaunt sind, als Sie die Reden welche man gegen sie geführt hat, und welche ganz von der Wahrheit abweichen, vernommen haben: so wie auch die Unannehmlichkeit, welche Sie dadurch erfuhren. Der König will, daß ich Euer Excellenz die Gesinnungen der ausgezeichnetsten Hochachtung bezeuge, welche in seinem Herzen nie durch

irgend etwas unterdrückt worden ist; so wie die Zufriedenheit der Dienste, welche Sie ihm mit so vielem Eifer als Thätigkeit angefangen haben zu leisten, und deren Fortdauer Seine Majestät erwarten.

Auf Befehl des Königs füge ich noch die besonderen Gesinnungen Ihrer Majestät der Königinn hinzu, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß Sie von den ungerechten Eindrükken, welche man Ihr von Euer Excellenz beigebracht hatte, gänzlich zurückgekommen ist. Meine gnädigste Souveraine wünscht, daß Euer Excellenz das Vergangene gänzlich vergessen möchten, und versichert zu seyn, daß Sie für den Herrn General die nehmlichen Gesinnungen hegt, welche der König für Sie hat.

Mein Souverain befiehlt mir, Euer Excellenz vorläufig zu versichern, daß die Urheber der verläumderischen Anklagen, über welche er sich mit Recht beklagt, gestraft werden sollen. Die gemessensten Befehle sind schon zu dieser Absicht gegeben. Ich habe die Ehre mit Ehrerbietung zu seyn,

Euer Excellenz

u. s. w.

Johann Akton.

Caserta den 14. Februar 1788.

Die Bekanntmachung dieses Billets, welches in allen Zeitungen eingerückt wurde, diente bloß dazu, indem es zugleich die Neugier der Müßigen beschäftigte, den Haß und die Verachtung, welche sich die Königinn schon durch ihre anstößige Aufführung zugezogen hatte, aufs neue zu erwecken, und demselben Nahrung zu geben. Brissacs Gefangennehmung, der einer ihrer vertrautesten Kreaturen, ihr heimlicher Unterhändler, und öffentlicher Liebhaber war, gieng ihr sehr lebhaft zu Herzen. Sie schrieb alle Tage an ihn, und überhäufte ihn mit Geschenken. Er hielt Tafel in seinem Gefängnisse, auf Unkosten der Königinn. Als Ferdinand hinter diese Aufführung kam, bebte er vor Wuth. Er ließ den kaiserlichen Gesandten zu sich kommen, und ersuchte ihn, es der Königinn vorzustellen, und fühlbar zu machen, auf welchen hohen Grad sie ihre Familie beschimpfe. Ich weiß, daß dieser Minister, der ein sehr kluger und vorsichtiger Mann ist, Jemanden antwortete, der ihn bat, diese Vorstellungen ja mit rechtem Nachdrucke zu thun: »Sie haben gar keinen Begriff von der Halsstarrigkeit und dem Eigensinne dieser Frau. Sie hört auf Niemanden; die Furien, mit welchen sie umgeben ist, und die verdienen öffentlich ausgepeitscht zu werden, haben allein das Recht ihr Vorstellungen zu machen, sie sagen

ihr unablässig vor, daß Nachgeben Schwäche ist, und daß Standhaftigkeit, alle Kapricen, jede Handlung rechtfertige.

Die Königinn verschloß sich einige Tage in ihre Zimmer, und wollte auch den König nicht sehen. Während dieser Zeit gab es ein hin und wieder reden, wobei der östreichische Minister die beschwerlichste Rolle hatte. Ehe Baron Salis das vorhin angeführte Billet erhielt, hatte Akton es der Königinn gezeigt, und sie versichert, er sey bereit dem Könige nicht zu gehorchen, und dann seinen Abschied zu fordern. Die Vertrauten dieses verächtlichen Paares beredeten sie endlich, zuzugeben, daß das Billet abgeschickt würde; sie stellten ihr vor, daß wenn Akton nicht mehr Minister sey, so könnte es sich fügen, daß sein Nachfolger ihr weniger ergeben wäre. Sie willigte endlich ein: dem Akton wurde gestattet, seinem Souverain zu gehorchen.

Dadurch wurde Marie Karolinens Wuth vermehrt, die sich nun aufs neue mit ihren Weibern verschloß, und Niemanden zu sich ließ. Der König kam, und wurde abgewiesen. Da befahl er, in seinem gerechten Zorne, daß die Thüren erbrochen werden sollten; aber die Hofleute besänftigten ihn. Indeß konnten sie nicht verhindern, daß der König in der Heftigkeit seines Grimms ausrief, so laut daß die

Königinn es in ihrem Zimmer hören mußte: Wehe dem Andenken Deiner Mutter, daß sie Dich höllisches Ungeheuer gebahr! Wehe, Fluch, über Deinen treulosen Bruder! Beide haben meine Schande, und den Ruin meiner armen Unterthanen zubereitet. Das ist keine Königinn, keine Gemahlinn, ketne Mutter, die uns Oestreich gegeben hat, es ist eine Furie, eine Megäre, eine Messaline, welche es in seinem Grimme ausgespien, und uns zugeschleudert hat!

Akton sah nun ein, daß man der Königinn wider ihren Willen dienen müsse. Er führte den kaiserlichen Gesandten zu ihr; und endlich gelang es ihnen, diese Dame zu überzeugen, daß sie den König einlassen müsse. Dieser verzögerte und gezwungne Gehorsam schien den Monarchen zu besänftigen, der nun nicht zu seiner Gemahlinn hereingieng.

Erläuterung.

Die Königinn hatte nie die privilegirten Korps bei der neapolitanischen Armee geliebt. Der Aufenthalt der Offiziere derselben am Hofe mißfiel ihr, und die Rathschläge, welche sie oft wagten dem Könige zu geben, dessen Zutrauen sie gewonnen hatten, waren ihr höchlich zuwider. Dieses war indeß nicht der einige

Beweggrund, der ihre Aufhebung veranlaßte, noch vielweniger die Reformen in der Armee. Eine nähere Ursache gab den ersten Gedanken dazu.

Im Jahr 1782 hielt sich Campitelli, ein östreichischer Offizier und Neffe des Generals dieses Nahmens, in Neapel auf. Die Königinn, für ihr Vaterland eingenommen, wollte aufs genaueste von allen Veränderungen, welche Kaiser Joseph bei seiner Armee vorgenommen hatte, unterrichtet seyn. Campitelli befriedigte ihre Neugier, und bestärkte sie in der Begierde, welche sie schon längst hatte, ihrem Bruder nachzuahmen. Akton wurde zu Rathe gezogen, und billigte alles. Es wurde alsofort in diesem geheimen Ausschusse beschlossen, daß die neapolitanischen Truppen ganz auf denselben Fuß in der Disciplin und sonstigen Einrichtung, wie die östreichischen, gesetzt werden, auch eben die Taktik erhalten sollten. Man fieng mit der Aufhebung aller privilegirten Korps an. Diese Maaßregel war zur Ausführung von Marien Karolinens weitläuftigen Absichten nothwendig. Sobald der Plan zu dem Allem entworfen war, wurden die Generale, die Staabs- und Subalternoffiziere ernannt, nach des Kaisers Lager zu gehen, um die Manövres zu lernen die dort gemacht werden sollten. Diese Offiziere giengen wirklich nach Deutschland

ab, und blieben so lange daselbst, bis man urtheilte, sie hätten genug gelernt. Bei ihrer Rückkehr wurde die Königinn von der Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen überführt. Der Eifer ersetzt nicht immer das Talent.

Allein eigensinnig auf ihren Entschluß verharrend, nahm sie sich vor, sich von dem Kaiser zwei Generale, und Offizire von allen Graden, auszubitten, damit diese alsdann die Disciplin und das Exercitium der deutschen Truppen einführten. Sie hatte es kaum ihrem Bruder geschrieben, als es ihr auch schon wieder leid wurde. Sie bedachte, daß die Ankunft so vieler deutschen Offiziere der Nation mißfallen, und nur die Mißhelligkeiten vermehren würde, welche schon zwischen dem Könige von Spanien und Ferdinand bestanden. Nun suchte sie das Interesse des Staats mit ihrem Lieblingsentwurfe zu verbinden; und zu dieser Absicht wollte sie die Reform durch zwei spanische Offiziere ausführen lassen, mit dem Beding, daß sie nichts an dem aus Oestreich gekommnen Plane ändern sollten. Die beiden Generale wurden verlangt; sie kamen an, und thaten nichts von dem was von ihnen erwartet wurde. Und so mußte es auch kommen; eine so tolle Idee konnte nur in einem so schlecht organisirten Kopfe entstehen. Las Torres de Viesa forderte seine Zurückberufung, und wurde zum

Gouverneur von Kadix ernannt; sein Kollege, Don Antonio de Rochas, bekam eine Gouverneursstelle in Sizilien.

Die Königinn und ihr würdiger Liebling, der Minister Akton, waren verlegen, an welche Macht sie sich wegen der Ausführung eines so übel angelegten, und so albern angefangnen Plans zu wenden hätten, als mit einemmale der Baron Salis, von dem es bekannt war, daß er ein Vertrauter des Reformators St. Germain gewesen war, am Hofe erschien. Obschon die Operationen des St. Germain den Erfolg nicht gehabt hatten, den man sich berechtigt hielt zu erwarten, so stand Salis doch am französischen Hofe, in dessen Diensten er war, in Ansehen. Ueberdem war er ein Graubünder, und das war zureichend, ihm eine gute Aufnahme zu verschaffen.

Salis hatte sich ein Empfehlungsschreiben von dem Bruder des Akton, welcher Oberst in französischen Diensten war, geben lassen. Da dieser Brief die größten Lobeserhebungen der militairischen Talente des Salis enthielt, so warfen deshalb die Königinn und ihr Liebling die Augen auf diesen Fremden, zur Ausführung ihres Entwurfes. Er wurde vorgestellt, und angenommen. Nachher hatte er verschiedne Konferenzen mit der Königinn und ihrem Minister, welche ihm ihren Reformationsplan

mittheilten. Der Baron Salis sah alles durch, billigte alles, und fand es sehr gut, daß man die privilegirten Korps abschaffe. Man fragte, ob er diesen Auftrag übernehmen wolle? Salis antwortete, er könne diese Ehre nicht ohne die Erlaubniß des Königs von Frankreich annehmen, dessen Dienst er ungern verließe. Die Königinn übernahm Alles, und Salis gieng nach Paris, den Ausgang dort zu erwarten.

Nachdem die Königinn ihren Gemahl vorläufig davon benachrichtigt und ihm seine Einwilligung entrissen hatte, schrieb sie an ihre Schwester Marie Antoinette. Diese sprach mit dem schwachen Ludwig XVI. davon; und dieser Monarch ernannte den Baron Salis zum Reformator der neapolitanischen Truppen, mit der Vollmacht, sich selbst die Offiziere zu wählen, welche er für fähig hielt, ihm in seinem so wichtigen Unternehmen beizustehen. Salis hatte bald gewählt; und diese Schiffsladung von Neuerern kam zu Ende des Jahrs 1787 in Neapel an. Ihr Einzug war glänzend; aber es erregte ein allgemeines Murren bei den Nationaloffizieren.

Salis begann damit, daß er Assembleen gab, welchen die vornehmsten neapolitanischen Offiziere beiwohnten. Er zeigte ihnen die Be=

fehle ihres Souverains, in Absicht der vorhabenden Reformation der Truppen, und stellte ihnen die Offiziere die mit ihm gekommen waren, vor. Seine Wahl war meist auf Ausländer gefallen; das machte sie bei den Eingebohrnen weniger verhaßt, die gewiß nicht ruhig, Franzosen sich aller militairischen Grade hätten bemächtigen sehen, und sich Gesetze in ihrer eignen Heimath von ihnen vorschreiben lassen.

Als zwischen der Königinn, Akton und Salis alles richtig war, fieng dieser die entworfnen Reformen an; da er aber vor seiner Abreise aus Frankreich geheime Instruktionen bekommen hatte, so bat er die Königinn um ihr Gutachten, daß wenn die innere Verfassung der Truppen östreichisch sey, er ihnen das Aeussere von der französischen geben dürfe. Das Alles ins Werk zu richten, mußten die privilegirten Korps abgeschaft werden, und bei den Truppen durch die ganze Armee einerlei Exercitium, einerlei Disciplin, Haltung, Uniform, eingeführt werden, so auch Gleichheit in den Traktamenten und dem Range. Salis war in Frankreich nur Oberst gewesen; jetzt erhielt er das Generallieutenants-Patent, und die Offiziere, welche seine Befehle ausführen sollten, wurden auch verhältnißmäßig avancirt.

Anekdoten den Ritter Brissac betreffend.

Dieser erste Urheber der Scene vom 4. Februar 1787 verdient näher bekannt zu werden. Ich habe es versprochen; ich halte Wort.

Brissac ist aus einem alt-adlichen Geschlechte aus der Provinz Burgund, und ein Vetter des ehemaligen Grafen von St. Priest. Im Jahre 1775 kam er zuerst nach Neapel. Er zog als ein Abentheurer auf, und hatte ein sehr hübsches junges Frauenzimmer bei sich, welches er aus dem Schooße ihrer Familie entführt hatte, und in der Folge heirathete. Dazumal war Breteuil französischer Gesandter in Neapel. Da es dem Brissac an allem fehlte, und er nicht einmal Wäsche hatte, so versahen ihn die liebreichen Dienste der Signora Amici, einer berühmten Sängerinn, damit; denn sie fühlte sich von einem besonders zärtlichen Mitleiden für einen so hübschen jungen Menschen durchdrungen. Sobald er sich sehen lassen konnte, stellte man ihn dem französischen Gesandten vor, der sich seiner annahm, und ihm eine Stelle bei dem Kadettenbataillon, welches der König von Neapel errichtet hatte, verschafte. Die Ursachen, weshalb Breteuil sich des Brissac annahm, sind nicht bekannt; allein man glaubt allgemein, daß er Talent zum Kund-

schaften bei ihm entdeckte, und ihn dann mit einem Amte bekleidete, das des Beschützers und des Schützlings werth war.

Bald nachher kam die Herzoginn von Chartres, jetzige Bürgerinn Egalité, nach Neapel, und nahm sich ebenfalls des Brissac an, dessen einschmeichelnde Manieren ihr gefielen. Sie empfahl ihn der Königinn, und er bekam das Oberstlieutenants-Patent. Da fieng er an, einen unverschämten Hochmuth auszulassen. Die Offiziere, die ihn verabscheueten, entlarvten ihn; allein seine Frau, die sich mit den Kameristinnen der Königinn bekannt gemacht hatte, half ihn durch, und er entgieng damals der Ungnade. Da ihn aber ein neuer Sturm bedrohete, wendete er ihn dadurch ab, daß er um sechsmonathlichen Urlaub, nach Konstantinopel zu gehen, anhielt, wo er seinen Vetter Saint Priest, der französischer Gesandte bei der Pforte war, besuchen wollte.

Sein Betragen in der Hauptstadt der Osmannen war nicht besser als zu Neapel. Er gab sich damit ab, falsche Nachrichten auszubreiten, Uneinigkeit zwischen den französischen Diplomatikern zu stiften, und seinen Verwandten und Wohlthäter Saint Priest zu verläumden. Dieser jagte ihn fort, und er kam noch einmal in Neapel mit allen seinen Lastern an. Seine Rückkehr in diese Stadt bezeichnete er

sogieich durch eine neue Intrigue. Er machte Ränke, und veranlaßte die Ehescheidung der Signora Wolesdorf, einer Nichte der Kameristinn Bohem, mit dem Sohne des Grafen Ludolf, einem Pommer, und neapolitanischem Gesandten in Konstantinopel. Als er sich nicht reichlich genug bezahlt fand, so versuchte er, die Vollziehung dieser Heirath, die im Grunde sein Werk war, zu hintertreiben. Madame Bohem, welche hinter alle diese Ränke kam, beklagte sich bitter darüber; Brissac war auf dem Punkte zu nnterliegen; er wäre auf die Insel Palmaria verbannt worden, hätte er nicht durch niederträchtiges Kriechen die Frau Bohem besänftigt, die noch schwach genug war, gute Worte bei der Königinn für ihn einzulegen.

Bis dahin war Brissac nur ein Intriguant der niederern Klasse gewesen; jetzt aber nahm er plötzlich einen kühnen Flug, und schwang sich in die höhern Regionen seines schimpflichen Faches, wo er seine angebohrnen Talente besser entwickeln konnte. Er hatte dazumal ausser seinem Oberstlieutenantsgehalte, und einer Pension von ungefähr 1800 französischen Livres, nichts. Er nahm sich vor, mehr zu haben, es koste was es wolle.

Er sah voraus, daß sich Akton auf den höchsten Gipfel der Gunst erheben würde, und

machte ihm deshalb fleißig den Hof, gab ihm nützliche Rathschläge, und nahm sich das Ansehen über ihn heraus, welches stärkere Geister über die schwächeren zu haben pflegen. Sobald Akton Minister geworden war, beschäftigte ihn der Entwurf, eine Marine zu bilden. Damit zu Stande kommen zu können, gab er dem Könige ein, daß er Frankreich kein Bauholz mehr verkaufte, welches es sonst aus seinen Ländern zog. Dieses Versagen mißfiel dem Hofe zu Versailles. Man hatte der Sache einen so scheinbaren Anstrich zu geben gewußt, daß er es nicht eben sehr zu empfinden den Anschein hatte. Einige Monate nachher traf das Unglück in Kalabrien ein; und Frankreich ließ sogleich eine Fregatte mit Getreide dahin abgehen, dem Könige von Neapel in dem Beistande, den er den Verunglückten leistete, beizustehen. Das Kompliment, womit dieses Geschenk begleitet wurde, hätte es annehmlich machen sollen. Das Verwandtschaftsverhältniß gab Ludwigen ein Recht zu dieser Artigkeit und Aufmerksamkeit, und Ferdinand durfte sich nicht schämen, daß ein Fürst, aus seiner Familie, sich des Elendes seiner Unterthanen mit annahm. Allein Akton war andrer Meinung. Das Geschenk wurde trocken weg ausgeschlagen, und das gute Vernehmen, welches

bis

bis dahin zwischen den beiden Höfen obgewaltet hatte, wurde gestöhrt.

Als der König von Spanien dieses Benehmen hörte, schien sich dadurch sein Haß gegen Akton zu verdoppeln. Er schrieb an seinen Sohn, und verlangte, er solle einen bestochnen und seines Zutrauens unwürdigen Minister von sich entfernen. Aber Akton, eine Kreatur der Königinn, und ihr Liebling, der überdem der östreichischen Kabale verkauft war, fürchtete den Zorn des Königs von Spanien nicht sonderlich. Er ließ die Königinn handeln; und der Einfluß dieser listigen Frau auf ihren schwachen Gemahl machte die Befehle Karl III. unwirksam.

Schon seit zwei Jahren hatte gegenseitiges Mißvergnügen die Höfe zu Madrid und Neapel gegen einander erbittert, als die erwähnte Mißhelligkeit zwischen diesem letztern und dem zu Versailles statt hatte. Der Abt Galliani war unzufrieden mit dem Kabinet zu Versailles, und glaubte über eine ausgezeichnete Kälte, während des letzten Jahres seines Aufenthaltes in Paris, klagen zu müssen; er suchte sich deshalb zu rächen. Der Zufall bot ihm die Gelegenheit dazu dar.

Eines Tages war der D. Gatti mit Herrn Augustin, französischem Vicekonsul, bei Calzabiggi; es wurde über Politik gesprochen. Der

Doktor behauptete, der König habe Recht gehabt, Frankreich das Zimmerholz zu versagen. Augustin antwortete lebhaft, der Streit wurde hitzig, es wurden Persönlichkeiten eingemischt, und der Vicekonsul erlaubte sich zu sagen: Das ists, wenn man seine Minister aus den Kaffeehäusern von Livorno hernimmt. Dieser gegen Akton gerichtete Zug wurde gleich Tages nachher Brissac überbracht, der den Minister auf der Stelle davon benachrichtigte.

Akton war es aber nicht allein, welcher Vater und Sohn in Zwist erhielt. Die Königinn, welche stets mit Oestreichs Interesse beschäftigt war, und den König, ihren Gemahl, zu des Kaisers Parthei hinlenken wollte, arbeitete aus allen Kräften daran. Sie war die erste Ursache dieser bestehenden Mißhelligkeit, und unterließ nichts, sie zu erhalten und zu vermehren. Sie wurde hierin von der Prinzessinn von Asturien kräftig unterstützt, die ihr einige üble Nachreden, welche die Königinn von ihr gehalten hatte, nicht verzeihen konnte. Es giebt Beleidigungen, die eine Frau selten vergiebt. Seit diesem Zeitpunkte hatte das Kabinet einige Forderungen an das zu Neapel gethan, welche dieses geglaubt hatte abschlagen zu müssen. Diese wiederholten Zurückweisungen hatten Karl III. erbittert, und da er aus sichern Nach-

richten wußte, daß Brissac einer der Anstifter war, forderte er dessen Entfernung, worin der neapolitanische Hof sich weigerte zu willigen. Der Vicomte d'Eraria und Las Casas, welche nach einander Gesandten an diesem Hofe waren, suchten das gute Vernehmen zwischen diesen Königen wieder herzustellen; es gelang nicht, und sie wurden zurückberufen. Der Hof zu Neapel verlangte auch die Rückberufung des Vicekonsuls Augustin, ohne sie erhalten zu können.

So standen die Sachen, als Akton, welcher besorgte das Opfer der Uebereinstimmung der Kabinetter von Versailles und Madrid zu werden, glaubte das Ungewitter dadurch abwenden zu müssen, daß er andre Maaßregeln ergriff. Er machte einige Versuche, den französischen Hof zu besänftigen, und ihm eine Art von Genugthuung, in Bezug dessen, was bei Calzabiggi geschehen war, zu geben; Letzterm ließ er verbieten, Assembleen bei sich zu halten.

Das war hinreichend, um den Grafen Lamberg, den kaiserlichen Gesandten, dahin zu bringen, daß er Calzabiggi in Schutz nahm. Dieser Italiener achtete Aktons Verbot nicht, und sein Haus stand, wie sonst, jedem offen, der zu ihm kam.

Akton glaubte die Anlage zu der Versöhnung mit Frankreich gemacht zu haben, und

dachte, Brissac, der in Gunst stand, und Oberstlieutenant und Kammerherr geworden war, könne ihm nützlich werden. Er schickte ihn nach Versailles, und die Unterhandlung gelang; Dank sey es den Talenten des Unterhändlers, der es durch Uebermaaß von Niederträchtigkeiten dahin brachte, das französische Ministerium zu besänftigen. Brissac erschien in Neapel als Sieger. Vorgebliche Briefe des Grafen von Vergennes, und verschiedner anderer Minister, die im Dunkeln geschmiedet waren, erregten eine hohe Meinung von seinen Talenten und seiner Geschicklichkeit. Man glaubte, er habe diese Angelegenheit mit der erforderlichen Würde negozirt; und der neapolitanische Stolz war befriedigt. Ein so ausgezeichneter Erfolg brachte ihm den Rang eines Brigadiers, und ein Gehalt von 1500 Dukaten zuwege. Dieser Sendung war eine andre, aber geheime, vorangegangen; die beiden Schwestern hatten wahrscheinlich etwas einander mitzutheilen; er war heimlich an die Königinn von Frankreich abgeschickt worden, und wurde durch ansehnliche Geschenke und eine Pension von 500 Dukaten dafür belohnt.

Während seiner öffentlichen Sendung nach Frankreich lernte er den Baron Salis kennen. Dieser durchschauete ihn bald. Da er Zeuge der Demüthigungen war, welche zu ertragen er

sich herabgelassen hatte, konnte er die Verachtung, die er für ihn fühlte, nicht ganz unterdrücken. Bei einer kleinen Streitigkeit, welche unter ihnen entstand, ließ er sie ihn empfinden. Salis warf ihm vor, in Versailles gekrochen, die Person des Monarchen herabgewürdigt, und seine eigne Würde kompromittirt zu haben. Ferdinand könne ihm gar dergleichen Befehle nicht gegeben haben, setzte er hinzu. Der beschämte und bedrohete Brissac wagte Salis nicht zu antworten.

Es muß sonderbar scheinen, daß der Baron Salis, der dazu noch in gar keinem Verhältnisse mit dem Hofe zu Neapel stand, über das Betragen eines von demselben abgeschickten Franzosen wachte; allein die Eifersucht mischt sich in alles. Salis liebte eine Person, die seine Liebe mit auffallender Gleichgültigkeit erwiederte. Brissac erschien, und gefiel ihr. Salis wollte wissen wer dieser fürchterliche Rival sey. Er zog Erkundigungen ein, und vernahm Beweise von der Niederträchtigkeit des Menschen.

Als sich diese beiden Nebenbuhler in Neapel wieder antrafen, schienen sie sich gar nicht wieder zu erkennen. Brissac, der gar nichts von dem wußte, was sich während des ersten Aufenthaltes des Barons am Hofe zugetragen hatte, war erstaunt, die Entwürfe einer vollstän-

digen Reform beim Militair durch ihn bewirken zu sehen. Er legte seinen Operationen so viele Hindernisse in den Weg, als es sich nur thun ließ; da er aber bald einsah, daß er nicht allein damit zu Stande kommen würde, so setzte er alle Triebräder der Intrigue in Bewegung, sie unwirksam zu machen. Von der Gunst der Königinn überschüttet, der Vertraute ihrer Vergnügen, so wie der Frauen die sie um sich hatte, Zuschauer, und zuweilen Mitspieler der mehr als wollüstigen Auftritte, die im Innern des Pallastes vorfielen, schilderte er Salis mit den schwärzesten Farben. Er machte Marien Karolinen weiß, Salis wäre ein heimlicher Widersacher aller Plane des Kaisers, er habe sich erlaubt, in Paris die zu Neapel von ihr entworfnen Plane der Verbesserung zu entdecken, und habe sie als die Urheberinn von Neuerungen, die er nur wider seinen Willen ausführte, dargestellt. Dem Akton schilderte er Salis als einen Mann, der in Frankreich als ein Ehrgeiziger, dem nichts zu heilig ist, bekannt sey; und setzte noch hinzu, er habe den Auftrag, Verbesserungen auszuführen, bloß deshalb angenommen, um sich eine Stufe daraus zu machen, auf welcher er ihn aus dem Ministerio verdrängen könne.

Dieses waren die eigentlichen Beweggründe, weshalb die Königinn so viel Kälte gegen einen

Mann blicken ließ, den sie sich so sehnlich von Frankreich erbeten hatte. Mehr bedurfte es nicht, um eine Frau zur Rache zu reizen, deren Leidenschaften keine Grenzen kennen. Indem sie einen Feind stürzte, glaubte sie sich bei den Offizieren zu rechtfertigen, welche über die Veränderungen aufgebracht waren, die schon zu Stande gebracht worden, und noch ferner vorgenommen werden sollten. Von dem Augenblicke an, da man anfieng, Salis zu fürchten, war auch sein Untergang beschlossen. Das Publikum verachtete Brissac, aber es wußte nicht, daß er die Seele der Intrigue war, die seiner Neugier Nahrung gab; und es ließ sich Keiner einfallen zu muthmaßen, daß diese Unruhen bei Hofe aus den Streitigkeiten zweier Privatpersonen entstanden wären.

Ein Gespräch.

Ich theile jetzt ein Gespräch mit, das mir werth scheint in diesen Anekdoten aufgeführt zu werden. Ich war zugegen als es gehalten wurde; es war 1788. Ich habe es in der Form des Dialogs gelassen, weil diese für den Leser bequemer, und endlich auch der Wahrheit angemessen ist.

Ich speiste eines Tages bei dem französischen Gesandten, Herrn von Taleyrand-Perigord.

Das Haus dieses Diplomaten war die Wohnung des Comus, welchem die Gesandtinn vorstand; sie ist die Nichte des nur zu bekannten Calonne, und in der Kunst des Spiels, wie in der Intrigue, vollkommen ausgelernt. Sobald ihre Kinder heranwachsen, übernimmt sie ihre Bildung, steckt ihnen die Karten in die Hand, und übt sie so lange, bis sie gleich den Ausgelerntesten betrügen können. In dieser Familie ist kein ungenutztes Mitglied; sie tragen alle einmüthig dazu bei, die Vermögensmasse verstärken zu helfen. Alle Spiele, sogar die gewöhnlichen kleinen Gesellschaftsspiele, sind ihnen eine zuverläßige Hülfsquelle. Die erste Frage, welche die Gesandtinn an diejenigen that, welche ihr vorgestellt wurden, hieß: welches Spiel lieben Sie vorzugsweise, mein Herr? und welches man auch wählen mochte, so verspielte man gewiß. Der Gesandte, welcher weniger geschickt als die übrigen der Familie war, verspielte zuweilen; sobald er sich im Verluste sah, gab er irgend ein Geschäft vor, gab seiner Gattin die Karten oder Würfel, welche in einem Augenblicke das Glück wieder auf ihre Seite zu bringen verstand; und die Börse ihres Gegners gleitete ganz leise und unwiederbringlich in Seiner Exzellenz Börse.

Milady Kamelford speiste einst in dieser privilegirten Räuberhöhle. Sobald man von der

Tafel aufgestanden war, ließ sich die Gesandtinn mit Milady in folgendes Gespräch ein.

Die Gesandtinn.

Man muß gestehen, daß das Spiel eine der besten gesellschaftlichen Einrichtungen ist.

Milady.

Es ist die allergefährlichste Erfindung, die von irgend einem Betrüger herrührt.

Gesandtinn.

Es ist indeß doch der Zeitvertreib, der bei den Fürsten und Großen am gangbarsten ist.

Milady.

Glauben Sie denn, Madame, daß alles was die Fürsten und diejenigen welche um ihnen sind, betrifft, Bewundrung verdiene?

Gesandtinn.

Das nun eben nicht; aber sie werden mir doch eingestehen, Milady, daß die Zeit, welche sie mit Spielen zubringen, gut angewendet ist, weil gar nichts Böses daraus entstehen kann.

Milady.

Gar nichts Böses? Madame . . .

Gesandtinn.

In der That, ich denke so. Und was für Böses könnte denn die Folge davon seyn?

Milady.

Der Verlust einer Zeit, welche sie nützlicher anwenden könnten; die Vernachläßigung der

Geschäfte, und das Interesse des Volks, welches ihrer Sorgfalt anvertrauet ist.

Gesandtinn.

Ah! ich erhole mich wieder, da ich finde, daß das Uebel so arg nicht ist, als ich es mir vorstellte. Die Regenten haben dafür ihre Minister, die für sie arbeiten müssen. Könnten sie sich wohl einem Detail unterwerfen, das oft so klein, als langweilig ist? Freilich dem Regenten allein steht das Recht zu entscheiden zu, und wofern sie nur gut entscheiden — und das nimmt weder viel Zeit weg, noch ist er sehr mühsam — so sehe ich nicht, was das Spiel dem Interesse des Staates schaden könne. Wenn die Maschiue einmal aufgezogen ist, so geht sie nachher von selbst, und es hat Niemand nöthig, sich deshalb zu beunruhigen.

Milady.

Und wir sehen täglich, was aus dieser Art sich zu beschäftigen herauskommt. Die Beispiele sind zu bekannt, als daß ich nöthig hätte sie anzuführen.

Gesandtinn.

Es schien mir, als ob Milady nicht ein bestimmtes Uebel im Augenmerk hatten. Ihr Tadel erstreckte sich bloß etwas weiter.

Milady.

Es ist wahr, Madame. Das Böse, welches aus der Spielwuth entsteht, ist nicht zu

berechnen. Diese fatale Leidenschaft nähret den ehrlichen Mann, den Betrüger, füllt die unermeßliche Kluft aus, welche zwischen dem Fürsten und solchen seiner Unterthanen ist, die nicht werth sind, ihm vor die Augen zu kommen. Die Liebe zum Gewinn stellet die edelste Seele mit der niederträchtigsten gleich. Man nimmt die Gewohnheiten derer an, die man in seine Gesellschaft aufnimmt; so wird die Sittlichkeit erschlafft, herabgewürdigt, und endlich verdorben. Man hilft dem Glücke durch Kunstgriffe auf, und am Ende behandelt man die ernsthaftesten und wichtigsten Sachen mit aller der Treulosigkeit, die man sich beim Spielen erlaubt. Durch das Spiel schleichen sich Abentheurer in gute Häuser ein, drängen sich bis an die Höfe, machen ihr Glück, und verdrängen, um sich darin zu erhalten, jederzeit Verdienste und Talente davon.

Gesandtinn.

Glauben Sie nicht, Milady, daß man spielen könne, ohne die seltsame Schilderung, die Sie uns da machen, zu realisiren?

Milady.

Ich war nie Willens, irgend jemanden zu verläumden, Madame. Ich stelle mir nur vor, daß wenn das Spiel zur Leidenschaft, oder zum täglichen Bedürfnisse wird, es von allen nützlicheren Dingen abzieht; es stößt Liebe zum Ge-

winnste, zur Lust an fremdes Gut ein, und kann leicht dazu beitragen, daß seine Liebhaber wenig delikat über die Mittel, dieses an sich zu bringen, werden.

Gesandtinn.

Wie soll man aber die Zeit hinbringen? Man kann nicht immer lesen, noch sich mit ernsthaften Dingen beschäftigen. Eine Erholung muß man haben. Ueberdem schärft das Spiel den Verstand. Es zwingt uns zu gewissen Berechnungen; es bringt in den Gang der Ideen eine gewisse Ordnung, die uns dann den wichtigsten Angelegenheiten vorzustehen geschickt macht. Ich könnte Ihnen, Milady, viel junge Leute nennen, die sich durch das Spiel zu den öffentlichen Angelegenheiten gebildet haben.

Milady.

Und ich, Madame, könnte Ihnen eine grössere Anzahl noch herrechnen, welche sich durch das Spiel zu Grunde richteten. Sie waren vorher ehrlich; durch das Spiel wurden sie Taugenichtse.

Gesandtinn.

Was würde aus der Gesellschaft ohne das Spiel werden? Wenn die Tagesneuigkeiten erschöpft sind, was bleibt dann noch zu reden übrig.

Milady.

Ich muß freilich gestehen, daß wenn man

eine Menge Personen mit kalten Herzen, und leeren Köpfen zusammenbringt, so hält es freilich schwer, eine fortgesetzte und interessante Unterredung von ihnen zu erhalten. Das Spiel muß dann freilich zum Hülfsmittel dienen, weil der Dummkopf am Spieltische eine Person vorstellt, und oft den Verdienstvollen verdunkelt. Es ist freilich weit leichter, eine Karte zur rechten Zeit auszuspielen, als Kenntnisse, die sich und andern nützlich sind, zu erwerben. Wie viel Leute würden, wäre das Spiel nicht, aus guten Gesellschaften wegbleiben müssen; und wenn sie sich unter Vergünstigung ihres Nahmens etwa einschlichen, was sollten sie machen?

Gesandtinn.

Ah! Milady, das ist ja lauter Moral.

Milady.

Frau Gesandtinn, wenn die Moral lauter ist, so ist sie das Gepräge der Sitten.

Hier endete dieses Gespräch. Da die Gesandtinn den Angriff der Milady nicht abpariren konnte, befahl sie, daß die Spieltische gesetzt werden sollten. Milady schwieg, und verließ bald nachher die Gesellschaft.

Diese Dame, welche alle Vorzüge des Herzens und Geistes in sich vereinigt, genießt, so wie ihr Mann, der allgemeinen Achtung, so-

wohl in ihrem Vaterlande als überall, wo das Verlangen sich zu unterrichten sie hinführt.

Was Milord für eine Rolle im Ministerio spielte, ist bekannt. Wenige Menschen besitzen, so wie er, so mannigfache Talente, einen bessern und ausgebreitetern Verstand. Seine Freimüthigkeit macht seinem Herzen Ehre.

Als er während seiner ersten italienischen Reise in Neapel war, wurde er bei einem Minister zur Tafel geladen. Es waren zwei und vierzig Gäste daselbst, worunten sieben und zwanzig Engländer, alles Leute vom ersten Range, waren, und wovon viele zur Hofparthie gehörten. Man sprach über die persönlichen Eigenschaften verschiedner europäischen Regenten, besonders aber von der Kaiserinn von Rußland und dem Könige von England. Kamelford gehörte damals zur Opposition. Er sagte: Die Kaiserinn von Rußland schmückt den Thron, selbst durch ihre Fehler, und unser König verunziert ihn durch seine Tugenden.

Reliquien.

Alle Reisebeschreibungen von Italien sind voll der lächerlichen Farcen, welche sich zu Neapel die Geistlichkeit und die Mönche erlauben, deren unterscheidender Karakter Unwissenheit, Unverschämtheit und Habsucht ist. Das Flüs-

ſigwerden des Blutes vom heiligen Januarius, dem Patron und Schutzheiligen der Hauptſtadt beider Sizilien, iſt bekannt. Der Glaube der leichtgläubigen Neapolitaner iſt ſo handfeſt, daß er die unbegreiflichſten Albernheiten zu verdauen im Stande iſt. Unter einer Menge von Beiſpielen, welche meine Behauptung rechtfertigen, will ich nur eines ausheben, welches damals als der Veſuv das leztemal ausbrach, ſich zutrug.

Der Vulkan warf fürchterliche Flammen, und von Zeit zu Zeit auch Steine, und glühende Materie aus; die Lava ſtrömte furchtbar, und das Schrecken ging vor ihr her. Das Volk verſammelte ſich, lief zum Erzbiſchofe, und verlangte die Prozeſſion des heiligen Januarius. Der Erzbiſchof zögerte und bedachte ſich; allein da er bald die Volkswuth mehr als den Vulkan fürchtete, ſo gieng er in Begleitung der Welt- und Ordensgeiſtlichen, und trug, gefolgt vom ganzen Volke, die heilige Reliqnie nach der angezeigten Seite hin. Sobald die Prozeſſion im Angeſichte des Veſuvs angelangt war, hob ein Lazzaroni den Zeigefinger auf, richtete ihn gegen den Vulkan, kehrte ſich haſtig um, nnd redete ihn mit dieſen wenigen, bei den Neapolitanern ſehr nachdrucksvollen Worten an: Veſuvius, du gedenkſt mir eins auf

die Nase zu geben *); du mußt wissen, wir fürchten uns jetzt nicht mehr vor dir. Hier ist einer über Dich, setzte er hinzu, indem er mit dem Finger auf die Reliquie wies, der wird Dich schon zur Vernunft bringen.

Ich habe in einigen Kirchen zu Neapel Priester und Mönche, kleine Abbildungen von Abgöttern aus dem Alterthume, als Heiligenbilder des heiligen Comus, verkaufen sehen, die nichts anders als Priapen waren. Wenn schwangre Weiber sich ihrer Entbindung naheten, hiengen sie sich diese sogenannte Reliquie um ihren Hals, und hielten sich dann für jeden Zufall gesichert. Alle drängten sich dazu, dies Amulet zu kaufen.

Die Detailhändler in Neapel versäumen nicht, sich einen halben Sous über den Werth der Dinge, welche sie verkaufen, bezahlen zu lassen. Dieses Geld wird in eine Büchse gesammelt, und dient dazu, den armen Seelen im Fegefeuer Almosen damit zu geben. Neapel ist voll von Brüderschaften, welche unabläs-

sig

*) Wenn ein Neapolitaner Jemanden zu verstehen geben will, daß er ihn nicht fürchte, und seiner nur spotte, so thut er, als ob er seinen Finger am H — — rn hielte, als wollte er ihn einladen, seine Nase dahin zu stecken.

sig für die armen gequälten Seelen einsammeln. Ihre Abgeordneten gehen von Thür zu Thür, und wehe dem, der sich weigert, ihnen zu geben. Das Volk würde ihn für einen Atheisten halten, ihn beschimpfen, und im Nahmen derer Seelen ausplündern, welchen zu geben er sich geweigert hätte. Um also Kränkungen der Art zu entgehen, durch welche sie zu Grunde gerichtet würden, sind die Kaufleute genöthigt, den Käufern eine Abgabe aufzulegen, und den Brüderschaften und Bettelpfaffen das, warum sie ihre Kunden prellen.

Die auf Veranstaltung der Brüderschaften und Klöster angeordneten Kollekten bringen so viel ein, daß sie verpachtet sind. Es leben verschiedne Personen von dergleichen Unternehmungen, und die Bezahlung wird mit solcher Strenge eingetrieben, als ob es ein legales Recht wäre. Sie schießen Gelder vor, und sind dann interessirt, sie wieder einzubekommen; auch würden sie den ohne Bedenken der Volkswuth übergeben, der sich ungläubig genug zeigte, sie abzuweisen.

Obschon durch ganz Italien unzählige Mißbräuche herrschen, so kann man doch sagen, daß Neapel deren mehr in sich faßt, als alle übrigen. In der Lombardei, in Genua, selbst in Turin, weiß man nichts so Abgeschmacktes.

Verschiedne Reisende haben angemerkt, daß

die Statue von Bronze des heiligen Petrus, die im Vatikan aufgestellt ist, in der dem Fürsten der Apostel geweiheten Kirche, ein in einen Heiligen umwandelter Jupiter ist. Noch andern Göttern des alten Heidenthums ist die nehmliche Ehre wiederfahren. Neapel besitzt deren eine große Menge. Die Altäre sind damit überladen. Der leichtgläubige Neapolitaner kniet vor diesen Abgöttern, und glaubt gottseliglich auf dem Wege des Heils zu wandeln.

Durch ganz Neapel und Sizilien trifft man dergleichen anstößige Dinge. Ich habe in verschiednen Kirchen schlechte Gemälde gesehen, welche Süjets aus den Fabeln alter Zeiten darstellten, welche man mit Heiligen- Schein- und Ehrenkronen geschmückt hatte; diesen neuen edirten Heiligen wurden tägliche Rauchopfer dargebracht. Es ist ausgemacht, daß Neapel und Sizilien in so dichte Finsterniß vergraben liegt, die sich noch lange nicht zerstreuen wird. Indeß giebt es doch, mitten unter dem Haufen von Unwissenden, einige von der Natur privilegirte Wesen. Sie sind verehrungswerth; denn sie haben große Hindernisse zu übersteigen gehabt, um im Schooße einer Nation, die gar nicht denkt, denken zu dürfen. Die Seele des gebildeten Neapolitaners muß von der Natur zehn Grad Energie mehr erhalten haben, als

diejenige bedarf, die England ihr Vaterland nennt.

Parallele zwischen Karl III. Könige von Spanien, und Ferdinand VI. Könige von Neapel, dem Sohne dieses Monarchen.

Kein Fürst hat je die Neigung zur Jagd so weit getrieben, als Karl III. König von Spanien. Sie machte ihn oft hart und lieblos. Da er die Insel Procida zur Fasanenjagd bestimmt hatte, so gab er ein Edikt heraus, wodurch die gänzliche Ausrottung des Katzengeschlechtes verboten wurde. Wer eines dieser Thiere besaß, der war einer harten und infamirenden Strafe ausgesetzt.

Die Katze ist, sagt der französische Plinius, Büffon, in seiner Naturgeschichte, ein schädliches Thier, erschaffen, ein andres noch schädlicheres zu vertilgen. Eine Privatperson fühlte diese Wahrheit, ohne sie ausdrücken zu können. Er behielt seine Katze, wurde verrathen, überführt, und verurtheilt von dem Henker ausgepeitscht zu werden, und mit der Anzeige seines Verbrechens durch die ganze Insel geführt, und endlich auf die Galeeren geschickt zu werden.

Was geschah? die Angabe des französischen Naturkundigers wurde buchstäblich erfüllt. Maulwürfe, Ratzen und Mäuse, vermehrten sich so außerordentlich, daß sie Kinder in den Wiegen anfielen, und auffraßen. Die zur Verzweiflung getriebenen Einwohner ergriffen die Waffen, und, in ein Korps versammelt, beschlossen sie, sich viel lieber zu den barbarischen Mächten zu begeben, als länger unter einer so ungerechten Regierung zu leben. Da erschrak Karl, und sah erst die Thorheit seines Ediktes ein; er nahm es aufs Bestimmteste zurück. Heliogabalus hätte kein unsinnigeres geben können; aber ich glaubte, daß, wenn ihm diese Narrheit von einem andern wäre eingegeben worden, er die unglücklichen Bewohner von Procida lieber hätte vertilgen lassen, als daß er sein Edikt widerrufen hätte.

Ein Offizier von der italienischen Garde, hatte die Wache in Caserta. Er trug seine Galla-Uniform, und er hatte sich nicht ohne Aufopferung diese Kleidung geschaft. Karl III. kam vorbei, von der Jagd, und stand still, mit Jemand zu sprechen. Einer von den, ganz mit Schmutz bedeckten Hunden sprang an den Offizier auf, ihn zu liebkosen, und verdarb ihm sein Kleid. Ohne auf die Absicht des Hundes zu sehen, aber verdrießlich über seine plumpe Karessen, die ihm eine Uniform kosteten,

wehrte sich der Offizier das Thier ab, und schlug es, damit es loslassen sollte. Der Hund schrie, das es der König hörte. Ferdinand sah sich um, untersuchte den Schaden, den der Hund angerichtet hatte, und sagte in seinem Lazzaroni-Kauderwelsch: Weißt Du nicht, Du vom Wanzengeschlecht Du, daß das Thier, welches Du Dich unterstanden hast zu schlagen, mir hundertmal lieber ist, als Funfzig Deines Gleichen? Der Offizier veränderte die Farbe, er fieng an zu zittern, bekam das Fieber, und starb den folgenden Tag. Freilich muß man gestehen, daß wenn Alexander dergleichen Krieger gehabt hätte, er wohl schwerlich das Königreich Persien erobert haben würde.

Der nehmliche Herr hatte vierzehntausend Dukaten zum Bau von Caserta monatlich ausgesetzt. Er besah oft, was gemacht wurde, und wunderte sich, daß nach Verlauf von zweien Monaten die Arbeit noch nicht weit vorgerückt war. Er beklagte sich deshalb bei dem Inspektor darüber. Dieser Mann stellte ihm vor, die dazu ausgesetzte Summe sey zu geringe, und bat ihn, seine Rechnungen auf das strengste durchzusehen; er würde die gewissenhafteste Verwendung der erhaltenen Gelder darin finden. Der König antwortete ihm hastig, und verachtend: darnach habe ich auch

wohl gefragt? und darauf kehrte er ihm den Rücken zu.

Verschiedene Züge der Art gereichen Karl III Karakter eben nicht zur Ehre. Wenn er die Wissenschaften beschützte, sie aufmunterte, so gebührt dem Markis Tanucci die Ehre davon. Da er ehedem Professor der Universität zu Pisa gewesen war, zeigte er sich nicht undankbar, und seine Ministerschaft ward ein Seegen für die Wissenschaften.

Als der König von Spanien die Nachricht von dem Unglücke, welches Kalabrien betroffen hatte, erhielt, schien er ganz unempfindlich dagegen. Als der Kourier ankam, war Karl eben im Begriffe auf die Jagd zu gehen, wovon ihn in der Welt nichts abhalten kann. War auch der Ruin der Provinzen, über die er so lange geherrscht hatte, wohl das Opfer seines Vergnügens werth? Da er ehrenthalber dem Könige, seinem Sohne, einigen Beistand anbieten mußte, so schränkte er denselben auch auf eine unbedeutende Kleinigkeit ein.

Jetzt wollen wir zeigen, was diese Nachricht auf Ferdinand für eine Wirkung machte. Nur bei außerordentlichen, überraschenden Gelegenheiten entwickelt sich der Karakter völlig. Ferdinand war wie zu Boden geworfen von diesem Schlage; er konnte eine lange Zeit kein Wort vorbringen: Gott! rief er, nach einem

langen Schweigen, und nach Vergießung unzähliger Thränen: Gott! Messina ist also zerstöhrt, und Kalabrien fast zu Grunde gerichtet? wie unglücklich bin ich! Er stützte sich auf ein Bette, und blieb in einer dem Wahnsinne ähnlichen Bewegung. Die Königinn kam von einem Spaziergange in sein Zimmer, und spottete seines Schmerzens. Sie nannte ihnen einen Mann ohne Energie, ein Kind. Wie können Sie denn so trostlos seyn? Hängt unsre Existenz denn von Messina und Kalabrien ab? Der König antwortete nichts, ließ alle Minister holen, sprach insgeheim mit ihnen, und gab die gemessensten Befehle, die Unglücklichen, die mit dem Leben davon gekommen waren, zu unterstützen. Dann begab er sich in ein Zimmer, verschloß sich zwiefach darinn, und überließ sich vier und zwanzig Stunden unausgesetzt dem heftigsten Schmerze. Eröfnete nur erst die Thür, als man ihm die Ankunft eines Kouriers von daher anmeldete.

Der Inhalt dieser Depeschen war äußerst traurig. Diese Bestätigung jener ersten Berichte versetzte den König in die höchste Betrübniß. Er war außer sich, lief durch die Zimmer, und wehklagte laut. Die Königinn sah ihn im Vorübergehen in diesem Zustande, und gleich der höllischen Katherine von Medicis,

welche sie sich zum Vorbilde gesetzt zu haben scheint, erlaubte sie sich Scherz und Spöttereien. Was würden Sie auf diese Art wohl thun, fuhr sie fort, wenn Sie nun gar eines von Ihren Kindern verlieren sollten? Nun kam Ferdinand wieder zur Besinnung, wendete sich mit majestätischem Wesen, und mit einem verachtenden Blicke zu ihr, und sagte: Sie müssen wissen, daß ich lieber meine ganze Familie als eine Provinz verlohren hätte. Sind so viel tausend Menschen, die umgekommen sind, nicht auch meine Kinder?

Diese, eines guten Königs so würdige Antwort, versetzte die Königinn in Wuth. Sie begab sich in ihre Zimmer, und hauchte ihre Bosheit in den Armen ihrer verächtlichen Lieblinge aus. Als dem Könige die Art, wie sie sich benahm, hinterbracht wurde, rief er: Ach! wie gern erkaufte ich das Leben meiner unglücklichen Kalabresen und Messiner mit dem Leben meiner ganzen Familie! Wo ist der barbarische Fürst, der noch anstehen könnte, seine sechs Kinder für das Leben von hundert Tausenden hinzugeben?

Es ist bekannt, daß zu eben dieser Zeit Marie Karoline, statt Geld nach Kalabrien zu

Unterstützung der Elenden zu schicken, aus wahrer Ziererei dreißig tausend Dukaten unter die verderbten Weiber, die ihrem Vergnügen dienen und sie in ihrer Schande erhalten, vertheilte.

Ich habe schon verschiedne Züge angeführt, welche dazu dienen, die Gutmüthigkeit Ferdinands zu bezeichnen. In der für die Menschheit so interessanten Eigenschaft übertraf er seinen Vater bei weitem; und in Absicht geistiger Eigenschaften muß man sagen, daß Karl III. nicht mehr wußte, als der König von Neapel, obschon er eine weniger schlechte Erziehung genossen hatte; aber er hat mehr Vourtheile als jener, und lächerliche Anmaßung, in Absicht des Wissens.

Von den Gelehrten.

Einer von den Gelehrten, dessen Kenntnisse mir am nützlichsten gewesen sind, ist Don Leonardo Pauzini. Er ist in Italien durch eine Lobrede auf Giannone bekannt, die so wahr als geschmackvoll geschrieben ist, und zugleich so vorsichtig, daß sie sogar dem Turiner Hofe nicht mißfiel. Das Manuskript war vorher dem Grafen Lascaris, Gesandten des Königs von Sardinien zu Neapel, mitgetheilt worden, ehe es zum Drucke kam.

Don Leonardo Pauzini reisete in Deutschland, in Ungarn, Siebenbürgen, und die Wallachey; in diesem letztern Lande hielt er sich auf, und bekam den Auftrag, die Kinder des Fürsten Ypsilandi zu erziehen. Der Reichshofrath Rayehowitz war eben dazumal Staatssekretair dieser Herrschaft. Der Markis de la Sambucca hatte Gelegenheit gehabt, Pauzini kennen zu lernen, berief ihn zu sich, und als er Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde, stellte er ihn in der Kanzlei an, wo er sehr wesentliche Dienste leistete, und die mißlungenen Angelegenheiten zur Ausführung überkam. Pauzini hat viel gelernt, hat Verstand und versteht die Wissenschaften mit Anmuth zu würzen; als Staatsmann, ist er unabweichbar redlich geblieben, und hat eine Delikatesse behalten, die über alle Bestechung er haben war. Als Sambucc sich aus dem Ministerio zurückzog, forderte Pauzini seinen Abschied. Er stellte vor, sein Bruder habe drei junge Waisen hinterlassen, es sey jetzt Pflicht sich ihrer Erziehung anzunehmen. Der König fand diesen Grund so gut, daß er seine Dimission annahm, und bewilligte ihm noch eine monatliche Pension von fünf und zwanzig Dukaten, auch noch die Einkünfte einer Abtei, die jährlich auch vierhundert Dukaten betrug. Ueber alle Intriguen erhaben, erfüllte er ge=

nau die Pflichten seiner Bedienung, und wußte sich ohne Ränke zu erhalten, verließ seinen Posten auch so, daß er wohl bewies, er habe ihn bloß aus Achtung für Sambucca eingenommen.

Pauzini ist von allen Menschen in Neapel, in Absicht der Kenntnisse der Geschichte und Erdbeschreibung, wohl unstreitig der gelehrteste. Er kennt vollkommen das Interesse der Fürsten; und, ganz eingeweihet in dem Studio der öffentlichen Rechte, hat er sich für den widrigen wissenschaftlichen Anstrich, der den Gelehrten so eigen ist, zu bewahren gewußt. Sein Verstand ist richtig und sehr gebildet, er hat Welt- und Menschenkenntniß; dadurch wird seine Unterhaltung äußerst anziehend; sie besteht aus einer Reihe Anekdoten von den bedeutendsten Menschen, woraus man trefliche Materialien für die Geschichte dieses Jahrhunderts sammeln kann.

Don Michael Rocco ist der Verfasser eines Werkes über die öffentliche Bank zu Neapel. Er hat mehr Gelehrsamkeit als Verstand und Philosophie. Er ist ein Gelehrter, und man kann sagen, weiter nichts.

Der Sohn des berühmten Vico hat ein zu wenig bekannt gewordenes Buch herausgegeben, welches voller philosophischen Ideen ist;

es heißt: della Scienza nuova. Vico ist Professor der Rhetorik am Kollegio des alten Jesus. Er ist ein verdienstvoller Mann.

Sorio ist Rath bei dem Kommerz- und Oekonomiewesen. Er ist der Verfasser eines Werkes in dreien Bänden über den Handel der Alten. Viele Untersuchung, viele Gelehrsamkeit, aber kein Geschmack, keine Art von richtiger Beurtheilung, das ist es ungefähr, was man in diesem Buche findet, das, wenn es auf einen Theil eingeschränkt würde, ganz nützlich seyn könnte. Sorio steht bei Akton in Gunst.

Audria ist Professor der Agrikultur. Dieser Lehrstuhl wurde von Bartholomäus Inturi aus Florenz angestellt. Eine Kreatur des Vairo, und Professor der Arzneikunde und Chemie, erhob sich zwischen beiden ein Streit, der Stoff zu einem Prozesse gab. Es war die Rede von einem Plagiat, einem Verbrechen, dessen sich die Schriftsteller zuweilen schuldig machen, welches sie aber nie verzeihen. Audria hatte ein Werk über einige Gegenstände der Physik drucken lassen. Nun behauptete Vairo, daß die in diesem Buche enthaltenen Fakta und Prinzipien von ihm herrührten; er hätte sie dem Audria zu der Zeit, als jener noch bei ihm Privatunterricht genommen, in die Feder diktirt, und es sey übel gethan, ihn für erwiesenes Wohlwollen durch den Raub einer Sa-

che, die nur ihm gehöre, zu kränken. Die litterarische Welt mischte sich in diesen Streit, die leichtsinnige Welt lachte, und der Prozeß endete mit einem Vergleiche, der Beiden wenig Ehre machte.

Mauri, ein Arzt, ist wirklich ein Mann von besonderm Verdienste. Seine physikalischen und chemischen Kenntnisse sind denen gleich, die er sich in seinem eigentlichem Fache erworben hat. Er hat öffentliche Vorlesungen in dieser letzten Wissenschaft in dem Laboratorium della pietate bei den Theatinern gehalten. Sein' Kours besteht in zwanzig Vorlesungen; und um das Studium dieses wichtigen, und auch bei der Arzneiwissenschaft so unentbehrlichen Theils derselben, den Studierenden zu erleichtern, so setzte er das Honorarium auf zwanzig Karolinen fest, welche ungefähr eilf französische Livres austrägen. Eine seltne und nicht häufig nachgeahmte Uneigennützigkeit!

Wie schätzbar die Werke des Filangieri sind, der vor kurzem in seinem vierzigsten Jahre gestorben ist, ist bekannt. Ich habe schon Anlaß gehabt, die Sanftmuth und Anmuth seines Karakters zu preisen. Er war verheirathet; seine Frau ist Kameristinn bei der Königinn, und die Einzige, welche sich bei dem Gefolge dieser Fürstinn eine an diesem Hofe unbekannte Reinheit der Sitten erhalten hat. Sie hat ei-

ne gute Erziehung genossen, und hat sie benutzt. Sie ist aus Ungarn gebürtig, spricht ungrisch, lateinisch, deutsch, französisch, und italienisch, und ist mit den besten in diesen Sprachen herausgekommnen Werken bekannt. Ihre Kinder erziehet sie vortrefflich; diese ist die einzige Familie in Neapel, wo ich einen weise geordneten Erziehungsplan bemerkt habe. Filangieri war bei dem Finanz- und Oekonomierathe angesetzt, aber ohne Stimme, mit einem Gehalte von zwölf hundert Dukaten; indeß mancher Dummkopf ein Gehalt von vier, fünf bis sechs tausend Dukaten zieht, und nach Gefallen über dieses Fach einschlagende Angelegenheiten aburtheilet.

Madame Filangieri ist in Preßburg geboren, von rechtschafnen Eltern, welche weit besser sind, als der große Haufe der Adlichen, die ihren ganzen Vorzug in ihren alten Pergamenten und und in dem Genusse unregelmäßiger Genüsse finden. Sie wird von ihrem Manne, und ihren Kindern angebetet, und ist in dem Besitze der Achtung einer angesehenen und zahlreichen Familie, welche aber in den Augen der Vernünftigen ihr größtes Ansehen durch Filangieri erhält.

Die Schwester des Filangieri ist an den Prinz von Sutriano vermählt. Diese Dame ist ihrem berühmten Bruder auffallend ähnlich.

Von ihr habe ich die meisten Umstände von dem Unglücke in Kalabrien vernommen. Sie hat demselben selbst beigewohnt, weil sie eben zu der Zeit auf einem Gute in dieser unglücklichen Provinz wohnte. Da aber dieser Umstand eigentlicher zum Physischen, als zur Geschichte gehört, so habe ich in diesem Werke nur so viel davon angebracht, als Bezug auf die neapolitanische Regierung hat.

Don Xavier Messei hat die Psalmen in lyrische Poesie übersetzt, einige Dramen gemacht u. s. w. Er ist einer der berühmtesten Advokaten in der Vicarei. Seine Beredsamkeit vereinigt er mit Scharfsinn; er schränkt sich nicht bloß auf schöne Wissenschaften ein, sondern hat sich auch durch eine philologische und juristische Abhandlungen rühmlich bekannt gemacht.

Das Beste was über die öffentlichen Rechte, und die innere Staatsverwaltang beider Sizilien geschrieben ist, hat den Advokaten Don Joseph Maria Galanti zum Verfasser. Dieses ist nur lange nachdem es geschrieben war, zum Vorscheine gekommen; und das ist ein Flecken auf dem Andenken des Abts Galliani. Unglücklicherweise ist es nicht der Einzige den wir aus Wahrheitsliebe aufzudecken verbunben sind. Galliani haßte Don Joseph; und durch sein Ansehen verhinderte er die Be-

kanntmachung dieses Werkes, obschon der König erlaubt hatte, daß es ihm zugeeignet würde, und die erforderlichen Privilegien ertheilt hatte.

Galanti ist nicht der einzige verdienstvolle Mann, wider welchen der cynische Galliani zu Felde zog. Freilich war Galliani der geistreichste Mensch, der seit langer Zeit in Neapel erschienen war; aber er war eifersüchtig und neidisch. Er konnte es nicht ertragen, wenn es hieß, in beiden Sizilien lebe ein Mensch. dessen Verdienste den seinigen gleich kämen. Demzufolge verzögerte er die Fortschritte der Vernunft, statt sie zu befördern, und die Gelehrsamkeit aufzumuntern. Er hatte die Schwachheit, für den Altvater der Wissenschaften gehalten zu werden, und er ließ sich nie mit irgend einem Neapolitaner in freundschaftliche Verbindung ein, von dem er ahndete, er könne einst sein Nebenbuhler werden. Dieser neidische Karakter, dieser Hang zu jeder Art von Despotismus, und seine verdorbnen moralischen Grundsätze machen, daß er die Geißel der Künste und der Sitten, und der erklärte Feind derer von seinen Landsleuten wurde, die sich in irgend einer Art auszuzeichnen strebten.

Das

Das Gemälde.

Vor einigen Jahren ging in Neapel die Erklärung eines allegorischen Gemäldes herum, in welchem viel Wahrheit ist. Man gab vor, das Gemälde stelle ein Kabriolet vor, worinn die Königinn und der General Akton saßen. Jeder hatte eine halbe königliche Krone auf. Der König in der Verkleidung eines Polichinelli, stand vorn auf, und hielt die Zügel. Von Zeit zu Zeit sah er sich um, zu sehen, was in dem Wagen vorgienge, und schien auf das, was darinn geredet wurde, zu horchen; dann winkte die Königinn dem königlichen Kutscher zu, zuzufahren, und zeigte ihm mit dem Finger den Weg. Diese Beschreibung eines Gemäldes, das nur in der Einbildung eines Spaßmachers existirte, fand vielen Beifall. Man riß sich darum, und die Kopien vervielfältigten sich ins Unendliche.

Dieser Einfall mißfiel den dabei interessirten Personen. Es geschahen die strengsten Untersuchungen. Aber sie waren vergebens, und dienten bloß dazu, diese Possen noch allgemeiner bekannt zu machen, die man endlich auf den Straßen, in den Kirchen und Theatern angeschlagen fand.

Auch der König bekam Nachricht von dieser Idee eines Gemäldes. Er las die Beschreibung, und sagte mit seiner gewöhnlichen

kunstlosen Art, der Verfasser, wer er auch sey, gäbe ihm eine treffliche Lektion, die er sich wohl merken wolle. Bei dieser Gelegenheit entstand abermal ein Streit zwischen ihm und seiner keuschen Hälfte; aber das war es auch alles. Er glich dem Kanonikus des Gresset: il se souleve avec effort, ouvre les yeux, baille, retombe, et s'endort.

Die erbliche Pedanterei.

Die auf östreichischem Stamme gepfropften Fürsten aus dem Hause Lothringen sind ganz angesteckt von einer so widrigen als lächerlichen Pedanterei. Joseph II. ließ Niemanden zu Worte kommen; er gieng von einer Sentenz zur andern, mit solcher Hastigkeit, wie Sancho Pansa seine Sprüchwörter von sich zu geben pflegte. Zu Paris gab der Erzherzog Ferdinand geschickten Bankiers Unterricht in der Change, die dann, aus Ehrerbietung gegen seinen hohen Stand, das Ansehen annahmen, ihn sehr aufmerksam anzuhören, und hatten, sobald sie aus seiner Gegenwart waren, nichts angelegentlicheres zu thun, als sich über ihn aufzuhalten. Leopold vollends war ein wahrer Schulmeister, und gieng gern bei allen Sachen in das kleinlichste Detail; eine Ruthe in der Hand würde ihm besser angestan-

den haben, als der Reichsapfel, der, Dank sey es der Zeit, in der er erdacht wurde! die ganze christliche Welt bezeichnen soll. Wenn Joseph in Hospitäler kam, so sprach er mit den Aerzten von Arzneikunde, mit den Wundärzten von der Wundarzneikunst, obschon er von diesen Wissenschaften auch kaum nur den leichtesten Anstrich hatte. So haben diese Fürsten ihre Völker lange Zeit hindurch ermüdet; sie maßten sich beinahe an, ihnen die Art, wie sie rechnen und schreiben sollten, vorzuschreiben. Ihre Edikte und Verordnungen sind alle in diesem Geiste abgefaßt: der Stil derselben scheint eher von Schulherren als von Gesetzgebern herzurühren. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, daß die Völker, müde eines Joches welches zu hart geworden ist, den Nachkommen dieses hochmüthigen Hauses zeigen werden, daß die Schulfüchserei nicht den Gelehrten ausmache, und daß gehäufte Verordnungen ein sicherer Beweis ihrer Unzulänglichkeit ist. Sie werden sagen: Lange genug habt ihr uns Stillschweigen auferlegt, nun ists an Euch zu schweigen; wisset, daß die Geringsten unter denen, die ihr Jahrhunderte hindurch Eure Unterthanen nanntet, und die nur Eure Sklaven waren, Euch nun ihrer Seits eine Lektion geben werden, die Eures Gleichen auf immer mit Schrecken erfüllen soll.

Der Mißbrauch des Verstandes, so wie die Sucht, gelehrt scheinen zu wollen, ist bei dem Frauenzimmer noch widriger. Indessen sind alle Erzherzoginnen mehr oder weniger davon angesteckt. Die Gemahlinn Ludwigs XVI. war in dieser Absicht weniger unleidlich als ihre Schwestern; sie war jung nach Frankreich gekommen, und hat zum Theil das Familien-Air abgelegt, welches die Franzosen nie liebten; überdem sah Antoinette wohl ein, daß wenn sie des gesuchten Einflusses auf den Staat sich bemächtigen wollte, sie sich wenigstens zum Scheine dem leichten freundlichem Tone nähern müsse, welcher die Nation, welcher sie Fesseln anlegen wollte, auszeichnet. Aber die Königinn von Neapel, welche das Schicksal mit einem Monarchen verband, welcher von allen vorhandnen der allerunwissendste seyn würde, wenn sein Vater ihn nicht noch überträfe, hat sich bei jenem dogmatischen Tone sehr wohl befunden. Dadurch hat sie sich bei ihrem Gemahle in ein solches Ansehen gesetzt, der sie auf Treu und Glauben lange als den Brunn aller Weisheit verehrt hat. Auch hat sie sich gewöhnt, sich selbst aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten; und nicht selten hört man sie an den Cour-Tagen ganz allein sehr lange sprechen. Dann herrscht die tiefste Stille in der Versammlung, und auf diese folgen so

übertriebne als unverdiente Lobeserhebungen. Dieses unaufhörliche Geschwätz, diese Wuth, alles, wovon sie kein Wort versteht, erklären zu wollen, macht, daß ihre Unterhaltung beinahe so sehr, wie ihre übrigen Leidenschaften, gefürchtet wird.

Als der Kronprinz krank war, wurden die berühmtesten Aerzte berufen, und es wurden häufige Konsilia über die Natur dieser Krankheit gehalten, welche sich mit dem Tode endete. Die Königinn wohnte diesen Konsilien jederzeit bei; allein statt sich die Pflege des jungen Kranken angelegen seyn zu lassen, hielt sie sich damit auf, mit den Aerzten zu dissertiren, welche sie zum Stillschweigen brachte, und die sich ungern diesen Hofdienst gefallen ließen. Sie betäubte sie, wie den Kranken, durch Anführung solcher Werke, wovon sie nichts verstand, welche sie unrecht anwendete, und von denen sie sogar nur vom Hörensagen wußte. Einer von den Aerzten, der weniger geduldig als seine Mitbrüder war, konnte eine Abhandlung über das Podagra nicht verdauen; er gab eine plötzliche Anwandlung von Unpäßlichkeit vor, verließ das Zimmer und eilte, dem weiblichen Doktor zu entrinnen.

Indeß die Königinn so gegen Jedermann argumentirte, war Ferdinand über den Zustand seines Sohnes untröstlich. Er konnte sich nicht

an den Gedanken gewöhnen, daß er den muthmaßlichen Thronerben verlieren sollte. Ganz erschöpft von dem fortwährenden Geplauder seiner königlichen Hälfte, welches ihn hinderte sich ganz mit dem mißlichen Zustande seines Sohnes zu beschäftigen, hatte er sie schon einigemal durch Gebärden zn unterbrechen gesucht, die sie allein nur nicht bemerkt hatte, oder die sie nicht bemerken wollte, um sich mit Muße von den unverschämten Lobsprüchen der besoldeten Lobredner berauschen zu können. Endlich riß Ferdinanden die Geduld aus; sein Herz war über die Leiden des jungen Prinzen gebrochen, er hielt sich nicht länger und rief: »Zum Teufel mit Deiner Ueberlästigkeit! Soll denn dies langweilige Geschwätz ewig kein Ende nehmen? Denkst Du, daß das wenige, was Du aufs Gerathewohl gelesen hast, Dich den Gelehrten, die um Dich sind, gleich stellen könne? Fühlst Du nicht daß sie Dich mit Deinen Anmaßungen lächerlich finden müssen? Denkst Du, die Königskrone mache gelehrt? Geh! mir gehen die Augen auf; und ich merke, daß dieses Geprunke mit wissenschaftlichen Kenntnissen über einen Gegenstand den Du nicht verstehen kannst, eine Schwachheit ist, die sich über so manche andre Dinge ebenfalls bei Dir äußert. Laß sich die Gelehrten über eine Sache besprechen, um derentwillen sie zusammenkamen;

und Du gehe!« Er führte sie bei der Hand zur Thür hinaus, und enthielt sich nicht, sie noch ganz laut, im Stile der Lazzaroni, zu apostrophiren.

Ein grausamer, beinahe unglaublicher, aber dennoch wahrer Entwurf.

Die Königinn von Neapel gleicht ihren Schwestern. Sie liebt ihre Familie, von der sie abstammt, verachtet ihren Gemahl, und verabscheuet das Land, worüber er schwach genug ist ihr die Herrschaft einzuräumen. Marien Antoinettens Entwurf, ihrem Bruder Lothringen und Elsaß wieder zu verschaffen, ist nur zu erwiesen, und wenn die konstituirende Nationalversammlung fortgefahren hätte, mit Nachdruck zu handeln, wie sie anfänglich that, so hätte sie dem unglücklichen Frankreich viele Thränen, viel Blut, und viel Geld ersparen können.

Kühner als ihre Schwester, oder durch die Umstände mehr begünstigt, faßte Marie Koroline, indem sie alles, was Menschen heilig ist, mit Füßen trat, und in ihrem Herzen die Stimme der Natur erstickte, faßte sie, sage ich, gleich als sie Königinn geworden war, den höllischen Entschluß, die Macht des Hauses Oestreich, auf Kosten ihres eignen Blutes, zu vergrößern.

Gewöhnlich ist keine Freude größer, als die, wenn es einer Fürstin angekündigt wird, daß sie dem Staate einen Erben gebohren hat; sie vergißt, in dem Augenblicke, der Schmerzen, von welchen der Rang den sie bekleidet, sie nicht hat ausschließen können, um alle die Gefühle einer Mutter mit dem Ehrgeize zu verbinden, den eine Reihe von Jahrhunderten geheiligt hat. Es hat Königinnen gegeben, welche Opfer dieses gar zu ausschließenden Gefühls geworden sind, und welche die Freude, welche ihnen des Kindes Geschlecht machte, mit dem Leben bezahlt haben; Andre sind vor Gram, über die Entbehrung dieses konventionellen Glücks, in Auszehrung verfallen, und haben traurige Tage gelebt. Marien Karolinen war es vorbehalten, eine Ausnahme dieser Regel zu seyn; jedesmal wenn man ihr einen Prinzen ankündigte, überließ sie sich dem unbändigsten Schmerze. Nur bei der Geburt ihrer Töchter hat sie sich als Mutter gezeigt.

Katherine von Medicis, die Schande, die Geißel, und das Schrecken der Franzosen des sechszehnten Jahrhunderts, ist das einzige Vorbild, welches sich die Königinn von Neapel vorgestellt hat. Eben so ehrgeizig, wie diese Katherine, übertrift sie sie zwar an Unkeuschheit, aber in Absicht des Verstandes steht sie weit unter ihr, so wie an erworbnen Talenten,

und in der Kunst zu regieren. Die Medicis wollte regieren; dieser Leidenschaft opferte sie alles auf; es war die einzige, von der sie wirklich beherrscht wurde. Sie zu befriedigen, vergaß sie daß sie Mutter war, und sah in ihren Söhnen, deren Kindheit sie hätte verewigen mögen, nur das höchste Glück der verlängerten Regentschaft. Man behauptet, daß der Einfluß der Marie Stuart, einer Nichte der Guisen, ihrem jungen und schwachen Gemahl Franz II. das Leben kostete, und man weiß, daß das moralische Erwachen Karls IX. nach der Bartholomäusnacht der Aufruf zu seiner so plötzlichen als sonderbaren Krankheit war. Das ganze Leben dieser Furie ist ein Gewebe von Verbrechen; aber sie waren ihr wenigstens persönlich nützlich, und nie gestattete sie sich welche, die nicht durch den Heißhunger zu regieren veranlaßt wurden. Allein Marie Karoline ist, in Ansehung ihrer Töchter, eine wohlwollende, zärtliche Mutter; sie schenkt ihnen die ausharrendste Aufmerksamkeit, und beschäftigt sich so viel mit ihrer Erziehung als es die pflichtvollste Gattinn und Mutter nur immerhin gethan haben würde.

So verhält es sich keineswegs in Ansehung ihrer Söhne. Gegen diese ist sie hart, eigensinnig, und läßt sich gegen sie von einer bösen Laune beherrschen, welche sie sich nicht einmal

die Mühe nimmt zu verbergen; sie übersieht ihnen nichts, und kann bei ihnen die Schwächen und Fehler der Kindheit schlechterdings nicht ertragen. Die unbedeutendste Unbesonnenheit wurde wie ein Verbrechen bestraft. Gleich einer unnatürlichen, herrschsüchtigen Stiefmutter, weihete sie diese Kinder, von dem Augenblicke ihrer Geburt an, den härtesten Leiden.

Gegen ihren Gemahl faßte sie einen ausgezeichneten Ekel, von dem Augenblicke ihrer Verbindung an; und indeß ist Ferdinand doch einer der wohlgebildetsten Männer die ich kenne. Allein sie verschloß diese unbillige Gesinnung in ihrem Herzen, und war beflissen, dadurch daß sie ihm nützlich wurde, sein Zutrauen zu gewinnen. Ihre Mühe war nicht vergebens, sie erwarb in kurzem eine Herrschaft über ihn, welche sie, Trotz ihrer bekannt gewordnen Unordnungen, und des vielen Verdrusses, welchen sie ihm macht, sich zu erhalten weiß.

Ihr Lieblingsentwurf ist ziemlich allgemein bekannt, und selbst sind dem Könige im Zorn oft Ausdrücke entwischt, welche keinen Zweifel darüber lassen, daß er nicht von allem, was sie längst im Schilde führt, unterrichtet sey. Sie hatte vor, es so einzulenken, daß das Königreich Neapel wieder unter östreichische Herrschaft komme; welches nur bei Verlöschung des männlichen Stammes der neapolitanischen Bourbons

statt haben kann. Die Freundschaft, welche sie unablässig ihren Töchtern bezeigt, und der Haß den sie ihren Söhnen geweihet hat, sind keiner andern Auslegung fähig. Hätte das Schicksal ihr nur einen Sohn gegeben, so hätte man, wo nicht die Strenge womit er behandelt wurde, entschuldigen, aber doch bei ihr einen Widerwillen gegen dieses Kind voraussetzen können, den man einen Irrthum der Natur nennen könnte. Allein viele Kinder, die von dem Augenblicke ihrer Geburt an verabscheuet wurden, ehe noch eine vorgefaßte Meinung gegen sie statt haben konnte — — — O! ich will lieber glauben daß Marie Karoline, die einzige Mutter dieser Art ist. —

Kann man es sich vorstellen, daß die Hände, die für die jungen Prinzessinnen nur Liebkosungen hatten, mit Wuth über die aus demselben Blute gebildeten Kinder herfielen — Kinder denen kein andrer Fehler zur Last fiel, als ein Geschlecht, welches die Wonne jeder andern Frau gewesen seyn würde? Diese Strafen, oder vielmehr Martern, die oft mit Wuth wiederholt wurden, hinderten den Zweck der Natur, und hielten ihre Entwickelung zurück. Diese junge, von Natur schon schwache Prinzen, durch Leiden aufgerieben, schmachteten in steter Niedergeschlagenheit, und waren immer in Angst; wodurch die Barbarei ihrer Mutter nur zu sehr

bestätigt wurde. Nie öffnete ein Lächeln ihre farbenlose Lippen; mit thränenfeuchten Augen bei dem kleinsten Geräusche bebend, kannten sie nicht jenen so ungemischten, so interessanten Frohsinn, welcher sonst die Jugend beseelt und ihr Leben giebt. Der Kronprinz war so oft und hart gemißhandelt worden, daß ihn ein Schauder überlief, wenn er die Stimme seiner Mutter hörte; und ehe sie ihn noch anredete, lief er, sich in die Arme des Königs zu werfen; eine Zuflucht, die nicht immer verschont wurde!

Als dieser kleine Dulder starb, überließ sich der König dem bittersten Schmerze, obschon das allmählige Abzehren dieses Sohnes ihn auf den Verlust hätte vorbereiten sollen. Hingegen zeigte die Königinn eine solche Gleichgültigkeit, welche selbst diejenigen, die Zeugen ihres Betragens gewesen waren, in Erstaunen setzte. Sich über alle Vorurtheile wegsetzend, würdigte sie nicht eine Traurigkeit zu heucheln, von der ihr Herz nichts wußte. Weit entfernt, ihren Gemahl trösten zu wollen, redete sie ihn nur an, um seiner zu spotten; und indem sie für einen Augenblick in dem Tone einer Spartanerinn sprach, sagte sie: als ich ihn gebahr, wußte ich, daß er einst sterben müsse. Der geringste Mensch in Neapel schien

diesen Verlust mit zu empfinden. Es giebt nur Eine Marie Karoline in diesem Königreiche.

Die beiden andern Prinzen sind nicht gütiger behandelt worden. Der frühe Tod ihres ältern Bruders hat in ihrem Schiksale nichts verändert. Sie leben, aber in welcher Lage? schwach am Körperbau und wenig fürs Moralische gebildet, schleppen sie ein sieches Leben, in einer völligen Apathie, die für die Völker, über die sie einst herrschen werden, so wie für sie selbst, deren Geist und Herz auf eine fast unglaubliche Art vernachlässigt sind, von übler Vorbedeutung zu seyn scheint.

Die Mittel, deren Marie Karoline sich bedient, ihren Gemahl in der Abhängigkeit zu erhalten, sind geringe, seiner Schwäche, und — soll ich es sagen? der Treflichkeit seines Herzens angemessen. Bei jedem Andern würden sie nicht fruchten. Katherine von Medicis hatte eine Auswahl von jungen Schönheiten in ihrem Gefolge, welche sie zu der großen Kunst bildete, die Prinzen und Hofleute, deren Entwürfe sie zu erforschen wünschte, zu verführen. Marie Karoline richtet ihre Kammerfrauen ab, zu schwatzen, zu verläumden, kleine Neuigkeiten zu erfinden, falsche Nachrichten auszustreuen, den König zu beunruhigen, und ihn durch lügenhafte Erzählungen dahin zu bringen, so zu handeln, wie es seine Souveraine

haben will. Diese Geschöpfe, die indessen weniger schlecht sind, als diejenige, welche sie in Bewegung setzt, erlangen ihre Gunst nur, in sofern sie in der Kunst zu intriguiren, zu lügen und zu verläumden, wohl bewandert sind. Der Zweck dieser kleinen und niedrigen Ränke ist, den König über die beständigen Thorheiten, die man begeht, zu verblenden, und ihm ein Zutrauen gegen den Kaiser einzuflößen; welches oft eine Wiederkehr des gesunden Verstandes unterdrückt.

Joseph II, für welchen diese Königinn so viel that, that gar nichts für sie, und verachtete sie höchlich. Das ist das gewöhnliche Loos derer, welche Andrer Leidenschaften dienen, und ihnen die Beobachtung ihrer Pflichten aufopfern. Dieser Kaiser hatte der Königinn verheißen, daß eine ihrer Töchter der Erzherzog Franz heirathen sollte. Er hielt nicht Wort, und suchte die Prinzessinn von Würtemberg für ihn aus. Nicht nur wurde sie nun in ihrer Erwartung betrogen, sondern er hatte auch Schuld, daß die älteste Prinzessinn nicht den Prinzen von Sachsen, der um sie angehalten hatte, heirathete, und der bald nachher sich mit einer Toskanischen Prinzessinn vermählte. Die Hoffnung, womit Joseph II. seine Schwester so lange hingehalten hatte, verhinderte noch eine Heirath einer ihrer Töchter mit dem

Prinzen von Parma. Indeß war alles dieses noch nicht hinreichend, der Königinn die Augen zu öffnen; sie fuhr nichts desto weniger fort, für diesen undankbaren Bruder zu wirken, und zwar mit einem Eifer, einer Beharrlichkeit, die sie bei einer bessern Gelegenheit nicht angewendet haben würde.

Nach allem diesem, welches ich aus keinem geheimen Beweggrunde übertrieben habe, ist es nicht zu verwündern, daß die Königinn bei dem Volke in Neapel und Sizilien verhaßt ist. Sie weiß es auch, und macht sich nichts daraus. Bei dieser Veranlassung sagte sie zu der Fürstinn von Dietrichstein: Ich weiß, daß mir die Neapolitaner dermaßen feind sind, daß, wenn ich stürbe, sie öffentliche Freudenbezeugungen anstellen würden, als um das glücklichste Ereigniß was ihnen wiederfahren könnte. Dergleichen kann nur mit dieser Ruhe gesagt werden, wenn jemand fest überzeugt ist, solchen Haß verdient zu haben.

Von der Witterung in Neapel.

Viele Fremde urtheilen so günstig davon, daß sie dahin reisen, um eine recht gesunde Luft zu genießen. Das Klima kann denen, welche einer häufigen Ausdünstung bedürfen, vielleicht

zuträglich seyn; aber es ist nicht für alle Temperamente gleich gut. Ich habe viele Fremde mit Recht darüber klagen hören. Ich selbst habe während meines Aufenthaltes in dieser Stadt gefunden, daß meine Verdauungskräfte zu sehr angespannt waren, und mein Kopf oft litte. Die beständigen Ausdünstungen des Ammoniaks pflegen gewöhnlich dergleichen zu bewirken. So macht auch die beständige Veränderlichkeit der Luft, daß die Erderzeugnisse nicht so schmackhaft sind, wie in den kälteren Ländern, oder wo ein gleichförmigeres Klima ist.

Das Erdreich in Neapel ist außerordentlich und sogar auf eine erstaunenswürdige Weise fruchtbar. Wenn man die Beschaffenheit des Erdbodens untersucht, wenn man die Kraft der Sonnenhitze, selbst in der Jahrszeit, wo anderderwärts die Erde mit Schnee bedeckt liegt, bedenkt, so sollte man meinen, Hülsenfrüchte und Kräuter müßten in dem größten Ueberflusse wachsen, und zu einem hohen Grade von Reife gedeihen. Fruchtbar ist das Erdreich gewiß, die Erndten sind, im Ganzen gerechnet, immer gut; aber sie haben in Absicht der Güte nichts Vorzügliches. Die Ausdünstungen des Ammoniaks sind dem Wohlgeschmacke nachtheilig, ohne der Hervorbringung der Menge zu schaden. Ich habe im Winter Pfirschen von ausnehmender Größe gesehen, so auch Pflaumen und Melonen.

nen. Alle Kernfrüchte sind besonders schön. Gartengemüse fallen durch ihre Größe in die Augen, welche von der Stärke der Vegetation zeugen; aber dieses zu schnelle Treiben wirkt auf die Gewächse beinahe so, wie das Feuer in den Treibhäusern. Die in der Luft umherschwimmenden Ammoniaktheilchen verbinden sich innigst mit der Atmosphäre, befördern den Wachsthum der Pflanzen, und geben ihnen einen Anschein, nach welchem man nicht die Güte der Frucht beurtheilen muß. Das Erdreich möchte gern alles thun; aber die imprägnirte Luft hindert, wie ich schon gesagt habe, ihre Wirksamkeit.

Der Toback.

Dieser, der für den größern Theil unsrer Zeitgenossen eines der ersten Bedürfnisse geworden, und für die Schatzkammern der Potentaten eine Goldgrube ist, hat mir Anlaß zu einigen Bemerkungen gegeben, welche ich dem Leser vorlege.

Woher kommt es, daß die Regenten, deren Kabinette mit Dosen angefüllt sind, welche sie denen verehren, denen sie eine Gnade erweisen wollen, selbst keinen Gebrauch von einem Pulver machen, zu dessen Debit sie aufmuntern.

Friedrich, König von Preußen, war vielleicht

der einzige Souverain, welcher Tobak schnupfte, und zwar so häufig, daß er Andern den Gebrauch desselben hätte verleiden können. Der König und die Königinn von Neapel brauchen keinen. Die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses Oestreich, der Hof zu Lissabon, die Kaiserinn von Rußland, der verstorbne König von Schweden, überlassen ihren Unterthanen das Vergnügen, dieses berauschende Parfüm einzuhauchen, und haben sich bloß vorbehalten, die Einkünfte dieses köstlichen Bedürfnisses in ihren Schatz fließen zu lassen.

Ich glaube, die Mächte machen es mit dem Toback, wie die Priester es mit der Religion machten. Sie predigten die Observanz, und wußten sich recht gut derselben selbst zu entziehen.

Vielleicht hat man ihnen insgeheim gesagt, daß diese zu Pulver bereitete Pflanze den geistigen Fakultäten des Menschen schadet, und sie sind so bescheiden, zu fühlen, daß, da sie von dieser Seite wenig einzubüßen haben, sie sich einer so augenscheinlichen Gefahr nicht aussezzen müssen. Die Aerzte sind in Absicht der Schädlichkeit des Tobacks noch nicht einig. Einige verordnen ihn sogar in gewissen Fällen; aber diese Fälle sind selten; und es ist noch nicht entschieden, ob er heilsam ist, oder nicht. Das einzige Erwiesene ist, daß unter Lud-

wig XIV. der Leibarzt Fagon von den Generalpächtern hundert tausend Livres erhielt, und die Pachtung fand statt; die Mode erhöhete nach und nach die Einkünfte davon auf unermeßliche Summen.

Ich kenne einige Fürsten, welche darum keinen Toback nehmen, weil sie, in wer weiß welchem elenden Pamphlet gelesen haben, daß der Gebrauch desselben das Leben verkürze. In diesem Falle sollten sie das Einkommen dieses Produktes aufgeben, ihren Unterthanen einen Vortheil, auf den sie selbst eifersüchtig sind, zu verschaffen; allein eine so väterliche Sorgfalt steht nicht auf dem Verzeichnisse ihrer Pflichten, und sie sind eben nicht geneigt, diese zu verstärken.

Ich glaube indeß nicht, daß der Gebrauch des Tobacks auf die Lebensdauer Einfluß habe, noch auf die geistigen Verrichtungen der Seele. Friedrich kann zum Beispiele dienen. Er behielt bis in der letzten Minute seines Lebens seinen Kopf frei, welches den Tobacksschnupfern freies Spiel giebt.

Obschon die Souveraine keinen Toback brauchen, beschenkt sie der König von Spanien doch alle Jahr damit, von dem, der in seinen weitläuftigen Staaten wächst; und man versichert, daß dieser nicht so gut ist, wie der, den man in den Städten, wo er fabrizirt wird, bekommt. Vielleicht verliert er unterwegens den

Geschmack. Wenigstens kommen die Weingeschenke, welche sich verschiedne Fürsten untereinander machen, besonders der Kaiser und der König von Frankreich, nicht immer in guten Umständen an.

Der Graf Scabrousky.

So heißt der Rußische Gesandte in Neapel. Dieser Mann büßt die Thorheiten seiner jüngern Jahre; er hat diese in so guter Gesellschaft verlebt, daß er jetzt einem umherwandernden Todtengerippe ähnlich sieht. Er dünstet einen stinkenden Geruch aus, der, wenn er sich mit dem Muskus, wovon seine Kleidung ganz durchzogen ist, vermischt, das Zusammenseyn mit ihm so unleidlich als gefährlich macht. Wenn er im Schauspiele erscheint, so werden die an die seinige stoßenden Logen gleich leer. Verschiedne mal sind zarte Personen beiderlei Geschlechter von seiner Gegenwart ohnmächtig geworden. Kurz, dieser würdige Nacheiferer des Marschalls von Richelieu, der aber weniger liebenwürdig ist, als dieser Epikurer, für welchen die Natur von ihren Gesetzen abgewichen war, ist in einem Zustande von Dürrsucht, welche ihn an die schmutzigen Freuden, welche ihn, in noch jugendlichem Alter, in den höchsten Grad von Hinfälligkeit versetzt haben, sehr bitter erinnert.

Seine Art zu leben ist seiner würdig. Er gehet wenig aus, und hat beständig drei auch vier Nymphen um sich, die gut genug bezahlt werden, um sich seinen Einfällen hinzugeben, und den Gift, den er aushaucht, einzuathmen. Man hat ihn die unanständigsten Scherze mit ihnen treiben und Liebkosungen von ihnen erhalten sehen, welche seine traurige Existenz wieder anzufrischen scheinen.

Scabrousky macht vielen Aufwand, und lebt mit Pracht. Er verfährt mit seinen Kebsweibern und Unterhändlern, die ihn zu bestimmten Zeiten wieder anfrischen, sehr großmüthig. Man behauptet, daß er sich der Erstern zu mehr als einem Gebrauche bediene, und daß sie zugleich seine Kundschafter sind. Doch ist dies nicht ausgemacht; indeß haben sich schon oft Diplomatiker dieses Weges bedient. Der Regent und sein Minister, der Kardinal Dübois, haben es mit Erfolg gethan. Scabrousky giebt Mahlzeiten, Bälle, Assembleen, so oft er sich aufrecht halten, und einige Stunden hindurch die Honneurs bei sich zu machen im Stande ist.

Erziehung, Reisen, Bedienungen, alles was sonst gewöhnlich die Menschen bildet, hat auf den Karakter dieses Ministers nicht gewirkt. Er ist ein gebohrner Russe, aber so sehr Russe, wie sie es vor der Regierung Peters des Ersten

waren; er zeigt sich mehr als ein Tartar, wie ein zivilisirter Mensch.

Als einst einer von seinen Hausleuten krank geworden war, ließ er den berühmten Cottugno holen. Derjenige, der den Auftrag an den Arzt bekommen hatte, kam in einem Wagen, und sagte dem Doktor nicht, daß es mit dem Kranken Eile hätte. Cottugno bediente sich der geschickten Equipage noch zu einigen Krankenbesuchen und kam erst nach zweien Stunden in das Hotel des Gesandten an. Der Gesandte fuhr ihn mit der Grobheit eines betrunkenen Stallknechts an. Man mußte Scabrousky seyn, um einem Manne, wie Cottugno ist, so begegnen zu können. Verschiedne Personen, welche diesen groben Ausfall anstößig fanden, beklagten sich darüber, und gaben ihm zu verstehen, daß er mit diesem Tone nicht durchkommen würde, Troz des Karakters den er bekleidete. Einige Züge dieser Art haben ihn bekannt gemacht, und ihm eben nicht die Achtung des Publikums gewonnen. Nachher hat er freilich die Nothwendigkeit sich zu mäßigen eingesehen, und er hat zum wenigsten den Anschein zu retten gesucht.

Dieser Minister hat einen Legationssekretair, der ihm zugesellt zu seyn scheint, seinen Fehler herauszuheben. Es ist der Graf Italinsky, ein liebenswürdiger Mann, vom besten Weltone. Ich

wenigstens habe noch keinen Russen gekannt, der so viel Verstand, und denselben so gebildet hatte. Er hat schon seit seinem sechszehnten Jahre, fern von seinem Vaterlande, in fremden Ländern gelebt. Er fieng seine Studien in Utrecht an, und beschloß sie in Göttingen. Die berühmtesten Männer Deutschlands kennt er persönlich, und mit ihren Werken ist er ganz vertraut; die schönen, und andre Wissenschaften, auch die Künste, haben einen einsichtsvollen Liebhaber an ihm. Er drückt sich in verschiednen Sprachen mit Leichtigkeit aus, und hat seine Muttersprache dabei nicht vergessen, obgleich er sie seit sechs und zwanzig Jahren nicht gesprochen hat.

Dem Grafen Scabrousky fehlt es nicht an Kenntnissen; er hat ziemlich gute Studien gemacht; da er sich aber durch seine Reisen nicht gebildet hat, so hat er den Nationalkarakter der Russen, welcher zur Trägheit neigt, ungeachtet der fortwährenden Bemühung der Regierung, welche nichts unterläßt, um sie zu zivilisiren, nicht ablegen können. Ich glaube sogar, dieser Zweck wird nie zu erreichen seyn, es sey dann, daß der Zepter des Despotismus durch eine plötzliche Revolution zerbräche. Wie kann man hoffen, daß eine Nation, welche ihren Reichthum nach der Menge ihrer Leibeigenen abmißt, je wahre Begriffe von den Rech=

ten und Pflichten des Menschen im geselligen Leben erlangen könne! Und indeß beruhen doch die Sitten auf dieser Basis; und nur vermittelst der Sitten läßt sich die Rohheit der Individuen, woraus sie bestehet, mildern.

Außerordentlicher Staatsrath.

Im Monat Februar hielt man zu Neapel einen außerordentlichen Staatsrath. Er nahm viele Sitzungen weg, und der Gegenstand wurde weder an den Höfen von St. James, noch in Berlin, Kopenhagen, und in dem Haag bekannt. Es könnte ein Jahrhundert vergehen, ehe man begriffe, wie zwei Majestäten und verschiedne Minister zusammen kommen konnten, um über eine Materie der Art, wie wir erzählen werden, zu verhandeln. Es war weder vom Kriege noch vom Frieden, noch von Heirathen oder Allianztraktaten die Rede; kurz, weder von Eroberungen noch Domainenveräußerung.

Der Erzbischof von Tarento hatte dem Ritual seiner Diöces ein Officium einverleibt, welches er dem heiligen Castaldus zu Ehren, welcher der Patron des Erzbisthums ist, selbst zu verfassen die Mühe über sich genommen hatte. Es ist schon zu bewundern, daß es einen Heiligen des Nahmens giebt, von dem im Aus-

lande Niemand weiß. Es gab eine Zeit, wo wir in Frankreich ohne Zweifel uns betrübt hätten, unsern Kalender nicht mit diesem Nahmen geschmückt zu wissen, und wir würden geeilt haben, ihn einzurücken, uns eine Vorbitte bei der göttlichen Majestät zu verdienen. Der handfeste Glaube unsrer Vorfahren hätte Nahrung gehabt; aber es artet alles aus. Einen meiner Freunde, einen trefflichen Mann, obgleich ein wenig ein Andächtler, befragte ich wegen dieses heiligen Castaldus; er sann lange nach, und seinem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, zog er ein Verzeichniß der Bewohner des Olympus, gemeinhin das Paradies genannt, zu Rathe. Der gesuchte Nahme war nicht darin zu finden, obgleich die Neapolitaner sehr gelehrt in der Wissenschaft sind, welche das Glück und Heil der Staaten ausmacht.

Also um die Bittschrift zu untersuchen, welche die Kanonici des Bißthums bei ihrem Erzbischofe eingereicht hatten, die Abschaffung dieses Offiziums zu erhalten, welches ihr Breviar verstärkte, hatte sich der außerordentliche Staatsrath versammelt. Sie stellten vor, daß die schon so vervielfältigten Verrichtungen des Kirchendienstes ihnen nicht Zeit ließen, diesen neuen Diensten obzuliegen; ihnen dieselben vorschreiben, hieße sie überhäufen, und sie zur

Vernachläßigung andrer, durch Reihen von Jahrhunderten geheiligten Pflichten zu zwingen.

Nach einigen Debatten, die so lächerlich wie der Gegenstand selbst waren, wagte der Staatsrath nicht, zwischen dem Erzbischof und den Kanonicis zu entscheiden. Es wurde befohlen, die Dolmetscher des Willens des Allerhöchsten zusammen zu berufen, um durch sie zu erfahren, ob dieses neue Offizium dieses unbekannten Heiligen bestehen sollte.

Die Hofbeichtväter wurden aufgefordert, diese Sache zu untersuchen, die man zugleich den berühmtesten Theologen des Landes zur Entscheidung übergab. Ein wahrer Philosoph, ein König wie Friedrich der Große, wäre mit der Entscheidung bald fertig geworden, und der Erzbischof wäre der Gegenstand des allgemeinen Gelächters geworden, oder er hätte vielmehr seinem Souverain eine solche läppische Kleinigkeit gar nicht vorbringen dürfen. Aber der König von Neapel, ein Kleinigkeitsgeist, wie die griechischen Kaiser, opferte seinen gesunden Verstand der Furcht, im Glauben zu irren, auf, und wollte sich nur auf die Meinung der theologischen Fakultät verlassen, welche einmüthig entschied: dem Erzbischofe stehe das Recht zu, ohne Zuziehung des heiligen Stuhls, dem allgemeinen Ritual die Offizien der Privatheiligen seiner Diöces einzuverleiben.

Ferdinand IV. gab durch diese Bestimmung den unwiderleglichsten Beweis einer Schwäche, die seinen Unterthanen mehr schadet, als zwanzig Handlungen des Despotismus. Die armen Kanonici bekamen Verweise, sie wurden als Rebellen behandelt, und es ist wohl nicht einmal nöthig zu fragen, ob der Erzbischof Widerwillen im Herzen behielt, über die Verwegenheit, daß sie sich unterstanden hatten, von seinem Willen an den König zu appelliren.

Ich hatte Gelegenheit, den von ihnen zu sehen, den sie im Nahmen Aller bevollmächtigt hatten, diesen lächerlichen Prozeß zu führen. Dieser Mann fragte mich, was ich von der wichtigen Angelegenheit, um derentwillen er nach Neapel gekommen sey, denke? Ich antwortete ihm, an seiner Stelle würde ich bald meine Parthei ergriffen haben, und keine von allen den Armseligkeiten, welche das Breviar enthält, lesen. Ach! mein Herr Ausländer, mein Herr Ausländer! antwortete er; und was sollte aus der Seele werden?

Man muß hoffen, daß die Philosophie, welche den Wissenschaften zu folgen pflegt, so wie diese, die Reise durch Europa machen, und sich einst in dieser Insel niederlassen wird. Das aus seinem Irrthume gerissene Volk wird sich gewaltig erheben, und das Joch, welches ihm die Pfaffen seit so vielen Jahrhunderten aufge-

legt haben, abschütteln. Dann wehe denen, welche es betrogen haben!

Bemerkungen über die Wissenschaften einiger Personen.

Während meines ersten Aufenthaltes in Neapel hat man mir sehr lustige Dinge von der tiefen Wissenschaft des ersten Ministers und Großadmirals beider Sizilien, des unvergleichlichen Akton, erzählt. Man wird sehen, daß dieser Mann, welcher der Chef der Marine ist, nur gemacht ist, die Stelle eines bloßen Korsaren vorzustehen.

Der Mann, welcher an der Spitze der Marine einer Nation steht, sollte doch wohl die zu diesem Fache erforderlichen Kenntnisse haben, und den Werth oder Unwerth der Unterbedienten zu unterscheiden verstehen. Die Wahl der Mathematiker ist von großer Erheblichkeit, und der mechanische Theil ist wesentlich damit verbunden. Man wird zeigen, mit was für Menschen Akton sich umgeben hat, der Direktion der Marine vorzustehen.

Wenn man einen Engländer der untersten Grade des Seedienstes fragte, ob die Astronomie und Meteorologie eine und die nehmliche Wissenschaft ist, würde er den Frager mit Erstaunen ansehen, und ihn keiner Antwort wür-

digen. Das macht aber, in England hat man die Gewohnheit, sich in allen Theilen der Wissenschaft, die man ausüben soll, zu unterrichrichten, und daß sowohl die königliche, als die Handelsmarine sich schämen würden, alle Theile einer Wissenschaft, von welcher das Wohl des Staats abhängt, durch einander zu werfen.

Der weniger schwürige Akton wirft alles durcheinander, weil er nichts versteht; er regiert den Staat nach seiner Willkühr, und hält sich für einen großen Mann, weil die Speichellecker, die um ihn sind, es ihm vorsagen. Die Königinn, welcher er seiner athletischen Bildung wegen gefallen hat, konnte ihn nie das Staatsruder führen lehren; deshalb hat sie sich sehr weise bloß darauf eingeschränkt, ihm eine andre Art Lehren zu geben; die einzigen, für welche er Sinn hat, und in Ausübung zu bringen versteht.

Fortiguerra, Kapitain einer Fregatte, kam im Jahre 1788 von London zurück, und brachte verschiedene für den Seedienst sehr nützliche Instrumente mit. Unter diesen war ein Teleskop von dem berühmten Herschel, dem ersten Astronomen unsers Jahrhunderts.

Der Pfarrer Toaldo, Professor der Meteorologie auf der Universität zu Padua, war eben damals in Neapel. Sein großer Ruf ist bekannt, und er ist nicht unter demselben, ob-

schon seine Feinde ihm nachsagen, er habe sich der Chimäre der Astrologie ergeben.

Sobald Fortiguerra sein Teleskop ausgepackt hatte, bat Akton den Toaldo, dieses Instrument zu untersuchen, die Länge und Breite auszumessen, und ihm dann genauen Bericht davon abzustatten.

Eine beträchtliche Anzahl Personen sollte dieser Untersuchung beiwohnen. Ich kann nicht sagen, ob der König unter die Anzahl dieser Neugierigen gehört. So viel ist ausgemacht, er hat Lust sich zu unterrichten, und die einzige Ursache, welcherwegen er die Gelegenheiten dazu versäumt, ist günstiges Wetter zur Jagd. Alsdann ist bei dem schwachen Monarchen Sorge, Pflicht, Neugier, alles, alles in den Wind geschlagen. Dem sey, wie ihm wolle, Ferdinands Gegenwart würde nur dazu gedient haben, die Verlegenheit und Schaam des Ministers und des Professors zu verstärken.

Toaldo war 78 Jahr alt. Das Teleskop wurde vor ihm hingestellt, und Fortiguerra hatte selbst diese Mühe übernommen. Er untersuchte die Maschine, besah sie in allen ersinnlichen Richtungen, und konnte es nicht dahin bringen sie in Bewegung zu setzen.

Nun mischte sich Akton darin, aber das widerspänstige Instrument gehorchte ihm so we-

nig als den Anstrengungen des Professors von Padua. Da ward dem Fortiguerra befohlen, heranzutreten, und das Teleskop, welches gelenksam unter seinen Händen wurde, ward auseinander genommen, so daß Jedermann nun dessen Schönheit und Nützlichkeit bewundern konnte.

Interessante Besuche.

Ich bekam eines Morgens Besuche von drei sehr merkwürdigen Personen. Da mich die Eitelkeit nicht antreibt, ihrer zu erwähnen, so muß ich dem Leser zu bemerken geben, daß zu Neapel die vornehmsten Herren des Hofes den Fremden, die sich bei ihnen eingeführt haben, den Gegenbesuch zu machen pflegen. Das einzige Sonderbare dabei ist nur, daß sie alle drei innerhalb zwei Stunden zu mir kamen.

Der erste war der Herzog von Termoli. Er stammt von dem Hause Cataneo ab, welches genuesischen Ursprunges ist. Seine Vorfahren haben sich schon seit langen Zeiten in Neapel niedergelassen. Dieser Herr ist Oberstallmeister des Königs, und ein Sohn des Prinzen von Saint Nicander, jenes Bösewichts, der, zum Unglücke von Sizilien, zum Gouverneur Ferdinands IV. ernannt wurde. Er hat alle Titel seines Vaters geerbt, aber er zieht

den Nahmen Termoli vor, damit er nicht mit jenem Menschen verwechselt werde, dessen Andenken bei allen denen, welche ihr Vaterland lieben, verabscheut wird. Termoli bejammert die unzuberechnenden Uebel, welche Saint Nicander seinem Vaterlande dadurch zufügte, daß er die Erwartung der Neapolitaner täuschte, indem er ihrem, seiner Aufsicht anvertraueten Könige die Erziehung eines Lazaroni gab. Und es war doch so leicht, diesen König zu einem der allervollkommensten zu machen. Er durfte nur der Natur nachhelfen, seiner Neugier und seiner Begierde nach Unterricht eine nützliche Richtung geben. Er begriff von seiner Kindheit an sehr leicht, hatte ein treffliches Gedächtniß, und Ferdinand wäre glücklich geworden, hätte sich dieser unwürdige Gouverneur die Mühe, die er sich gab, jeden Keim zum Guten in ihm zu ersticken, dazu angewendet, ihn zum Guten zu bilden, Ferdinand wäre, wie gesagt, glücklich geworden, und sein Volk hätte nicht in die unglaublichste Dummheit versinken dürfen. Vielmal hat dieser Monarch in dem bittersten Unmuthe seines Herzens zu dem Herzoge von Termoli gesagt: Dein Vater ist an meinem Unglücke, und dem meiner Unterthanen Schuld. Indeß, Dich habe ich recht lieb, weil

ich

ich weiß, daß Du ihm gar nicht ähnlich bist.

Der Herzog von Termoli beträgt sich sehr gut gegen seine Vasallen. Er ist der liebreichste aller Herren, und wenn es von ihm abhienge, würde die Feudalverfassung bald aufgehoben werden. Er hat viel Rechtschaffenheit, und beschützt das Verdienst, wo es ihm vorkommt; sein Ruf ist auch so fest gegründet, daß man sich nur mit Mühe überredet, er sey der Sohn des Prinzen von Saint Nicander.

Der Markis del Vasto, stammt in gerader Linie von dem in der französischen Geschichte so berühmten Manne ab, der unter dem Nahmen Duguart als General Kaiser Karls V. so bekannt ist. Dem del Vasto übergab Franz I. als er in der Schlacht bei Pavia gefangen wurde, seinen Degen. Man weiß, daß dieser Monarch, der so unbesonnen als tapfer war, ihn nicht dem Konnetable von Bourbon geben wollte, den er für die Ursache seines Unglücks hielt, und ihn mit so vielem Stolze behandelte, als ob er sich mitten unter seinen Hofleuten befunden hätte. Der Markis del Vasto ist aus dem Hause Avalos, einem der vornehmsten in ganz Italien. Man versichert, daß er hundert tausend Dukaten neapolitanisch Geld jährliche Einkünfte hat, welches fünf hundert tausend Livres nach französischem Gelde macht,

und wenn man die Wohlfeilheit der Lebensmittel rechnet, kann man es vergleichungsweise für eine Million jährlich annehmen.

Einer seiner Vorfahren, welcher Statthalter von Mayland war, verdiente das Anerbieten der Krone von Sizilien, und machte sich derselben in der That dadurch werth, daß er sie ausschlug. Kaiser Karl V. dem er rechtschaffen gedient hatte, und ihm auch noch bei dieser Gelegenheit einen auffallenden Beweis seiner Uneigennützigkeit gab, belohnte ihn dadurch, daß er ihn vergiften ließ. Er wollte einen Mann nicht für seinen Unterthan erkennen, dessen Ruhm den, welchen er sich erworben zu haben glaubte, verdunkelte; und wenn die Verrätherei des Konnetable von Bourbon durch irgend etwas geschwächt werden kann, so ist es ohne Zweifel durch das Betragen des Kaisers Karls V. gegen den unglücklichen del Vasto. Dieser Märtyrer der Treue war der Neffe des oben erwähnten Duguard. Der Degen Franz I. wird in dieser Familie als Reliquie aufbewahrt.

Der dritte Besuch, den ich bekam, war der Graf Lamberg. Von allen Gesandten, welche der Wiener Hof nach Neapel geschickt hat, ist Lamberg der verdienstvollste, hat die edelste Seele, und viel erworbne Tugenden. Man wirft ihm etwas Hochmuth vor, und in gewis-

ser Rücksicht nicht ganz mit Unrecht. Allein er ist weit von jener düstern Verschlossenheit entfernt, welche einige diplomatische Würmer für die wahre Größe halten! Ich sah nie einen Mann seines Standes höflicher und zuvorkommender, als er gegen diejenigen ist, die er kennt. Alle Ausländer sind voll seines Lobes in dieser Hinsicht. Allein Lamberg hat in den Augen der Neapolitaner in der That einen sehr großen Fehler; nemlich, er liebt die Hofleute nicht, er unterhält keinen genauen Umgang mit ihnen, und sieht sie nur eben so oft, als es die Erfordernisse seines Postens erheischen.

Insonderheit verachtet Lamberg den ersten Minister. Er hat sich öfters erlaubt, in der Art von ihm zu sprechen, welche es fühlbar macht, wie sehr eine solche Wahl diejenigen beschimpft, welche ihn auf einen so erhabnen Posten setzten. Er spricht ihm alles Talent ab, und sagt: Dieser Mensch wäre ein guter Seeräuber geworden, und weiter nichts. Er besitzt die Talente und das Ansehn eines Korsaren, und eben diesem verdankt er seine Erhöhung. Uebrigens verachtet er ihn, und läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, es ihm fühlen zu lassen. Er hält ihn nicht für fähig, irgend einer der Angelegenheiten vorzustehen, welche Bezug auf die beiden Posten haben, die er der Schwachheit des Monarchen und der guten

Meinung der Königinn zu verdanken hat. Er hat sich sogar erlaubt, zu Sr. Majestät zn sagen: Er habe gegen die verborgnen Eigenschaften dieses Ministers nichts einzuwenden, er kenne sie nicht, begehre auch nicht sie kennen zu lernen; allein die, welche man gewahr werde, welche er im Ministerio zeige, machen ihn der Bedienungen, womit er beehrt worden sey, nicht werth. Lamberg gab ihm Beweise der Verachtung, je nachdem er in der Gunst Ihrer Majestäten stieg; und wie der Markis de la Sambucca verhältnißweise die Gunst verlohr, um welche er sich durch wesentliche Dienste verdient gemacht hatte, glaubte Lamberg die Beweise der Achtung und Anhänglichkeit gegen ihn, verdoppeln zu müssen.

Ein kaiserlicher Gesandter ist zu bedauren, wenn er an einem Hofe ist, wo eine östreichische Prinzessinn herrscht, weil er sich gezwungen sieht, sich in Intriguen, die seinem Ministerio wenig geziemen, einzulassen, und weil die Schlafzimmerangelegenheiten, angelegentlicher als die Staatssachen verhandelt werden. Lamberg war ein zu edler Mann, um sich zu diesen kleinen Ränkemachereien herabznlassen; er wich den Anforderungen der Königinn beständig aus, und beantwortete sie nur dadurch, daß er

sie bat, einen so erhabenen Rang, wie den ihrigen, nicht durch ihrer Geburt so unwürdige Ränke herabzuwürdigen.

Die häufigen Zänkereien, welche zwischen dem Könige und der Königinn entstehen, werden nie anders als durch den Gesandten geschlichtet, welcher mehr der Gesandte des Kaisers, als der des Reichs ist. Lamberg wurde eines Tages eiligst nach Caserta berufen. Die Bothschaft kam von der Königinn, und der Graf enthielt sich nicht, als er von der Tafel aufstand, auszurufen: Was doch die verwünschten Weiber unerträglich sind!

Die Königinn fordert von den Gesandten des Kaisers, daß sie immer laut sprechen sollen, wenn sie sich an den König wenden. Lamberg wollte sich dieser Forderung nie unterwerfen: und als sie mit so vieler Hitze als übler Laune darauf bestand, antwortete er: seine Instruktionen verbänden ihn nicht, dem Könige unrecht zu geben, wenn er Recht hätte.

Bei einer dieser Zwistigkeiten, welche zwischen den beiden Gatten während Lambergs Gesandschaft in Neapel vorfielen, wurde die Königinn so wüthend, daß sie von dem Gesandten durchaus verlangte, er solle den König mit dem Zorne des Kaisers, ihres Bruders, bedrohen; allein Lamberg setzte dieser augenblick-

lichen Hitze die unerschütterlichste Kälte entgegen, und antwortete: meine Pflicht erfordert, den Frieden zwischen Euer Majestät, und dem Könige, Ihrem Gemahl, zu erhalten. Die Königinn wurde aufs neue aufgebracht; und der Gesandte, nun ermüdet von ihrem Toben, antwortete mit Festigkeit: Verlangen Eure Majestät, daß der Kaiser mein Herr, eine Flotte nach Neapel sende, die er nicht hat, oder eine Landmacht, welche er aus dem Inneren von Teutschland und Ungern ziehen müßte, und das alles warum? Können Eure Majestät mir vielleicht die Ursache sagen?

Die Toskanesen.

Der König von Neapel hatte gute Ursachen, dem Kaiser Leopold, damaligem Großherzog von Toskana, zu fragen, wieviel Neapolitaner er in seinen Diensten habe? und dann hinzuzusetzen, er habe viel Toskanesen in den beiden Sizilien.

Seit dem Tode des letzten Großherzogs aus dem Hause Medicis, hat Toskana starke Auswanderungen erfahren. Mehr als dreißig tausend Familien haben sich in die Königreiche Neapel und Sizilien niedergelassen. Es giebt deren aus allen Klassen. Sie leben auf

dem Lande; haben sich in den Städten angebauet; einige haben sich bei Hofe eingeführt, und verschiedene bekleiden wichtige Aemter. Akton, der stolze und niedrige Akton, ist ja selbst ein Toskanese; er hat einen Theil seines schmuzigen Lebens an dem Hofe und in Diensten des Großherzogs zugebracht; und zum Unglücke der Neapolitaner wurde er auf ihre Insul hingeschleudert, welche er durch seine Liederlichkeit besudelt.

Die Toskanesen gleichen in einer Absicht den Irrländern. In ihrer Heimath sind sie immer zu Zwisten und Unruhen aufgelegt; aber außerhalb desselben lieben sie sich, unterstützen sich, und sind im Stande, alles, zum Besten des Vaterlandes aufzuopfern. Sie machen zu Neapel eine starke Koalition, die schwer zu zerstöhren seyn würde. Sie drängen und drükken sich an einander, wie Menschen, welche der Gewalt des Stromes nicht widerstehen und dem Zuge des Wassers nur durch eine gewaltige Massen entgegen arbeiten können. Um einem Einzelnen beizukommen, müßte man sie alle angreifen, und sie zu gleicher Zeit mit dem nehmlichen Schlage treffen.

Fein und listig wissen die Toskanesen, daß sie, um sich bei Hofe in Ansehen zu erhalten, sich untereinander beistehen, und den allgemeinen Vortheil mit dem jedes Einzelnen verbin-

den müssen. Ihrem angeerbten Fürsten abgeneigt, werden sie den Neapolitanern ein verbrüdertes Volk.

Da die Natur sie mit einem einnehmenden Wesen begabt hat, und sie sich geschickt des Vorzuges, welchen ihnen Erziehung und Kultur vor den Neapolitanern vorausgiebt, zu bedienen wissen; so glänzen sie in Neapel, obschon in der That nicht einer dabei ist, der auszeichnende Talente besäße. Es gehört ein Neapolitanischer Hof dazu, um schnell zu steigen. Man findet sie in dem Finanz- und Oekonomierathe, in den Sekretariaten, in den Departements, bei den Landtruppen, bei der Marine; kurz allerwegen, wo Beförderung zu hoffen ist,

Es ist gesagt worden, daß Unwissenheit der unterscheidende Karakter der Neapolitaner ist, und man hat dagegen auch bewiesen, daß es Personen von ausgezeichneten Verdiensten unter ihnen giebt. Man muß billig noch hinzusetzen, daß es denen, welche so glücklich gewesen sind, die Vorurtheile ihres Vaterlandes abzuschütteln, und die Schwürigkeiten aller Art, welche sich ihrer Bildung entgegensetzen, zu überwinden, daß es diesen vorzüglich gelingt, und daß sie über alle Vorstellung Fortschritte machen.

Akton weiß das auch recht gut; allein er thut als glaube er es nicht, weil er sich einen

Plan entworfen hat, von welchem er nicht abgeht: nemlich, er zieht den ungelehrtesten Toskanesen dem gelehrtesten Neapolitaner vor. Carus amor patriae!

Auch hört man auf allen Seiten die großen Eigenschaften des Akton lobpreisen. Weisheit, Genie, Universalgeschicklichkeit. Dieser Mensch, wenn man seinen Schützlingen, seinen Speichelleckern, und denen welche darnach streben es zu werden, trauen sollte, vereinigt alles in sich, was den größten Staatsmann ausmacht. Sobald man sich aber diesem sogenannten Staatsphänomen nahet, ist die Täuschung zernichtet, und die Vergleichung, die man zwischen den Schilderungen und seiner Person macht, fallen durchaus zu seinem Nachtheile aus. Da ist weder Klarheit der Ideen, noch Wendung, noch Wohlredenheit; nichts an ihm zeigt von dem, was er seyn sollte. Und wenn man untersucht, was er während seiner Ministerschaft gethan hat, so erstaunt man, daß dieser Mensch, der so weit unter dem Mittelmäßigen ist, die Achtung seiner Souveraine so zu fesseln, und Aemter, Reichthümer und Ehrenstellen auf sich zu häufen gewußt hat. Wenn man, durch dergleichen Betrachtungen angeregt, dem Quell dieses usurpirten Rufes nachspührt, so findet man, daß er ihn den bei seinen Lobpreisungen interessirten Toskanesen ver-

dankt. Akton ist ihnen auch in der That ein eifriger Protektor, weil er sich nur damit beschäftigt, ihrem Ehrgeize dadurch zu dienen, daß er sie zu einer Beförderung in ihrer Laufbahn verhilft. Es ist also nicht zu verwundern, daß man diesen Minister, im Gefolge seiner Kreaturen, wenn man ihn nur in der Ferne sieht, für einen Mann von Kenntnissen hält; aber weit mehr zu verwundern ist es, daß diejenigen, welche ihn in der Nähe sehen, es bis jezt noch nicht gewagt haben, dem Grafen Lamberg nachzuahmen, der ihn zu würdigen verstanden hat, und welcher ihn ohne Zweifel noch besser bekant machen würde, wenn die Würde eines Repräsentanten des Kaisers ihn nicht zu dem behutsamsten Betragen verbände.

Ich speiste einst bei einem Gesandten, wo eine große Menge Toskanesen zugegen waren. Der Ritter Willichini, Schiffskapitain bei der königlichen Marine, und ein besondrer Schüzling des Akton, war auch dort. Er gab einen Beweis seiner Bescheidenheit, welcher alle, die ihn hörten, in Verwunderung sezte, ob sie gleich an Uebertreibungen der Art gewöhnt waren. Er unterstand sich, ohne alle Veranlassung, ohne daß dieser Einfall durch die Unterredung dazu eingeleitet hätte, zu behaupten, daß alle große Männer, deren sich beide Si-

zilien zu rühmen hätten, aus Toskana wären; aber aus Bescheidenheit setzte er hinzu: ausgenommen mich. Dieser bescheidne Mann saß neben mir; er gab mir einen Blick, der um ein Kompliment bettelte; aber ich hielt es nicht für rathsam, mich bis auf diesen Punkt zu erniedrigen.

Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, diesen Ritter Willichini zu sehen, und nur selten habe ich gesunden Verstand bei ihm bemerkt. Er sieht nur Akton, spricht nur von Akton und den Toskanesen; aber mit so auffallender Unverschämtheit, daß er der Parthei, die er herauszustreichen denkt, sonderbar schadet. Ich war neugierig zu wissen, ob dieser Mensch wenigstens die zu seinem Stande erforderlichen Wissenschaften besitzt; ich bekam nur zur Antwort: Er ist eine Kreatur vom Akton.

Also, ungeachtet aller Vortheile, welche den Toskanesen zu Theil werden, erhellet doch, daß dieser Ritter, einer der besten Seeoffiziere im neapolitanischen Dienste, doch nicht im Stande ist, sich mit irgend einer der Seemächte zu messen, viel weniger noch in die Ferne auf Entdeckungen auszugehen. Ich habe diesen Menschen beobachtet, habe ihn allerwegens ins Auge gefaßt, aber ich habe nicht eine einzige Idee von ihm auffassen können, nicht einen einzelnen Ausdruck, welcher des Aufbewahrens werth

wäre. Er ist immer der erste, der zu reden anfängt, ohne zu wissen, was er sagen soll; und so entwischen ihm beständig Prahlereien, oder Dummheiten, die sein Gespräch nicht wünschenswerth machen.

Von der Art, wie man in den beiden Sizilien reiset.

Es ist ganz unmöglich, in diesen Ländern so zu reisen, wie man anderwärts thut. Die Wege sind ungemein vernachlässigt und gefährlich, weil nirgend Polizeiordnung ist; überdem trift man keine der Bequemlichkeiten an, welche man in den meisten europäischen Ländern findet.

Die mehresten Reisen werden zu Pferde gemacht; und man läßt sich durch Pferde oder Maulesel begleiten, welche das Gepäcke und den Proviant tragen; denn man ist genöthigt, sich mit diesem zu versorgen, wenn man nicht gesonnen ist, mit der schlechtesten und ungesundesten Kost fürlieb zu nehmen.

Die Gastwirthe in diesen Ländern verdienen gar nicht, daß man ihnen diesen Namen giebt. Nach einer höchst langweiligen Tagereise, nachdem man auf einem schlechten, unsicheren Wege alles Mögliche ausgestanden, und unter der beständigen Besorgniß, wo nicht ermordet, doch

wenigstens aller seiner Habseligkeiten beraubt zu werden, seine Zeit zugebracht, und man nur zu thun hat, sich vor diesen Unfällen zu bewahren, kommt man endlich in eine erbärmliche Herberge an. Dort findet man Wasser, schlechten Wein, und noch schlechteres Brod, obgleich das Land noch Ueberfluß an Korn für andre benachbarte Länder hervorbringt; im Uebrigen eine elende Matratze, etwas Brennholz, und einige zum Kochen erforderliche Geräthschaften, das ist es alles, worauf der Reisende rechnen kann. Man muß einen Bedienten haben, der kochen kann, sonst muß man auf Suppe, Fleisch, und andre Lebensmittel, die so nothwendig und in unsern Häusern so alltäglich sind, Verzicht thun. An diesen Oertern findet man dies nicht.

Es ist also durchaus nothwendig, die Flekken oder Städte, worin Markt gehalten wird, nicht vorbei zu reisen. Eben so nöthig ist es, sich bei dem ersten Verkäufer den man antrift, zu verproviantiren; denn es ist gar wohl möglich, daß man abgewiesen wird, und sich mit einer anachoretischen Mahlzeit begnügen muß. Mit ein wenig Geduld, und der Vorsicht, sich von Haus zu Haus darnach zu erkundigen, gelingt es einem endlich, sich mit dem Unentbehrlichen zu versorgen.

Ist der Reisende einigermaßen ekel, scheuet

er die verschiednen Ungeziefer, mit welchen die Betten in den Wirthshäusern angefüllt sind, so muß er das seinige mit sich führen; dann kann er doch mit Sicherheit gutes Nachtlager haben, frisches Stroh findet er allerwegen, und wenn man sich dieses in irgend einen abgelegnen Winkel hinlegen läßt, so kann man auf eine ruhige Nacht rechnen.

So muß man sich einrichten, wenn man diese Königreiche in allen Theilen durchstreichen, und sich eine sichre Kenntniß von ihren Bewohnern verschaffen will, ohne sich zu viel mit ihnen abzugeben. Man versieht sich auch mit einem Wegweiser; dies sind gemeinhin Soldaten, die sich dazu brauchen lassen. Er begleitet den Fremden von einem Orte bis zum andern, und man muß täglich einen andern haben. Der Lohn dieser Wegweiser ist festgesetzt, und man wird also hierin nie betrogen. Dieser Mensch übernimmt es, den Reisenden zu begleiten und dessen Paß an dem gehörigen Orte vorzuzeigen. Zuweilen behält man den nämlichen Menschen zwei Tage zur Begleitung; das geschieht aber nur alsdann, wenn man durch keine Stadt kommt, in welcher Garnison ist. Man besorgt sich gewöhnlich zwei solcher Wegweiser zugleich; und die Kavallerie wird gleich der Infanterie dazu gebraucht.

Diese Art zu reisen ist ungemein beschwer-

lich. Man sieht viel dabei aus, und verfehlt zuweilen ganz den Zweck seiner Reise. Es ist hier nicht leicht, Erkundigungen über Natur- oder Alterthumsgeschichte einzuziehen, weil die Einwohner, gleich den Wilden, nur ihre Hütten, ihre Wohnörter, und ihre Felder kennen. Tritt man bei einem Geistlichen oder in einem Kloster ab, so ist es nicht ungewöhnlich, daß man keinen Menschen daselbst antrift, der die den Reisenden so natürliche Neugier zu befriedigen im Stande wäre. Indeß giebt es doch aller Orten Leute, die, ohne besondre Kenntnisse zu besitzen, einem Fremden sehr nützlich seyn können; aber es kommt darauf an, auf sie zu stoßen, und wenn man sie auffindet, sie zu bewegen, diese Mühe über sich zu nehmen.

Indeß zieht doch Neapel und Sizilien die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich, die häufig hier herkommen. Um diese Reise mit Nuzzen zu machen, muß man es folgenderweise anfangen: Man muß sich mit einer geringen Anzahl Empfehlungsschreiben für Neapel versehen. Es ist hinreichend, dergleichen für die ersten Oerter, wo man sich aufzuhalten gedenkt, zu haben, weil diejenigen, an welche sie gerichtet sind, die zur Fortsetzung der Reise erforderlichen Zurechtweisungen zu geben im Stande seyn könnten; und so wird man nach und nach allerwegen bekannt, und besieht al-

les. Auch wird es nicht unrecht seyn, wenn man sich den vornehmsten Personen derer Oerter empfehlen läßt, wo man sich aufzuhalten denkt, damit kein Gegenstand verdienter Aufmerksamkeit uns entgehe.

Diese Vorsicht schließt keineswegs die aus, einen Paß und einen Befehl an die Wegweiser, die uns von Station zu Station begleiten sollen, zu lösen; ohnedies läuft man Gefahr, unendlichen Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu seyn, besonders da, wo Garnisonen sind. Diese Pässe erlangt man sehr leicht; und insofern man nicht ganz unbekannt ist, sind sie in ehrenvollen Ausdrücken abgefaßt, so daß der darin Bezeichnete mit der schmeichelhaftesten Achtung von den Kommendanten und den Einwohnern der Oerter, durch die er geht, begegnet wird.

Unter den Empfehlungsschreiben sind die von den Klöstern nicht zu vernachlässigen. Man muß sich den Superioren, die in Neapel residiren, vorstellen lassen, und sich erkundigen, ob man auf dem vorhabenden Wege auf einige ihres Ordens trift. Vor allem aber ist es nöthig, sich in der Hauptstadt nach den Oertern zu erkundigen, wo man Mittag und Nachtlager zu halten hat: wodurch man oft viel Umweg, Langeweile, und zuweilen auch Unkosten erspart.

Obgleich diese Art beide Sizilien zu durchreisen der erstern weit vorzuziehen ist, so ist sie dennoch nicht ohne Unbequemlichkeit. Es ist besser, sich mit einer einzigen Mahlzeit zu behelfen, sich nur so lange aufzuhalten, als nöthig ist die Pferde umzuwechseln, und seinen Weg bis Abends fortzusetzen. Man muß sich hüten, daß man nicht zu frühe in die Herberge ankommt, besonders nicht vor Anbruche der Nacht.

Einige Reisende haben die Behutsamkeit so weit getrieben, daß sie im Voraus an Diejenigen, an welche sie Empfehlungsschreiben haben, schreiben, damit sie die für einen Reisenden allergrößte Unannehmlichkeit vermeiden, die Person, der sie empfohlen sind, etwa nicht zu Hause zu treffen. Das Einzige was bei dieser Art von Vorsicht unangenehm ist, ist, daß man dann mit einem lästigen Cerimoniel empfangen wird. Ueber das alles haben noch die Neapolitaner so viel Achtung für Gastfreundschaft behalten, daß wenn die Person, der durch Briefe die Ankunft eines Fremden gemeldet ist, nicht zu Hause wäre, so werden die Verwandten und Freunde der abwesenden Person, nachdem sie den Brief erbrochen haben, den Fremden erwarten, und sich um den Vorzug streiten, wer ihn anstatt des Abwesenden bewirthen soll.

Es ist unmöglich, treuherziger aufgenommen zu werden, als es von denen geschieht, welchen man empfohlen ist. Der Fremde wird freundlich aufgenommen, gepflegt und bedient. Das beste Zimmer, das beste Bette, gemeinhin das Brautbette, sind für ihn. Leckeres Essen und köstlicher Wein wird ihm vorgesetzt. Er erhält so viele Beweise von Wohlwollen, daß er darüber erstaunt, und wenn man den Diensteifer des Neapolitaners sieht, sollte man meinen, ein Freund finde den andern nach einer langen Trennung wieder.

Die Familie, an welche man addressirt ist, fügt zu der ausgezeichneten Aufnahme auch noch die Aufmerksamkeit hinzu, den Reisenden mit Wegweisern und Pferden für die Abreise zu versorgen; sie behandelt den Lohn, und leidet nicht, daß man übersetzt werde. Die Neapolitaner suchen keinen Nutzen von ihrer ausgeübten Gastfreundschaft zu ziehen. Sie üben diese bei den alten Griechen so berühmte Tugend, und rechnen es sich zur Ehre, bei so mannichfaltigen Veränderungen diesen interessanten Theil der Sitten ihrer Vorfahren unter sich erhalten zu haben. Adliche, Bürgerliche, Priester, Mönche, Soldaten, Kaufleute, Künstler u. s. w. alle werden von dem nämlichen Geiste der Uneigennüzigkeit in Ansehung der von ihnen so hochgeschätzten Tugend belebt.

Nachdem sie ihren Gast recht gut bewirthet haben, suchen sie ihm auf der nächsten Station den nämlichen Vortheil zu verschaffen. Sie beladen die Thiere mit Körben voll Brod, mit Früchten, Wein und allem was zur Erfrischung des Reisenden unterwegens dienen kann. Oft begleiten sie ihn noch einige Meilen weit, auch wohl gar bis zur nächsten Station.

Alsdann kann man versichert seyn, daß einem nichts von dem entgeht, was bemerkt zu werden verdient. Sie wissen denen, die sie begleiten, die ausführlichsten Nachweisungen über das, was ihre Aufmerksamkeit auf sich zieht, zu geben. Giebt es Druckschriften, welche dieser Dinge erwähnen, so zeigen sie ihnen selbige an, schenken sie ihnen auch wohl gar.

Indeß werden alle diese Vortheile von Unannehmlichkeiten aufgewogen. Wenn nach einem ermüdenden Tage der Reisende halberschöpft sich nun nach Ruhe sehnt, welche ihm die schlechten Wege und die schlechten Pferde noch wünschenswerther machen, so kann er dieses Bedürfniß nicht befriedigen. Wenn der Neapolitaner so glücklich ist, einen Fremden bei sich aufzunehmen, so hält er denselben immer für einen großen Mann, weil, wie schon oben gesagt ist, der Paß und die Empfehlungsschreiben immer in den übertriebensten Ausdrücken abgefaßt sind. Der Hausherr pflegt in solchen

Fällen alle seine Freunde und Verwandte zusammen zu bitten, den Empfang feierlicher zu machen, und dem Fremden mehr Achtung zu beweisen. Der Reisende wird sogleich umringt, und mit Fragen betäubt, welche er, wohl oder übel, beantworten muß. Der hat keinen Begriff von dieser Quaal, der sie nicht selbst erfahren hat. Da muß man den Nahmen seines Vaterlandes hersagen, erzählen was man gesehen hat, was einem Merkwürdiges aufgestoßen ist, u. s. w. und diese Fragen werden oft so lächerlich vorgetragen, daß man sich nur mit Mühe des Lachens enthält. Sogar der Pöbel, sobald er weiß, daß dieser oder jener einen Fremden aufgenommen hat, läuft hinzu, betrachtet ihn, und quält ihn mit Ehrfurchtsbeweisen. Kommt nun ein Fremder an einem etwas abgelegnen, also wenig besuchtem Orte an, so ist er diesen Leuten vollends ein neues Schauspiel. Sie kommen haufenweise herbei, diese so seltne Erscheinung zu sehen, und scheinen ihren Augen kaum zu trauen. Man ist sicher auf lange Zeit der Stoff ihrer Unterredungen, besonders aber bei denjenigen, welche jemand beherbergt, und den Gegenstand ihrer Verehrung mit Fragen wohl ermüdet haben.

Wenn man aber stark genug ist, alle diese Ermüdungen zu überstehen, und der Körper Kräfte hat, die Unannehmlichkeit der üblen We-

ge und schlechten Pferde zu ertragen, so kann man gewissermaßen auf Entschädigung rechnen, welche das Vergnügen gewährt, Sitten, die denen der andern europäischen Länder so wenig ähnlich sind, beobachten zu können.

Ich habe einen Theil von Capitanate und Apulien durchreiset, und bin nicht nur Zeuge, sondern auch Mitspieler der Auftritte gewesen, welche ich beschrieben habe. Es giebt auf Erden keine gastfreiere und gutmüthigere Nation als diese. Wenn man dieses so einfache und so gute Volk betrachtet, so bejammert man, daß es durch die Regierung so wenig begünstigt wird, deren erste Pflicht es seyn sollte, zu seinem Glücke beizutragen. Die Landbewohner im Neapolitanischen scheinen mir den Vorzug vor den Städtern zu verdienen, besonders vor denen in der Hauptstadt. Auf dem Lande trift man das Originalgepräge des neapolitanischen Karakters, und man lernt sie nach ihrem wahren Werthe zu würdigen. Man bemerkt natürlichen Verstand, graden Sinn, und sogar Beurtheilungskraft bei ihnen. Diese Nation scheint mir im Ganzen viel glückliche Anlagen zu Künsten und Wissenschaften zu haben. Es fehlt ihr bloß an Unterricht; und es wäre doch so leicht, ihr denselben zu verschaffen.

Die Polizei.

Keine Stadt in Europa bedarf derselben so sehr als Neapel; und indessen giebt es keine, die nicht mehrere Polizeiaufsicht hätte. Neapel kennt sie sogar nicht einmal dem Nahmen nach. Ohne auf die Fußgänger zu achten, von welchen die Straßen immer wimmeln, weil die Bevölkerung von Neapel verhältnißmäßig in Absicht der Größe stärker ist, als in London und Paris; ohne auf die Fußgänger im geringsten zu achten, jagen die Kutscher, was die Pferde aushalten, und rufen erst dann, wenn sie selbige übergefahren, oder in den Koth geworfen haben. Darüber Klage zu führen, ist ganz unnütz, denn man erhält keinen Schadenersatz; es ist sogar oft gefährlich, nicht still zu schweigen, weil Rufen und Klagen nur mit Scherz, zuweilen auch Beschimpfung beantwortet werden. Man sieht nicht selten durch das Ueberfahren verwundete, gelähmte, ja selbst getödtete Personen, und die Regierung macht wirklich keine Verfügung, diesem Unwesen zu steuern. Sie behandelt dies als Kleinigkeiten, welche nicht werth sind, daß man sich mit ihnen beschäftige.

Wer etwas harthörig ist, dem rathe ich nicht in Neapel auf die Straße zu gehen; und auch der läuft Gefahr, der ein zu empfindliches

Gehör hat; denn das Geschrei des niedrigen Pöbels in Neapel ist so schneidend und gellend, daß es sich mit dem späten Zurufen der Kutscher und Fuhrleute vermischt, so daß es einem Fremden beinahe unmöglich ist, eines vom andern zu unterscheiden. Nur durch einen langen Aufenthalt in Neapel wird man dieses Gekreische gewohnt; und wenn das erst geschehen ist, kann man durch ganz Neapel gehen, ohne mehr Gefahr als die Neapolitaner selbst ausgesetzt zu seyn.

Die Spitzbuben in Neapel sind ungemein geschickt. Sie übertreffen an Talenten alle andre ihrer Gattung, in welchem Lande es auch sey. Das einzige was man thun kann, sich vor ihnen zu hüten, ist, daß man nichts vom Werthe bei sich trage, wenn man durch die Straßen geht. Die ersten vierzehn Tage meines Aufenthaltes in Neapel war alle Tage richtig mein Schnupftuch fort. Nachdem ich also funfzehn eingebüßt hatte, fand ich kein ander Mittel, sie zu behalten, als daß ich sie mir um den Arm befestigte. Ohngeachtet der schlechten Polizei wird selten in den Häusern gestohlen; nur die Straßen haben sich diese Athleten in ihrem Fache zum Schau- und Siegesplatze ihres Gewerbes ausersehen.

Es giebt in dieser Stadt viele Equipagen; und Kaleschen von einer seltsamen Form sind

noch häufiger. Die mehresten dieser Kaleschen sind nur für Eine Person eingerichtet, und nur mit Einem Pferde bespannt. Sie bilden ein Dreieck, welches sehr unbequem auf einem schmalen Brette ruhet; sie gehen auf zwei Rädern und sind gänzlich ohne Bedeckung. Die Kasten sind vergoldet, und mit schlechter Malerei geziert. Vermittelst dieser Fuhrwerke macht man in einem Vormittage leicht achtzehn bis zwanzig Milien. Der Führer, welcher Kalescher genannt wird, hält sich stehend hinten auf, und von dort her regiert er die Zügel. Will die in der Kalesche sitzende Person das Vergnügen haben, selbst zu fahren, so hört der Kalescher auf, für irgend etwas verantwortlich zu seyn; und es trägt sich nicht selten zu, daß das Fuhrwerk anfährt, zerbricht, oder die Malerei wird beschädigt. Dann fallen alle Kosten, die sehr hoch angeschlagen werden, auf den Miether. Aber sobald man den Führer nur hat fahren lassen, so steht man für weiter nichts, als den ausgemachten Lohn. Und es wiederfährt in der That nie etwas; denn diese Leute sind so geübt, daß sie überall mit ihrem Fuhrwerke durchdrängen, ohne daß die mindeste Gefahr daraus entstünde. Die Zügel sind an ein Kopfgestell ohne Gebiß befestigt; je stärker man sie anziehet, je schneller läuft das Pferd; sobald man sie schlaff läßt, steht das Pferd

stille. Diese Fuhrleute bedienen sich auch oft bloß ihrer Stimme, das Pferd zu regieren. Man ziehet dieses Fuhrwerk dem Vierräder vor, selbst um in der Stadt herumzufahren.

In einer Stadt wie Neapel, die im Verhältnisse ihres Umfanges so unermeßlich bevölkert ist, wo die Unwissenheit so viel Vorurtheile begünstigt, und die Polizei so äusserst vernachlässigt ist, sollte man glauben, daß täglich schreckliche Straßenräubereien vorfallen müßten. Aber der Fehler der öffentlichen Verwaltung wird durch die natürliche Milde der Einwohner wieder in etwas gut gemacht. Sehr sonderbar ist es, daß auf dem Lande mehr Verbrechen als in den Städten vorgehen, und häufiger in den Provinzstädten als in der Hauptstadt, immer im Verhältnisse ihres Bevölkerungsstandes. Die Landstraßen werden häufig von Räubern heimgesucht. Diebstäle, Meuchelmorde, alles was die Wuth der Rachsucht eingeben kann, geschiehet hier täglich; und diese Greuel, welche der natürlichen Gutmüthigkeit der Neapolitaner zu widersprechen scheinen, gehen unbeschadet derselben, dennoch vor. Um die Wahrheit dessen, was ich sage, zu fühlen, muß man bedenken, daß die Verbrechen nicht bestraft werden; daß die Justiz in immerwährendem Schlummer liegt; daß die Polizei eine dort unbekannte Einrichtung ist;

daß es hier Leidenschaften wie allerwegen giebt; und endlich, daß der Neapolitaner, in tiefer Unwissenheit versenkt, seine Tugenden bloß der Natur verdankt, seine Laster hingegen dem Zustande einer nur zur Hälfte eingerichteten bürgerlichen Gesellschaft, worin er schmachtet.

Einige Diplomatiker.

Nach dem Ritter Hamilton, dessen mit Ruhm gedacht ist, ist der Graf Sa, Gesandter des Königs von Portugall, bei dem Könige von Neapel der älteste auswärtige Minister. Seit seiner Ernennung zu diesem Posten ist er nur ein einziges mal in sein Vaterland zurück gereiset, von wo er aber, so schnell als möglich, wieder nach Neapel reisete. Vor einigen Jahren war das Kabinet zu Lissabon willens, gar keinen Gesandten gewöhnlich in Neapel zu halten. Es ist auch in der That eine sehr unnütze Ausgabe für diesen Hof, weil zwischen beiden Höfen gar keine Geschäftsverbindung statt findet; und wenn dergleichen vorkäme, so könnte der in Rom residirende Gesandte diese gar füglich übernehmen. Das könnte um so leichter angehen, weil die Kommunikation zwischen der Hauptstadt der christlichen Welt und Neapel, durch die trefliche Chaussee in den pontinischen Sümpfen sehr erleichtert ist. Graf Sa besorg-

te seine Zurückberufung, aber seine jetzt regierende Königinn, die Nachfolgerinn Joseph I. entschloß sich, ihn dort zu lassen. Kein Posten in der Welt ist dem Herrn von Sa angemeßner als der eines bevollmächtigten Ministers des Hofes von Portugall bei dem neapolitanischen. Er hat kein anderes Geschäft als die laufenden Neuigkeiten, die selten interessant sind, zu berichten, und welche sein Sekretair durchsehen muß. Dieser Minister kann also ganz nach seinem Gefallen leben. Er ist den Paradepferden gleich, welche in schönen Ställen fett gemacht werden. Er liebt die Tischfreuden, und hält selbst eine sehr gute Tafel; er schläft lange, und erwacht, um den Houris, welche sein Paradies ausmachen, in die Arme zu eilen. Das Spazierengehen ist noch die einzige Arbeit, der er sich unterzieht. Den Hof besucht er auch regelmäßig, und das macht ihm weiter keine Mühe, als daß er der Ehre genießt, die dem Hofe, den er vorstellt, gebührt. Obgleich er seit dreißig Jahren in Neapel ist, spricht er nur sehr wenig italienisch, noch weniger französisch, und bei dem allem hat er doch auch seine Muttersprache größtentheils vergessen. Nun wird man freilich fragen, welche Sprache Seine Excellenz denn sprechen? Darauf antworte ich: ob er gleich aus der Kaste der Fidalguen ist, in welcher das Plaudern erblich von Generation zu

Generation zu Hause ist, so hat ihm doch die geizige Natur diese glückliche Gabe gänzlich versagt. Er ist eben nicht geradezu stumm, aber er spricht nur sehr wenig; in Neapel wo man gern spricht, ist das ein wesentlicher Fehler.

Dieser Mann ist groß, hat sehr breite Schultern, und die Leibesgestalt eines Büffels, welchem Thiere er übrigens etwas ähnlich ist. Nachdem was ich von seiner Art zu leben gesagt habe, wäre wohl jede Frage über die Beschaffenheit seiner Talente überflüssig.

Ein andrer diplomatischer Wurm, der unaufhörlich mephitische Dünste aushauchet, im physischen wie im moralischen Sinne, ist der Signor Bonecchi, kaiserlicher Konsul und Toskanesischer Agent.

Sehr klein, sehr alt, übermäßig häßlich, immmer redend, unaufhörlich kundschaftend, ist dieser Mann, allem, was um ihm ist, zur Last. Seinem Aeußern nach zu urtheilen, muß er mit dem Großherzoge verwandt seyn. Stets auf Neuigkeiten aus, sieht man ihn immer mit starrem Blicke, vorgerecktem Halse, und lauschendem Ohre sitzen, damit ihm nichts von dem entgehe, was er etwa sehen, hören und erzählen hören könnte. Da er ein ausgemachter Hofmann ist, und seine Depeschen selten interessant sind, so ersetzt er dieses dadurch, daß er seinem Herrn eine Reihe anstößiger Anekdoten

mittheilt, in welchen, bunt durch einander, bald das Ministerium, bald der Hof, auch die Stadt ihre Stellen einnehmen. Der sehr neugierige Leopold bediente sich eines trefflichen Mittels, diesen Signor Bonecchi im Zuge zu erhalten. Er bezahlte ihn nehmlich nur nach Verhältniß der Menge und Wichtigkeit seiner Nachrichten. Zu diesen genau erfüllten Obliegenheiten fügt Bonecchi noch den ehrenvollen Posten eines Spions der Königinn und des Ministers Akton hinzu. Man hält dafür, Leopold sey mit diesem Kontrakte zufrieden gewesen. So fiel die Belohnung so seltner Talente nicht ganz auf sein Theil allein. Marie Karoline bedienet sich seiner, um durch ihn alle Kleinigkeiten zu erfahren, womit sich das diplomatische Korps, dessen redliches Mitglied er ist, beschäftigt.

Bonecchi verstehet die Kunst, sich in die besten Häuser einzuführen, damit er zu allen Diners und Festen eingeladen werde; hauptsächlich aber unterläßt er nichts, was ihm den Eingang zu den Kabinetten der fremden Gesandten verschaffen kann. Er ist immer aufmerksam, die Stimmung des Karakters derjenigen zu beobachten, die ihn bei sich aufnehmen. So weiß er den einen durch Lob, den andern wieder dadurch zu gewinnen, daß er seiner Neugier durch erdachte Erzählungen zu thun giebt, und endlich benutzt er ihre Fehler, sich ihrer desto ge-

wisser zu bemächtigen. Kommt er dann bei sich zu Hause, so stutzt er zurechte, was er gehört hat, zieht Resultate daraus, setzt hinzu, nimmt davon, verändert, und so verfaßt er die Chronik, die unterhaltend genug für seinen Souverain ist. Die Königinn und der General beschenken ihn oft, und er nimmt es als einen gerechten Tribut einer wohlverdienten Erkenntlichkeit, die ihn zugleich wegen der Sparsamkeit seines Herrn schadlos hält.

Wenn man sich vorgesetzt hat, ruhig in Neapel zu leben, muß man sich vor dem Umgange dieses so schädlichen als verächtlichen Wesens hüten. Wohl dem, von dem er gar nichts weiß; denn der, den er kennt, entgeht nicht den Anfällen seiner Verleumdung, und den noch schärferen seiner Medisance. Obgleich er allgemein verachtet ist, wird er doch allenthalben gebeten. Man kennt ihn wohl, aber man fürchtet ihn; und diese Furcht ist so stark, daß sie verhindert, ihn abzuweisen. Man benimmt sich gegen ihn, wie gewisse Wilden es mit dem Teufel zu halten pflegen, die ihm Opfer bringen, seine Bosheit zu zähmen. Wenn man ihm vorwirft, er habe diese oder jene falsche Nachricht verbreitet, so antwortet er: diese Neuigkeit ist bei M. . . oder bei Madame . . . von M . . . erzählt worden, und er nennt die

Person, der er frecher Weise die Schande die ihm zukommt, aufbürdet.

Begebenheiten eines berühmten Mannes.

Als ich in der Schweiz war, machte ich Bekanntschaft mit dem Professor Felix, der in der hübschen kleinen Stadt Yverdon wohnte, wo er eine vollständige Buchdruckerei eingerichtet hatte. Die Werke dieses Litteraten sind bekannter als seine Begebenheiten. Man wußte jedoch, daß er ein Mönch gewesen war, daß er die Mönchskutte weggeworfen hatte, aber die sonderbaren Umstände, welche ihn der Welt wieder gaben, weiß man nicht. Da ich, während meines Aufenthaltes in Neapel, Gelegenheit gehabt habe, seine wahre Geschichte zu erfahren, und da noch Niemand, so viel ich weiß, sie geschrieben hat, so will ich ihn bekannt machen, wie er wirklich ist, und meine Leser werden es mir vielleicht danken.

Er ist in einer kleinen Stadt im Kirchenstaate gebohren, und verliebte sich in seinem achtzehnten Jahre in die Tochter eines reichen Privatmannes, die in der Folge an Herrn Panzul in Neapel verheirathet wurde. Felix war arm, und von Natur blöde, er hatte es nicht gewagt, der jungen Person seine Liebe zu geste-

hen, vielweniger um ihre Hand zu werben. So erfuhr seine Geliebte in langer Zeit nicht die Eroberung welche ihre Reize gemacht hatten.

Felix war nun um seine ganze Ruhe gebracht, da eine Leidenschaft in seinem Innern brannte, welche durch die Abwesenheit des geliebten Gegenstandes noch verstärkt wurde. Endlich sann er ein Mittel aus, wovon er sich in der Folge einige Erleichterung versprach. Er wurde ein Barfüßermönch, weil er wußte, daß die Superioren dieses Ordens diejenigen jungen Mönche, die sich durch ihre Studien auszeichnen, nach Neapel schicken, um dort Professuren in den schönen Wissenschaften und der Theologie zu bekleiden.

So durch die Aussicht belebt, daß er seine Geliebte wiedersehen würde, studirte er mit verdoppeltem Eifer, und die Liebe entwickelte bei ihm den Keim welchen die Natur in ihn gelegt hatte. Er zeichnete sich bald aus, und wurde auch wirklich gewählt, um in Neapel eine Professur zu erhalten. Sobald er daselbst angekommen war, zog er die nöthigen Erkundigungen ein, und erfuhr, was seiner Liebe sehr schmeichelte, daß der Gegenstand seiner Zärtlichkeit getrennt von ihrem Manne lebte; daß sie Klage gegen ihn führe, und daß der Erfolg dieser Sache von einem Rathe der Vikarei abhänge. Nun erkundigte er sich, wo der Mann, dessen

Bekannt-

Bekanntschaft ihm so wichtig seyn mußte, aus und eingienge; er erfuhr, daß er die Zeit, die ihm seine Geschäfte übrig ließen, in dem Buchladen eines gewissen Forreo, und noch an zwei andern Orten in dem nehmlichen Viertheil zubrächte. Sobald Felix dies wußte, stellte er sich ihm, so oft es nur angieng, in den Weg, und grüßte ihn. So sehr er wünschte ihn zu sprechen, vermied er doch, sich zuzudrängen, um allen Verdacht zu vermeiden. Der Rath, der ihn allerwegen antraf, gewöhnte sich daran, sich mit ihm zu unterhalten; er fragte ihn aus, und Felix antwortete mit einer ihm sehr schmeichelhaften Ehrerbietung. Kurz, der Rath hatte den Mönch lieb gewonnen, und nöthigte ihn zu sich.

Felix war außer sich vor Freude; doch ließ er sichs nicht merken, damit der Rath nur glauben möchte, er gäbe endlich den höflichen Einladungen nach, welche jener täglich wiederholt hatte. Felix hatte Talente, die seine Gesellschaft ungemein interessant machten. Er sprach mit Anmuth, erzählte vortrefflich, und wußte die ernsthaftesten Materien mit einer angenehmen Laune zu würzen. Er gefiel dem Senator sehr, welcher ihn bald wie einen, der zu seinen Hausgenossen gehörte, betrachtete.

Es vergiengen sechs Monate, ehe Felix sich getrauete, der Dame seines Herzens zu

erwähnen. Aber wozu ist ein Mönch, und dazu ein Barfüßermönch nicht fähig! Diese Geduld beweiset die Beharrlichkeit seines Karakters. Die Magistratsperson unterhielt ihn oft mit den Angelegenheiten des Tribunals, in dem er saß; und endlich nannte er, als er von seinen Klienten sprach, die Geliebte des Felix, die, wie es sich nun fand, auch der Gegenstand seiner geheimen Verehrung geworden war. Felix wagte einige Fragen, und erfuhr durch die ungezwungnen Antworten seines Freundes, die Natur der zwischen den beiden Eheleuten obwaltenden Streitigkeiten, und zugleich auch das Kloster, in welchem sich die schöne Klägerinn indeß auf Befehl des Tribunals anfhielt. Felix beobachtete auf einige Augenblicke ein gezwungnes Stillschweigen, und sagte dann in dem allernatürlichsten Tone: Wenn mein Gedächtniß mich anders nicht trügt, so muß diese die Tochter des Herrn — des und des — seyn, und ich denke es wird die nehmliche seyn, nach der ich mich erkundigen soll. Indeß weiß ich es doch nicht gewiß. — Nichts leichter als daß Sie sich diese Gewißheit verschaffen können, antwortete der Senator; ob es gleich untersagt ist, irgend Jemand zu ihr zu lassen, so will ich Ihnen, mein lieber Felix, doch die Erlaubniß ge-

ben, sie so oft zu sehen, als Sie wollen. Der Mönch, dessen eifrigster Wunsch nun in Erfüllung gieng, nahm dieses Anerbieten mit scheinbarer Gleichgültigkeit an, und wußte es mit aller Geschicklichkeit der Leute seines Standes zu benutzen.

Die Neapolitaner haben eine so besondre Achtung für die Mönchskutte, daß Felix kein Hinderniß antraf. Er sah seine Geliebte, erklärte ihr seine Liebe, und erzählte ihr alles was er gethan hatte, um zu ihr zu gelangen. Das klösterliche Gewand schließt in diesem Lande den nicht aus, der es trägt. Das Frauenzimmer ziehet sogar Liebhaber dieser Klasse oft den wohlgebildetsten Weltmännern vor; und die Frauenzimmer werden auch wohl wissen warum? Sie haben einen richtigen Instinkt. Felix war jung, liebenswürdig, geistreich, von guter starker Leibesbeschaffenheit, und verliebt. Braucht es mehr, zu gefallen? Er gefiel; man bekannte es ihm; er wollte glücklich werden; der Erfolg lehrt, daß er es wurde.

Als ein vertrauter Freund des Senators, der den Prozeß seiner Geliebten führte, und als ihr anerkannter Landsmann, trug er viel dazu bei, daß sich die beiden Eheleute wieder einander näherten, die aus ganz entgegengesetzten Ursachen ihm unendlich für die Mühe, die er sich gab, sie wieder zu versöhnen, dankten. Von

der Zeit an wurde er der Freund des ganzen Hauses.

Felix fühlte neben dem Widerwillen gegen seinen Stand, seit langer Zeit eine tiefe Verachtung gegen alle Einrichtungen, welche ein freigebohrnes Wesen von den ihm angebohrnen Vorrechten ausschließen. Er sah die Ehelosigkeit als eine bürgerliche Herabwürdigung, als ein Verbrechen gegen die Gesellschaft an. Er hatte sich von der individuellen Freiheit, von dem was recht und unrecht, von den wahren Rechten und Pflichten des Menschen sehr richtige Begriffe gemacht. Darum verfiel er bald auf den Gedanken, seinen geistlichen Stand zu verlassen, und seiner Geliebten die Freiheit, um welche sie gegen ihren Willen gebracht war, wieder zu schaffen. Sie entflohen beide, und hatten das Unglück angehalten zu werden. Dies brachte sie mehr auf als es sie niederschlug. Sie machten einen zweiten Versuch zu entwischen, der nicht glücklicher als der erste ausfiel. Felix, welchem der Stand, in den er bloß getreten war, seine Leidenschaft zu befriedigen, verhaßt geworden war, gab die Hoffnung noch nicht auf. Es fehlte ihm nicht am Gelde, er verschaffte sich weltliche Kleidung, zog sie an, verließ Italien, gieng so gut es sich thun ließ, durch einen Theil von Frankreich, und kam,

nach manchem bestandnen Abentheuer, in Bern an.

Da er sich einige Empfehlungsschreiben zu verschaffen gewußt hatte, und sein Aeußeres sehr einnehmend war, machte er mit dem berühmten Tscharner, dem Verfasser des Schweizerlexikons und nachherigem Schultheiß von Aubonne, Bekanntschaft. Tscharner unterstützte ihn auf alle Weise; er stiftete durch sein Ansehen eine typographische Gesellschaft in Yverdon, wo Felix sich niederließ.

Die erste Zeit war sehr glücklich für den angehenden Typographen, der mit einer neuen Ausgabe in 4. des Diktionnaire encyclopädique viel Geld verdiente. Er rückte viele Artikel, die er selbst abgefaßt hatte, mit ein. Aber zu stark gespannte Gewinnsucht schadete ihm; es kamen Unfälle; er erlitt manchen Verlust, und lernte bald einsehen, daß jeder Stand seine Leiden hat.

Felix hatte dreimal geheirathet, und aus jeder Ehe hatte er Kinder behalten; seine Familie machte einen kleinen Stamm aus, deren Haupt er war. Einen Theil des Jahres brachte er in Villars, an dem See von Neufchatel zwischen Yverdon und dieser Stadt zu. Als Vater lebte Felix eingezogner; er theilte sich wenig mit, und weihete sich ganz der Bildung seiner Kinder, die er sehr gut, und nach den

Sitten des Landes, worin er jetzt wohnte, erzog. So war er der Gesellschaft weit nützlicher als wenn er in seinem Kloster geblieben wäre, und verdiente endlich, daß sie, wie sie that, seinen Verlust bedauerte.

Die sonderbare Krippe.

Wenn man in den Monaten Dezember und Januar in Neapel ist, so unterläßt man nicht, die Krippen zu besuchen, welche für die Neapolitaner der Gegenstand eines so ausschweifenden als übermäßigen Aufwandes sind. Dieser Gebrauch besteht zwar noch in vielen katholischen Ländern; allein er ist nach dem Maaße der mehr oder weniger im Schwange gehenden Vorurtheile stärker oder geringer. In Spanien dient er der königlichen Familie zum Zeitvertreibe. So in Lissabon. In Deutschland ist man gemäßigter; demohngeachtet habe ich in Wien und in München sehr schöne Abbildungen der Art gesehen.

In Neapel befinden sich indeß die schönsten Krippen der christkatholischen Welt. Dieses Kapellengepränge erregt die Gewinnsucht; und der Aufwand, der damit gemacht wird, bringt dem Unternehmer seine Auslagen mit starken Interessen wieder ein.

Diejenigen, welche in dieser Stadt Krippen

aufgestellt haben, heben sie sorgfältig auf, und verändern nur die Verzierungen, womit sie dekorirt sind. Die Materialien sind die nehmlichen, nur werden sie anders geordnet. Sie stellen sehr mannichfaltige optische Sachen dar, und haben bei jeder neuen Ausstellung den Reiz der Neuheit.

Hätte diese Erfindung nicht einzig zur Absicht, die Geburt Jesu Christi zu feiern, so könnte sie dazu dienen, dem erstaunten Auge des Zuschauers die Natur durch die Anstrengung der Kunst verschönert vorzustellen. Allein der Aberglaube erstickt das Genie. Die Krippen dienen einzig dem Aberglauben der Neapolitaner zur Nahrung; es fallen Auftritte dabei vor, welche dem Blicke des philosophischen Beobachters höchst anstößig sind.

Ich habe in Neapel verschiedne Krippen gesehen. Die mir am meisten aufgefallen ist, gehörte dem Herrn Buchhändler Torres, von welchem im vorigen Abschnitte die Rede gewesen ist. Da diese Krippe ein warhaft redendes Gemälde ist, will ich einen Begriff davon geben.

Alle diese Monumente der Leichtgläubigkeit unsrer Vorfahren sind dem Karakter dieser Nation eigen. Durch sie lernt man die Sitten, Gebräuche und Neigungen der Bewohner von Neapel genau kennen, welche unwillkürlich die Lustigkeit mit der Traurigkeit, das Profane mit

dem Heiligen, die Ausgelassenheit mit der Andacht, den Ernst mit der ungemessensten Possenhaftigkeit verbinden. Diese Krippe stellt sehr gut geordnete Gesichtspunkte dar. Man sieht männliche, weibliche und Thiergestalten; und ungeachtet der Unanständigkeit, welche bei den Neapolitanern unzertrennlich von den Erfindungen ihrer Einbildungskraft ist, gefällt dieses Schauspiel dennoch, und gewährt auch dem Verständigsten einige angenehme Augenblicke.

Allein wenn man denn doch gewahr wird, daß die Vorstellung auch nicht den fernsten Bezug auf die Sache, an welche sie erinnern soll, hat; wenn statt des Winters und des Frostes, welchen diese Jahrszeit erfordert, man die Natur mit allem Reize des Frühlings geschmückt sieht; wenn Ceres und Pomona mit ihren Gaben wetteifern, so wird die Täuschung zerstöhrt, und das Vergnügen ist dahin.

Man siehet prächtige Wasserfälle, silberne Bäche, welche durch beblümte Wiesen rieseln. Mäher und Schnitter stehen bereit, Felder und Wiesen ihres Schmuckes zu berauben. Weiter hin Berge und Thäler, mit Schnee bedeckt, zugefrorne Teiche, blätterlose Bäume, nebenan gleich belaubte, von Früchten schwere Bäume. Dieser Verstoß gegen den gesunden Verstand empört bei dem ersten Anblicke; weil aber die Ausführung jedes Einzelnen an sich betrachtet,

eine so sinnreiche Nachahmung der schönen Natur ist, wie der menschliche Verstand sie sich nur vorstellen kann, so sind diese Krippen in den Augen des Liebhabers theilweise höchst vortrefflich.

Die Unschicklichkeiten schränken sich nicht nur auf die unsinnige Vermischung der Jahrszeiten ein. Der Anachorismus wird auch darin gemenget. Der Zeitpunkt der Geburt Jesu ist ausgemacht und bekannt; und man erlaubt sich indeß Zusammenstellungen, welche die Jahrhunderte der tiefsten Unwissenheit ins Gedächtniß bringen.

Da kommen Kapuziner von ihrer Bettelei. Sie nähern sich einem Kloster, ziehen an der Glocke; der Laienbruder macht auf, sie gehen hinein, Der Leser muß wissen, daß diese Gestalten alle beweglich sind.

Ein Jakobinermönch klingelte in Gesellschaft seines Gefährten an ein Nonnenkloster. Die Pförtnerinn erscheint, und öffnet die Sprachgitter. Durch die Thür sieht man verschiedne Nonnen, welche langsam zum Chore gehen, die Frühmetten zu singen.

Der Erzbischof von Neapel erscheint, vor ihm geht seine Klerisei, und hinter ihm eine Menge Mönche und Pöbel. Er trägt ehrerbietig das Blut des heiligen Januars, und bleibt stehen, da er die Ausbrüche des Vesuvs gewahr

wird, hält ihm die heilige Reliquie dar, und der Auswurf hört auf.

Auf einer Seite erndten die Landleute, zünden sich große Feuer an, erwärmen sich, indem sie alle Anzeigen großer Kälte geben. Weiter hin lieset ein Priester Messe, welche ein Kind administrirt.

Nun kommen die heiligen drei Könige, mit Kronen auf den Köpfen, und dem Orden des h. Januars um den Hals. Ihnen folgen eine große Anzahl Livreebedienten, welche Staatskarossen umgeben, die im neapolitanischen Geschmacke drapirt sind. Endlich erscheinen Leibwachen in Mondirungen, mit Flinten und Pistolen bewaffnet.

Auf einem Berge erhebt sich eine nach neuer Art erbauete Festung. Ihre Batterien sind eckigt, die Schildwachen stehen mit Gewehren auf ihren Posten; und hinter dieser Festung sieht man eine Armee in preußischer Mondirung, die Anstalt macht, die Festung zu belagern.

Die mahlerischen Aussichten von Neapel, dessen Schlösser, der Vesuv, Schiffe mit neapolitanischer, englischer, französischer und türkischer Flagge, zeigen sich dem Blicke des Zuschauers. Alle diese verschiednen Dinge sind sehr hübsch ausgeführt; aber von Zeit zu Zeit sieht man auch Bauern in schweizerischer, in

schottländischer, und noch andern Trachten aus ihren Häusern kommen; dadurch wird freilich alle Illusion aufgehoben.

Nebenan sieht man ein Komödienhaus vorgestellt. Die Affischen an der Thür sind mit leserlichen Buchstaben, und kündigen eine Oper von einem neapolitanischen Komponisten an. Ein Abbe führt eine Dame, eine andre wird von einem Offizier geführt. Neapolitanische Große mit Ordensbändern gehen in die Thür herein, welche von Soldaten bewacht wird.

Aber, als ob es an diesen Unschicklichkeiten noch nicht genug wäre, als ob die Ideen nicht schon ausschweifend genug wären, findet man noch für gut, Harlekine, Doktores, Pantalons und alle die Personen der italienischen Komödie einzumischen, und damit es noch ärger sey, sieht man Paglietti sich um Polichinelli streiten. Diese spotten ihrer, und verzehren ihre Makaroni; welchem Beispiele ein Haufen Lazzaroni folgen; das Possentreiben nicht zu vergessen.

Endlich sind auch Kaufladen vorhanden, die mit allem was in Neapel gewöhnlich verkauft wird, angefüllt sind.

Die Neapolitaner finden an dieser unregelmäßigen Zusammensetzung nichts tadelnswürdiges. Im Gegentheil, je mehr unschickliche Gegenstände über einander gehäuft sind, je interessanter wird es für sie. Man läuft darnach,

man drängt sich, das Buntscheckigste wird immer am meisten bewundert. Diese Krippe bei Torres hat antike Urnen und Statuen, und etrurische Alterthümer.

Der König von Schweden hat diese gesehen, und dem Torres verschiedne Medaillen geschenkt. Der Kurfürst von der Pfalz ist diesem Beispiele gefolgt. Nach der Art zu schließen, wie Torres von diesen Geschenken sprach, schien er zu wünschen, daß ich sie noch vermehren möchte. Da mir das Schicksal aber keine Krone zugetheilt hat, habe ich ihn mit Danksagungen und Komplimenten abspeisen müssen, die man in der That der Sammlung von zwar schlecht geordneten, dennoch jeder in ihrer Art sehr seltene Sachen nicht vorenthalten kann.

Der Quell der Neuigkeiten.

Es ist bekannt, daß die sich an fremden Höfen befindliche Gesandten von Berufswegen ververbunden sind, jeden Posttag ihrem Hofe einen Bericht abzustatten von dem, was am Hofe, in der Stadt, und überhaupt in dem ganzen Lande des Herrn vorgeht, an welchen sie geschickt sind. Es ist ebenfalls bekannt, daß der neapolitanische Hof nur einen sehr fernen Antheil an den öffentlichen politischen Händeln der europäischen Mächte nimmt, und also oft gar

keine für die Kabinette interessante Materie darbietet. Alsdann müssen die Gesandten den gänzlichen Mangel wichtiger Nachrichten durch Läppereien ersetzen, weil sie ihren Herren keinen andern Beweis ihres Amtseifers zu geben im Stande sind.

Ich will versuchen, einen Begriff von den Depeschen zu geben, welche einige diplomatische Marktschreyer ihren Höfen schicken. Das kann ich aber nur, wenn ich den Leser mit der Person bekannt mache, welche diese würdige Diplomatiker bezahlen, aus dem Unflathe von Neapel kleine Heimlichkeiten aufzuraffen, sie mit Authenticität zu schmücken, und sie so zu ordnen, daß sie den Herren dieser sublunarischen Welt mit Anstand vorgelegt werden können.

Einst wurde ich von einem Gesandten eingeladen, der Vorlesung beizuwohnen, welche dieser berühmte Novelliste halten solte. Ich erwartete zwar nichts, das von Wichtigkeit wäre; auch hofte ich nicht einmal, daß es meine Aufmerksamkeit fixiren würde; weil ich doch aber wissen wollte, was es mit diesen Neuigkeiten für eine Bewandniß habe, gieng ich hin.

Ehe ich von dieser antiakademischen Sitzung spreche, muß ich denen, welche sich vor der allgemeinen Ansteckung zu bewahren gewußt haben, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die

Gesandten von England und dem Kaiser haben sich nie in diese lächerliche Verbindung eingelassen; sie wohnen nicht den Sitzungen bei, und erniedrigen sich nicht, den Spion ihrer Kollegen zu besolden.

Ich war also bei einem von den Gesandten, die zu dieser Verbindung gehörten, in einer sehr zahlreichen Gesellschaft, als man den Don Juan Laffaro anmeldete. Ich erinnere mich nicht, in welchem Theile der Lombardei dieser Nahme eine plumpe Bedeutung hat *); aber so viel kann ich sagen, daß nie eine Anwendung passender noch wohlverdienter war.

Ich sah einen Mann hereintreten mit vorragendem Bauche, und eingebogenem Rückgrade. Diese unförmliche Maschine schleppte sich an uns heran; und ob ich gleich gegen Vorurtheile auf meiner Hut bin, konnte ich mir doch nicht vorstellen, daß aus diesem dummen häßlichen Maule irgend etwas Vernünftiges kommen könne.

Wir saßen lange und sehr fröhlich bei Tafel, und Laffaro hatte alle Muße, sich auf das wichtige Geschäft, was ihm aufgetragen war, vorzubereiten. Er sprach gar nicht, und ant-

*) Dieses Wort stammt von den Substantiv Laffa ab, welches einen innern Wind, weniger höflich, einen Wind von hinten bedeutet.

tete nur ganz kurz auf die wenigen Fragen, welche man an ihn that.

Nach dem Kaffee ließ man den Mann in einen unermeßlich weiten Lehnstuhl niedersetzen, welchen er mit lächerlicher Würde einnahm. Nun begann der Auftritt. Don Juan Lassaro zieht aus seiner Tasche einen Wisch Papiere, verneigt sich gegen die Excellenzen, mit denen er gespeist hat, und bereitet sich, seine Lektüre anzufangen. Sie wurde indeß noch durch Fragen verzögert, welche man über die vorhergehende Vorlesung zu thun sich erlaubte. Er beantwortete sie sehr gemein, in der Sprache der Lazzaroni, welches er mit Gebärden solcher Menschen begleitete, zu welchen er wahrscheinlich nicht gern gehören möchte. Ein Bauer, der erst kürzlich aus Kalabrien gekommen wäre, und nie andre als seines Gleichen hätte sprechen hören, hätte sich nicht gemeiner ausdrücken können. Hier bin ich auf der Folter, dachte ich; ich muß nun aushalten, und was das Aergste ist, noch Vergnügen dabei vorgeben.

Die Vorlesung begann. Don Juan tischte uns auf, was seit vier Tagen am Hofe und in der Stadt vorgefallen war.

Ich habe nie etwas ähnliches gehört. Wie ist es möglich, dachte ich, daß alle diese, an geistreiche Unterhaltung gewöhnte Personen,

eine Reihe so abgeschmackter und Ekel erregenden Schmutzes anhören können? Wie können sie sich vollends nur damit beschäftigen, und sich bei ihren Souvrains etwas darauf zu gute thun. Ich war nicht vermögend, dem Ekel zu widerstehen, gab ein Geschäft bei dem Gesandten meiner Nation vor, der nicht unter die auserwählte Anzahl gehörte, und begab mich hinweg.

Meine Behauptung zu rechtfertigen, muß ich eine kleine Skizze von dem geben, was diese Vorlesung enthielt.

Don Juan Laffaro kündigte unter dem 14. Februar den Tod eines Pfarrers an, der für einen Heiligen galt. Er versuchte seine Nachricht mit Gründen zu unterstützen, bei welchen sich die Lügenhaftigkeit mit der gröbsten Unwissenheit um den Preis stritten. Er schloß damit, daß er sagte, der Generalvikar habe vorgeschlagen, diesem caput mortuum Blut abzuzapfen, aber von einem Mönche davon abgehalten sey, welcher behauptet hätte, das Bluten nach dem Tode sey nicht immer ein Beweis von Heiligkeit; daß aber der Körper dieses Pfarrers wohl ganz andre, stärkere und unwidersprechlichere Beweise von Heiligkeit gäbe, welche weder Luther, noch Mahomet, noch George Leti würden haben abstreiten können. Dieser Bericht, sowohl in Absicht des Inhalts als

der Schreibart, ist werth, neben den Meisterstücken des vierzehnten Jahrhunderts gestellt zu werden. Der Neuigkeitskrämer fügte hinzu, er habe sich zur Stelle hinbegeben, und als er dem heiligen Körper nahe kam, so hätte er gefunden, daß er einen balsamischen Geruch ausdünste, welches, wie man weiß, ein Beweis der Heiligkeit ist. Er hatte sogar ein kleines Stückchen von dem Leichentuche abgeschnitten, welches dem heiligen Leib berührte und welches jetzt des nehmlichen Vorrechtes theilhaftig war; seine Frau und Kinder könnten das ebenfalls bekräftigen. Dieser Sancho Pansa ist Gatte und Vater.

Nun da er glaubte sein Auditorium ungemein befriedigt zu haben, hielt er inne, um wahrscheinlich den Beifall, auf welchen er rechnete, einzuerndten. Ich nahm mir die Freiheit, die allgemeine Stille durch die Frage zu unterbrechen, ob er sich nicht im Datum geirrt habe, und ob die Begebenheit nicht unter dem 14. Febr. 1388 gehöre. Meine ganz feierlich vorgelegte Frage erregte ein allgemeines Gelächter; besonders aber belustigte sie den Ritter Fortiguerra sehr, welcher dieser abgeschmackten Posse nicht mehr glauben, als ich selbst, beimaß. Don Juan faßte nicht den Sinn meiner Frage, nahm sein Heft wieder hervor, und las mit weißagendem Tone: er habe vernom-

men, daß ehe zwei Jahre um wären, würde es dem Könige von Neapel gelingen, die Algierer, Tunesen, und andre barbarische Mächte, so auch den Tartar Chan, zu vertilgen; weil er um diese Zeit funfzig Linienschiffe, und hundert tausend Soldaten in See schicken würde.

Es ist gegenwärtig ein neuntägiges Gebet auf dem Berge Olivet verordnet, die Wiederherstellung der Madame ... vom Himmel zu erflehen. Der Pater — der und der — ertheilt zu der und der Stunde den Segen, neun Tage hindurch.

Der Pater ... Kapuziner ist aufgefordert worden, sich ins Gefängniß zu begeben, wahrscheinlich, wie man sagt, einen Gefangenen zum Tode zu bereiten.

Don Piedro Almarello, wohnhaft in ... hat gestern neun hundert Livres für Gefrornes ausgegeben, das andre Zuckerwerk ungerechnet; das alles, um seines Sohnes Hochzeit zu feiern.

Als der König letzt bei Venasio jagte, hat er erlegt ... und gefangen ... Hier folgte eine sehr umständliche Liste des vierfüßigen Wildes und des Geflügels, auf dessen Kosten Ferdinand seinen Muth gezeigt hatte. Der König ist sehr ermüdet zurück gekommen, und hat sich zeitig zur Ruhe begeben; den folgenden Morgen ist er frühe wieder aufgestanden.

Bei den Jakobinern des Klosters zu ...

haben sieben Novizen Profeß gethan. Mit der Anzeige ihres Alters, ihrer Nahmen, und ihres Berufes, beschloß dieser wichtige Artikel.

Der Beichtvater der Königinn hat eine stundenlange Konferenz mit dem Erzbischofe gehabt. Diese Konferenz setzt Jedermanns Neugier in Bewegung. Man will bemerkt haben, daß, als er von dem Erzbischofe kam, er sich mit einem gewissen Theatinermönche sehr lange unterredet hat. Man hält dafür, er werde Bischof werden.

Die Herzoginn della Regina hat sich mit ihren Cicisbé erzürnet. Die Aussöhnung, welche diese Dame wünscht, zu erleichtern, hat sie ihrem schönsten Laufer den Abschied gegeben. Der Pater . . . der und der, — ein Barnabite, ist Mittelsmann in dieser Sache.

Sowaren die wichtigen Nachrichten beschaffen, welche uns dieser Mann, der weniger einfältig war, als diejenigen, welche ihm zuhören und ihn besolden, in dieser Sitzung, welche wohl die einzige in ihrer Art ist, vorlas.

Ich machte mir das Vergnügen, mich nach der ersten dieser Anekdoten zu erkundigen, und ich muß in der That bestätigen, daß ein großer Theil der Stadt sich von dieser groben Lüge bethören ließ, und ganz treuherzig an die Heiligkeit des verstorbnen Pfarrers glaubte. Personen aus allen Ständen, — ich schließe

die Pralaten nicht davon aus — sagte eine jede, in ihrer Manier, das nach, was Don Juan Laffaro vorgelesen hatte. Der König und die Königinn haben sich Lappen von der Wäsche und den Kleidungsstücken dieses Mannes geben lassen. So steht der Barometer der Vernunft in diesem, in so vieler Rücksicht von der Natur begünstigten Lande.

Auch ist es sehr ausgemacht, daß der Herr Laffaro in der Mode ist. Er gehet von Haus zu Haus, seine Albernheiten, von welchen ich eine Skizze mitgetheilt habe, vorzulesen.

Einige den berühmten Arzt Cottugno betreffende Züge.

Ich spreche gern von denjenigen, welche sich in der schweren Wissenschaft, Kranke zu behandeln, auszeichnen, und kann den Artikel Neapel nicht beschließen, ohne einige von den Zügen anzuführen, welche die seltne Geschicklichkeit eines Arztes bezeichnen, der mit den gründlichsten Kenntnissen seiner Berufswissenschaft alle gesellige Tugenden verbindet.

Der Vicomte von Ereira, spanischer Gesandte bei Ferdinand IV. Hofe, bekam die Gicht, und büßte auf eine geraume Zeit dadurch den Gebrauch seiner ganzen rechten Sei-

te ein. Er ließ Cottugno kommen, und überließ sich gänzlich seiner Aufsicht. In funfzig Tagen hatte er die Excellenz wieder hergestellt, welcher jedoch noch einige Wochen fortfuhr, den Arm in einer Binde zu tragen. Cottugno ärgerte sich, daß der Gesandte sich weigerte, sich desselben zu bedienen, da er überzeugt war, dieser Theil habe gleich den übrigen seine ehemalige Stärke wieder erlangt. Ihm vergieng die Geduld und er sagte einst mit Heftigkeit zu ihm: Excellenz, brauchen Sie doch Ihren Arm. Der Gesandte erwiederte, das sey ihm nicht möglich. Nun wartete Cottugno wieder fünf Minuten, und begann seine Forderung noch eifriger zu wiederholen. Gebrauchen Sie Ihren Arm, Herr Abgesandter, ich will es und verordne es. Der Genesende erschrak über diesen Ton, und antwortete sehr sanftmüthig: Ich **kann nicht**. — Legen Euer Excellenz ihn nur auf diesen Stuhl, und versuchen Sie, ihn in Bewegung zu setzen; ich bestehe wenigstens darauf, daſt Sie die Binde, die ihn hält, ablegen. Den Graf Ereira fiel dieser gebietende Ton auf, er gehorchte ohne Wiederrede, und bemerkte mit so viel Verwunderung als Vergnügen, daß er wirklich vollständig genesen war.

Ein Landmann kam zu Cottugno, ihn seiner Gesundheit wegen zu Rathe zu ziehen. Er

beklagte sich über Magenschwäche, und daß er kein Essen bei sich behalten könne. Dabei sey ihm der Kopf immer schwer und oft schwindlicht. Dieser Mann spie alle Augenblicke so viel aus, daß in Zeit einer Viertelstunde das ganze Vorzimmer des Arztes davon überschwemmt war. Cottugno hörte ihn ruhig an, und sah nun ein, daß die böse Gewohnheit, immer auszuspeien, diesem Manne des zur Verdauung so nöthigen Magensaftes beraube, und nun sagte er zu ihm: Ich verbiete Dir auszuspeien, bis ich es Dir befehlen lasse, Deinen überflüssigen Speichel von Dir zu geben. Der Bauer, voll Zutrauen und Achtung gegen den Arzt, nahm sich vor, ihm aufs pünktlichste zu gehorchen, bis er sein Uebel los seyn würde; und in der That gelangte er bald wieder zu seinem natürlichen Zustande. Der Magen wurde besser, und die Symptomen der Krankheit waren in sechs Wochen verschwunden. Er nahm zu, und seine gute gesunde Farbe stellte sich wieder ein, ohne daß er irgend ein Medikament gebraucht hätte.

Als er sich vollkommen gesund fühlte, kam er seinem Arzte zu danken. Er wird gemeldet und vorgelassen. Nun frägt er Cottugno, ob er ihn wieder kenne? Der Arzt antwortet: nein; das sey aber nicht zu verwundern, bei der Menge Menschen, die er täglich sehe, sey es

ihm schwer, sich immer deutlich zu erinnern. Ich bin, sagte der Bauer, der arme Teufel, den Sie mit vier Worten gesund gemacht haben. Ich bin es, dem Sie befahlen, ohne Ihren Befehl nicht auszuspucken. Ich habe pünktlich gehorcht, und bin, wie Sie sehen, wieder gesund und stark geworden. Ich bringe Ihnen einige Casei Cavalli (Käse von Stutenmilch gemacht) und einige Schinken mit. Ich bitte sehr, Herr, daß Sie es annehmen. Dem Cottugno gefiel die Erkenntlichkeit dieses Menschen, und da er merkte, daß es den Mann kränken würde, wenn er sein Geschenk ausschlüge, nahm er es an. Ich sprach einst mit ihm von diesem Ereignisse, und fragte, ob es wahr sey? Ja! sagte er, ich habe nie leichter etwas verdient, und kein Geschenk hat mir je so viel Vergnügen gemacht. Diese Züge verdienten wohl, in die Geschichte der Arzneikunde eingerückt zu werden.

Der Doktor Gatti.

Der Ritter Gatti, der Arzneigelahrtheit Doktor, ist in Frankreich nicht nur als Arzt, sondern durch die Blatterneinimpfung, die er so häufig verrichtet, in Paris sehr bekannt. Er

ist ein Mann von Verstand, sehr liebenswürdig, und hat den besten Weltton. So viel Berühmtheit hat ihm die Achtung des toskanischen Hofes erworben, welcher ihm auch die Hälfte der Emolumente gelassen hat, die er als Professor der Medizin auf der Universität zu Pisa hatte.

Gatti hatte in seiner Jugend Neigungen, die von seinem Temperamente herrührten. Jetzt da die zunehmenden Jahre ihn kälter gemacht haben, sind ihm noch alle die von der Einbildungskraft abhängigen geblieben. In seinen Ausdrücken ist er höchst cynisch, nennt jedes Ding bei seinem rechten Nahmen, und erlaubt sich Sachen zu erzählen, die mehr als unflätig sind, ohne darauf zu merken, wer ihm zuhört.

Ich habe geglaubt, so umständlich seyn zu müssen, um den Leser mit dem Ritter Gatti bekannt zu machen, der, seitdem er wieder in Neapel ist, eine sehr große Rolle an diesem Hofe spielt. Die Reihe der gegenwärtigen Begebenheiten macht diesen Mann den Franzosen äusserst interessant, deren neue Konstitution keinen entschiedenern Feind hat als ihn. Als ich bei meiner zweiten Reise durch Italien in Neapel war, vernahm ich, er sey der Erste gewesen, der sich gegen die Revolution erklärt hatte; und das wunderte mich nicht, weil ich

den Hang kenne, der ihn zum Despotismus hinreißt.

Gatti hat den Großen beständig geschmeichelt, so auch Denjenigen, deren Reichthum oder Amt ihnen gestattete, ein großes Haus zu halten. Aus Wahl ein Schmarotzer, bezeigt er nur Achtung für Diejenigen, deren Tafel am leckerhaftesten und reichlichsten besetzt ist. Neben dieser Göttinn, der er unablässig opfert, huldigt er der Gewalt, der Größe. Daran liegt ihm wenig, ob derjenige, der diese vergängliche Vorzüge besitzt, sie mit Verstand, Rechtschaffenheit und Herzensgüte verbindet. Darnach frägt er nichts. Das Aeussere ist ihm alles, und lenkt seine gute Meinung, die so lange Stich hält, als das Wohlleben bei denjenigen, wo er aus und eingehet.

Gatti denkt überdem noch, nur das Volk sey glücklich, dessen Souverain sich ausschließend mit der Jagd beschäftigt. Allein hinter dieser anscheinenden Gleichgültigkeit gegen alles was um und neben ihm vorgeht, verbirgt er einen entschiednen Hang zur Intrigue. Seine Eitelkeit beredet ihn, das höchste Glück bestehe darin, mit Personen in Verbindung zu stehen, die sich durch Künste und Wissenschaften einen berühmten Nahmen gemacht, und mit solchen, welche Macht oder Einfluß in die Staatsangelegenheiten haben;

und er folgt den Eingebungen seiner Eitelkeit unbedingt, welches kein kleines Geschäft ist.

Gatti ist bei allen Gastmälern, allen Lustpartien, allen Arten Zeitvertreiben. Er macht regelmäßig zehn bis zwölf Besuche bei Vornehmen, Einheimischen und Ausländern, gilt gleich. Er ist die Seele aller Hofkabalen und aller Ministerintriguen. Obschon er klug genug ist, sich meist hinter den Kulissen zu halten, so ist er nichts desto weniger der Mittelpunkt, wohin alle heimliche Ränke führen, und von dem alle konvulsivischen Erschütterungen ausgehen, welche diesen Hof in Bewegung setzen, der sehr reich an kleinen Ereignissen ist. Da er durch den äußern Schein der Nichttheilnahme, den Theil, den er wirklich an Allem hat, zu verdecken glaubt, so hält er öffentlich, und immer zur rechten Zeit, der Trägheit und dem frohen Lebensgenusse Lobreden. Ich selbst habe ihn oft sagen hören, er zöge ein fein zubereitetes Essen, ein leckeres Gefrorne, der wohlausgesuchtesten Bibliothek, dem herrlichsten Musäo, und den prächtigsten Sammlungen, welche die Kabinette der Gelehrten oder Fürsten zieren, vor; und das ist in einer Rücksicht auch wahr. Er hat alles weitere Studiren aufgegeben, und lieset nur noch Zeitungen oder Pamphlete; und so muß es auch seyn, weil er seine ganze Zeit zwischen den Intriguen, und den

Zeitvertreiben, die ihn dazu führen, eintheilt. Er ist ein neuerer Alcibiades, der alle Laster seines Vorbildes hat, ohne seine Tugenden erworben zu haben.

Er praktisirt indeß immer noch die Medizin; doch erniedrigt er sich nicht, Leute des mittleren Standes in die Kur zu nehmen. Solche Kranke, welche weder reich, noch vornehm, noch mächtig sind, noch in besonderm Ansehen stehen, können für ihn entweder in Frieden genesen, oder sterben. Gatti's Rezepte werden auf das ihnen bestimmte Loos keinen Einfluß haben.

Gatti verdient sehr viel, und giebt sehr wenig aus. So alt er auch ist, und er muß jetzt wirklich über die achtzig seyn, durchläuft er Neapel zu Fuße. Weder dessen Größe, noch dessen schmutzige Straßen, noch die Gefahr, welcher die Fußgänger ausgesetzt sind, nichts hält ihn zurück. Er erträgt viel lieber alle diese Unbequemlichkeiten, ehe er das Geld für eine Equipage ausgiebt. Obgleich er reich genug ist, drei oder vier zu halten, so fährt er doch nur in andrer Leute Wagen, wo es ihm nichts kostet. Dann ist Gatti zufrieden.

Wenn man diesem Manne sein stetes Hofiren der Großen, seinen Hang zu Intriguen übersiehet; wenn man vergessen kann, daß er lieber das Schwein des Epikurs, als der neue

Anakreon seyn will; wenn man die Erschlaffung seiner Moral ihm nicht zurechnet, so findet man an ihm den angenehmsten Gesellschafter, weil er zugleich unterhaltend und unterrichtend ist. Die Wiedererinnerung von Menschen und Dingen, eine Menge Anekdoten, welche reichen Stoff zu Vergleichungen geben, gesunde Begriffe, aus welchen Licht und Klarheit hervorgehen kann, machen ihn dem Beobachter sehr schätzbar.

Unerwartete Antworten.

Während sich der verstorbene König von Schweden in Rom aufhielt, hatten sich Gerüchte in Ansehung dieses Herrn verbreitet, die nicht zu seiner Ehre gereichten. Die Römer waren nicht mit ihm zufrieden, weil er nicht häufig Feten gab; weil er die Meisterwerke ihrer Stadt nicht genug bewunderte; weil ihre Art die Sachen zu sehen und zu fühlen von der seinigen abwich; und weil die Römer, noch stolz auf einen Nahmen, den sie zu behaupten unfähig sind, nichts desto weniger ein Recht zu haben vermeinen, von allen Fremden eine bis zum Enthusiasmus erhöhete Bewunderung zu fordern. Kurz, die Stadt der Cäsarn, jetzt die Stadt der Priester, kann nur diejenigen extra=

gen, welche bei dem, was sie jetzt ist, zu vergessen im Stande sind, was sie war.

Wahr ist es, der König hatte sich einem Souverain unverzeihliche Unbesonnenheiten zu Schulden kommen lassen, welche einer Privatperson gewiß sehr verdienter Beschimpfung ausgesetzt haben würden. An einem Charfreitage, an welchem sich das römische Volk nur mit heiligen Ziererei beschäftigt, nur religiöse Farcen aufführt, und mit lächerlichem Eigendünkel seine Sünden beweint, während ein strenges Fasten beobachtet wird, und in dem Augenblicke, in dem eine lange Prozession vorüberzog, kam der König von Schweden, dessen Fenster offen standen, von seinen Hofleuten umgeben, auf den Balkon, und giebt dem großen Haufen, ohne alle Achtung für die Feierlichkeit des Tages und der Landessitte, das Schauspiel einer aus vielerlei Fleischarten bestehenden Mahlzeit. Diese öffentliche Beleidigung, welche der hohe Rang desjenigen, der sie sich zu Schulden kommen ließ, nicht entschuldigen kann, ist ein großer Fleck auf dem Andenken Gustaf III. Freilich verdient die Prahlerei, mit welcher die Priester und Mönche die Geheimnisse der katholischen Religion feiern, die Verachtung verständiger Leute; aber darf man auch das Gastrecht verletzen? Ist es recht, ist es klug, so den Sitten einer Nation, bei der

man Gastfreundschaft genießt, zu trotzen? und ist man es sich nicht selbst schuldig sogar die Irrthümer, der Religion und der Regierung eines Landes, an welches man keinen Anspruch zu machen hat, zu ehren? August II. König von Pohlen und Kurfürst von Sachsen, Karl XII. und der Zaar Peter I. würden sich bei ähnlicher Veranlassung besser betragen haben.

Diese Begebenheit wurde durch ganz Italien ruchtbar. Die Neapolitaner waren darüber höchst aufgebracht, und erwarteten diesen Herren von Thorheit zu Thorheit schreiten zu sehen.

Endlich kam er in dieser Hauptstadt an. So sehr man auch gegen ihn eingenommen war, so wurde er doch, weil er ein König, ein so seltnes Thier, schon als Reisender war, überall wo er durchgieng, sehr glänzend, und mit großen Ehrfurchtsäußerungen aufgenommen, die, wenn sie auf ihren wahren Gehalt zurück gebracht werden, mehr ein Beweis der Wirkung alter Vorurtheile, als persönlicher Achtung sind. Ferdinand bezeigte ihm ein sehr schmeichelhaftes Zuvorkommen, so daß es seiner Eigenliebe schmeicheln mußte, und das Dekorum, das man nie aus den Augen setzen muß, beobachtet wurde.

Der König von Schweden fand Vergnügen daran, den Vorgang der Revolution zu erzäh-

len, durch welche er aus einem Präsidenten eines freien Senates der Despote seines Königreiches geworden war. Ihre neapolitanischen Majestäten ließen ihm hierüber eine verbindliche Neugier merken, welche er auf den ersten Wink befriedigte. Die Erzählung begann so, daß sie die Erwartung aufs höchste spannen mußte. Als Gustaf da war, wo er mit dem Degen in der Hand, von seiner Garde und seinen Dragonern begleitet, in das Arsenal von Stockholm gieng, unterbrach ihn die Königinn, um zu fragen, was die Königinn von Schweden, diese ganze Zeit über, gemacht habe? Madame, antwortete er, die Königinnen von Schweden mischen sich nie in Staatsangelegenheiten; und nun setzte er seine Erzählung fort, als ob er nicht wäre unterbrochen worden. Aber Ferdinand rief aus: Ich sehe wohl, daß die Könige von Schweden klüger sind als die von Neapel. Sie haben auch ganz recht. Hast Du es gehört, Lehrmeisterinn?

Ferdinand lud seinen königlichen Gast zu einer prächtigen Jagd ein, und setzte die Stunde der Abreise fest. Gustaf erschien nicht. Die Stunde verstrich, und man sah sich genöthigt, Boten über Boten zu schicken, ihm zu melden, daß die Zeit schon seit zwei oder drei Stunden zur Abreise bestimmt gewesen sey. Endlich er-

schien Gustav. Da nun der arme Ferdinand die Jagd als das Wichtigste, was man in dieser Welt vornehmen kann, betrachtet, wollte er es seinen Gast empfinden lassen, daß er sie bloß seinetwegen angestellt habe. Der König schien von dieser Lieblingsneigung Ferdinands nichts zu wissen, und antwortete ihm ganz ernsthaft: Mein Bruder, Sie haben zu viel Aufwand eines Zeitvertreibes wegen gemacht, der sich überdem sehr wenig für einen Monarchen schickt, dessen Geschäfte doch gehäuft genug sind, um nicht so viel Zeit mit einer so unnützen Uebung zu verderben.

Die beiden Könige giengen eines Tages zu Fuße an dem Meerufer auf der Seite von Portici spazieren. Der König von Schweden war entzückt. Diese Aussicht ist auch wirklich eine der schönsten in Europa. Nachdem er eine Zeitlang alle Gegenstände genau betrachtet hatte, machte er die Bemerkung, Neapel könne leicht bombardirt werden, und ein feindlicher Einfall sey leicht zu bewerkstelligen. Ich nehme es über mich, sagte er, Ihre Hauptstadt mit meiner Flotte in zwei Stunden einzunehmen, und mich Ihrer Person, der Königinn und aller Ihrer Kinder zu bemächtigen. Ferdinand, von der üblen Gewohnheit hingerissen, erwie-

derte diese Rede mit einer plumpen Gebärde, welche er mit einem lange aushaltenden Pfeifen begleitete, und sagte: Siehst Du, Bruder, wenn ich es mir einkommen ließe, dieses Signal dreimal zu wiederholen, so würdest Du hundert und funfzig tausend Mann herzueilen sehen, die sich Deiner königlichen Person, Deiner Truppen und Deiner Schiffe bemächtigen würden. So beantwortete der König von Neapel die unerwartete Großsprecherei des Königs von Schweden mit einer eben so übertriebnen.

Ferdinand unterhielt eines Tages den König von Schweden von dem, was in einem kurz vorher gehaltnen Staatsrathe war beschlossen worden. Dieser fragte, wer die gewöhnlichen Mitglieder des Staatsrathes wären? Als er die Königinn dabei nennen hörte, rief er: Wie! die Königinn sitzt auch im Staatsrathe? — Sie hat den Vorsitz. In der That! Nur auf diesem Erdstriche kann es so seyn! Dieses Königreich muß von der Natur besonders begünstiget seyn, daß es Trotz dem Einflusse der Weiber in Regierungsangelegenheiten noch besteht. Wäre diese Schwachheit in Schweden im Gange gewesen, so wäre dieses

Reich schon längst über den Haufen geworfen worden.

Die Bemerkungen dieses Herrn, die Betrachtungen die ihm entfuhren, seine Antworten, alles wurde belauscht, aufgefaßt, gesammelt, und sogleich wieder ausgebreitet. Dies diente dazu, die erste Meinung, die man von ihm gefaßt hatte, zu seinem Besten zu ändern. Gelang es ihm nicht, jedwedem zu gefallen, so mußte man doch eingestehen, daß er Karakter und Verstand habe, und daß die Römer ihn verkannt haben müßten, um so übel von ihm zu urtheilen. Der König von Schweden hatte in der That viel Verstand; kein Fürst hat sich wie er, so kraftvoll und zierlich zugleich ausgedrückt. Wäre er nicht zu wortreich gewesen, so hätte er in dieser Gattung etwas leisten können. Die Königinn, welche schlecht von ihm erbauet war, hörte die Nachricht von seiner baldigen Abreise mit Vergnügen.

Von dem gerichtlichen Verfahren.

Es giebt auf Erden keinen Staat, wo die sowohl bürgerliche als Kriminal-Justizverwaltung so zusammengesetzt, und mit Formalitäten überhäuft wäre, als im Königreiche Neapel. In Kriminalfällen wird so viel Schreiberei erfordert, es muß ein solches Zusammentreffen

von Umständen vorhanden seyn, einen Beweis auszumachen, daß die Sentenz oft erst zwei auch drei Jahre, nachdem das Verbrechen begangen ist, gefällt wird; welches, mit Ausnahme weniger Fälle, dann schon ganz aus aller Menschen Andenken verloschen ist, wenn die Justiz es bestrafen läßt.

Es wird im Ganzen häufig über die Art geklagt, wie der Justiz in diesem Königreiche vorgestanden wird. Verschiedne Personen haben Verbesserungsplane eingereicht, die alle angenommen, und — vergessen worden sind. Das mußte aus einer ganz einfachen Ursache so kommen. Es ist ja unmöglich, alte eingewurzelte Mißbräuche abzustellen, ohne auf ihre hervorbringende Ursache zurückzugehen, und ohne diese ersten Ursachen mit allen ihren Folgen und ganzem Zusammenhange zu zerstören.

Die Menge der Gesetze, die Anzahl der bei dem Geschäftsgange eingeführten Formalitäten sind denen, welche Geld oder Kredit haben, ungemein günstig. Bei den Kriminalprozessen giebt die durch die Gesetze verordnete Langsamkeit, der Zeit oder der Protektion volle Wirksamkeit. Die Wirkung der ersten ist die natürliche Abkühlung der Gemüther, der Dolch der Rache wird abgestumpft, und dann führt sie Vergessenheit oder Gleichgültigkeit für Gegenstände herbei, die man nur noch in der Ferne

siehet, und endlich ganz aus dem Gesichte verliert. Die Protektion dient dazu, das Verbrechen zu bemänteln, durch gewisse Wendungen, die es in ein minder verabscheuungswürdiges Licht stellen, und leitet zur Nachsicht, gegen welche Niemand etwas einwendet. Ist der Verbrecher reich, oder hat vermögende Verwandte, so wird der Prozeß so in die Länge gezogen, bis die That vergessen ist. Dann wird in den Kanzleien und bei den Ministern intriguirt, welche, wenn sie die Sache aus dem Gesichte verlohren, die ihnen jetzt mit den mildesten Farben kolorirt vorgestellt wird, die Loslassung des Verbrechers unterschreiben. Er tritt wieder in die bürgerliche Gesellschaft ein, fährt fort lasterhaft zu seyn; und weil er der Straflosigkeit gewiß ist, begeht er mit kaltem Blute neue Missethaten.

Diese Mißbräuche sind allgemein bekannt und eingestanden. Der Hof, das Ministerium weiß sie, thun aber in der Welt nichts, ihnen abzuhelfen.

Der Grund dieser Trägheit ist folgender: Die Emolumente der gewöhnlichen Richter sind sehr mäßig; die Fortschritte des Luxus erschrecklich. Sie sind gezwungen, auf einem gewissen Fuße zu leben, Equipage zu halten; außerdem würden die Paglietti und ihre Klienten keine Achtung für sie haben. Diese Paglietti sind

eine Art Advokaten, deren Erwerb nach Maßgabe der Menge ihrer Schreibereien groß ist, und die Schreibereien, welche den Beklagten so sehr zu gute kommen, in Ansehung der Zeit, welche ihre Freunde dadurch bekommen, für sie zu wirken, sind dieser Menge Rechtsverdreher ebenfalls sehr ersprießlich.

Das Interesse der Richter, der Beisitzer, und selbst der Klienten erfordert es also, daß die Menge der Formalitäten der Konferenzen und Termine aufs möglichste vervielfältiget werde. Eine überdachte Untersuchung, eine halbstündige Sitzung wäre oft hinreichend, den Verbrecher des angeklagten Verbrechens zu überführen; dann fiele aber der Profit weg, man müßte sich dann mit einem mehr als mäßigen Honorar begnügen, und das wäre nun eben der allerseitigen Interessenten Sache nicht.

Aus den nehmlichen Ursachen werden bürgerliche Rechtsangelegenheiten mit ebenmäßiger Langsamkeit betrieben. Diesen Mißbräuchen auf eine feste und wirksame Art entgegen zu arbeiten, müßten die Richter bei einer schnellen Abfertigung nichts einbüßen, noch bei der Verzögerung der Sentenz gewinnen. Ihre Emolumente müßten ihren Bedürfnissen angemessen seyn. Es müßte festgesetzt werden, daß bei jedem Prozesse, der nicht in Jahresfrist beendigt würde, der Richter verhältnißmäßig von seinem

Honorar dabei verlöre. Wenn in einem Lande barbarische, gemißbrauchte, oder gefährliche Gewohnheiten eingerissen sind, so können sie nur durch entgegenwirkende Gesetze zerstört werden; da aber das persönliche Interesse die große Triebfeder menschlicher Handlungen ist, und wenig Menschen uneigennützig genug sind, die Gerechtigkeit diesem Interesse vorzuziehen, so muß man sich dieses allgemeinen Agenten bedienen, den Handhaber der Gesetze zu seiner Pflicht zu zwingen.. Der eingewurzelte Grundfehler, welcher in diesen Königreichen den Lauf der Justiz hemmt, hat mich auf diese Betrachtungen geleitet, die ich, wie ich glaube, nicht weiter ausdehnen muß, weil sie eigentlich nicht in dieses Werk gehören.

Sorrento.

Als ich das erstemal in Neapel war, hatte ich verschiedentlich Gelegenheit, in Sorrento zu seyn. Es hielt sich dort ein Engländer, mit dem ich Bekanntschaft gemacht hatte, auf, um seine Gesundheit wieder herzustellen.

Die Luft ist zu Sorrento weit gesunder wie zu Neapel. Die Ausdünstungen des Sal ammoniacum verderben hier die Luft nicht so, wie in der Hauptstadt und in den um dieselbe liegenden Oertern. Man hat öfters Beobachtungen mit

dem Aereometer angestellt, und dadurch ist es nun erwiesen, daß an keinem Orte in Europa die Luft so rein ist, als an diesem höchst angenehmen Orte.

Wenn man von Neapel nach Sorrento geht, führt ein zwischen dem Vulkan und den Appenninen angelegter Weg dahin. Dann kommt man in eine fruchtbare Ebne, die sich bis Sorrento erstreckt. Auf diesem Wege liegt Herkulanum, Pompeja, Stabia; Städte, welche Sylla zerstörte, und dann, nachdem sie wieder aufgebauet waren, durch einen Ausbruch des Vulkans im Jahre 79 der christlichen Zeitrechnung wieder gänzlich zerstört wurden. Wenn man auf der Höhe von Stabia ist, übersieht man weitläuftige prächtige Ländereien.

Wenn man über die Ruinen dieser unglücklichen Stadt hinaus ist, schifft man sich der Insel Reviliano gegen über ein, deren reizende Lage von allen Reisenden gepriesen ist. Dann kommt man zu Castellamar an, einer ziemlich großen, in einer Bucht gelegnen Stadt, welche auf der Mittagseite von Bergen eingeschlossen ist.

Zu Castellamar ist ein großer Zimmerwerft angelegt, wo auf Befehl des Generals Akton Schiffe von verschiedner Größe gebauet werden. Ich habe dort ein Schiff von vier und siebenzig Kanonen gesehen, und eine Fregatte, die zu

vierzig, sechs und dreißig Pfündern eingerichtet war; beide waren meist fertig.

Von Castellamar gieng ich zu Lande nach Vico, einer kleinen Stadt, die auf einem reizenden Hügel liegt, welcher an dem Fuße einer wie ein Amphitheater liegenden Kette von Bergen verschiedner Höhe ist, deren erhabenster nur vierzig Klafter über die Horizontalfläche des Meeres ist. Hier schifft man sich abermals ein, und wenn man die um Vico liegenden Klippen umfahren hat, kommt man in die Bucht von Sorrento, welche drei Meilen Breite hat. Die Ebne um die Stadt wird von Gebirgen, welche in halben Zirkeln liegen und mit vielerlei Holzarten bewachsen sind, eingeschlossen.

Die Ebne, in welcher Sorrento liegt, ist sehr reich, sehr fruchtbar, sehr angebauet, und voller kleinen weißen sehr hübschen Häuser. Die Gebirge, von welchen es eingeschlossen wird, gehen bis ans Meer, und enden mit einer Reihe perpendikulair liegenden Klippen, die ganz schwarz sind; sie bestehen aus Lava; außer auf der Morgenseite sieht man sehr zarte Steine, welche hier Piperines genannt werden. Die Berge, welche den halben Mond ausmachen, bestehen aus regelmäßigen Lagen Kalkstein. Die Einwohner bereiten daraus den Kalk, den sie nach Neapel verführen.

Soriento, oder Sorrento stützt sich auf die Klippen, welche die Bucht umgeben. Die Lage dieser Stadt ist so mahlerisch, daß ich keine wüßte, die so fähig wäre, dem Hange zum Dichten Nahrung zu geben. Indeß als ich in Sorrento war, konnte es sich keines einzigen Dichters rühmen. Es hat vierzehn tausend Einwohner. Die Luft ist hier sehr gesund, aber der Ort ist nicht schön, weil er so enge Straßen hat.

Was Sorrento zu einem entzückend schönen Aufenthalte machen würde, ist gute Gesellschaft. Die Spaziergänge sind ungemein schön und einladend. Sie sind alle schattigt, und haben die trefflichsten Aussichten.

Das Wasser zu Sorrento ist wohl das gesundeste was nur gefunden werden kann. Hier ist auch im ganzen Lande der einzige Ort, wo Milchereien wie in der Schweiz sind. Das Kalbfleisch ist vortrefflich, und wird sehr gesucht. Die Wiesen sind voller Kühe, welche, da sie die trefflichste Weide haben, Milch geben, von welcher Sahne und die wohlschmeckendste Butter gemacht wird. Wein und Früchte sind auserlesen. Dieses gelobte Land vereinigt in sich die Erzeugnisse verschiedner Himmelsstriche; und die Gebirge, womit es umgeben ist, schützen es gegen die beschwerliche Hitze, die man zu Neapel aussteht, machen auch die Temperatur einzig.

Sorrento hat seinen Nahmen von den Syrenen. Tasso ist hier geboren. Man muß sich nicht wundern, wenn er, bei einer lebhaften Einbildungskraft, durch den Anblick so vieler Schönheiten begeistert, der Stolz und die Wonne Italiens, die Bewundrung der Nationen und der Jahrhunderte, und endlich die Klippe wurde, an welcher seine schwachen Nachahmer scheitern. Nie trüben die schönen Gegenden um diese Stadt den Blick des Reisenden durch die Ansicht des Winters, oder einer durch große Hitze veranlaßten Dürre.

Der königliche Fanatismus.

Es hat Fremde gegeben, die, wenn sie die Königinn von Neapel nur zwei oder dreimal gesprochen haben, und darauf ihre Staaten verlassen, die allervortheilhafteste Meinung von ihr mit weg nehmen, und ihr eine Stelle unter den Philosophen anzuweisen eilen. Ehe man über ein gekröntes Haupt urtheilt, muß man folgende Wahrheit recht beherzigen: Derjenige, der die unumschränkte Macht in Händen hat, und sich immer zum Nachtheile des Volks, worüber er herrscht, entscheidet, kann nicht zu den Philosophen gehören. Die Geschichtschreiber haben diese Ehre nur dem Markus Aurelius erwiesen, der allein nur den wirklich erhab-

nen Vorsatz hatte, die Völker seines weitläuftigen Reiches glücklich zu machen, indem er ihnen ihre natürliche Freiheit wiederschenkte und ihnen eine Konstitution gab, welche ihr Glück dauerhaft gemacht haben würde. Julian, der so lange mit dem Nahmen Apostat geschändet ist, Julian, der endlich von neuern Philosophen, welche diesen Titel eben nicht verschwenden, für ihres Gleichen anerkannt ist, dieser Julian soll dieser Ehre theilhaftig seyn, welche Titus und Trajan ebenfalls verdienen.

Allein die Königinn von Neapel! .... Wir wollen die von ihren Fehlern, welche von der Schwäche der menschlichen Natur herrühren, nicht mit in Anschlag bringen; wir wollen die Nachsicht so weit treiben, sie ihr in Ansehung ihres Ranges, welcher sie der Schmeichelei aller die sich ihr nahen, aussetzt, ganz und gar verzeihen. Aber, zur Belehrung unserer Enkel und der Nachkommen, zum Schrecken der Potentaten, wollen wir uns der Fehler ihres Karakters, ihres Kopfes und Herzens erinnern. Sie allein hat alle die Laster in sich vereint, womit sich diejenigen ihres Geschlechts besudelt haben, welche zum Unglücke der Völker auf den verschiednen Thronen in Europa saßen.

Ist es denn wohl begreiflich, daß eine Frau, welche statt der Tugenden ihres Geschlechts, nur dessen Laster besitzt, welche statt Raisonne-

ment nur Geschwätz hat, die anstatt ihre Pflichten als Gattin, als Mutter, als Königinn zu erfüllen, sich verachtend und gleichgültig gegen ihren Gemahl, als harte Mutter gegen ihre Söhne, als Tyranninn gegen ihre Völker zeigt, eine Philosophin in der heutigen Bedeutung des Worts seyn könne?

Marie Karoline besitzt ein kleines, zu ihrem Gebrauche abgefaßtes Manuskript, welches die verschiednen Meinungen der Philosophen enthält; und wenn sie sich nun mit Personen zu unterhalten denkt, an deren Achtung und guten Meinung ihr etwas liegt, so bereitet sie sich dazu vor, indem sie in diesem ziemlich kurzen Memoire lieset, wodurch sie ihr Gedächtniß bereichert, ohne es zu überladen. Da sie überdem sich immer gefaßt hält, und die Fälle vorher weiß, so übersieht sie ihre Lektion, ehe sie selbige aufsagt. Darin liegt der Grund der Bewundrung, womit so viele Fremde sie angestaunt haben, und die sich nicht erhalten haben würde, wären sie in Neapel geblieben, oder wenn ihr Enthusiasmus ihren gestattet hätte, die Prüfung zu wiederholen.

Die Königinn von Neapel ist so wenig eine Philosophinn, daß sie vielmehr die Erste war, welche der plumpen Betrügerei der sogenannten Heiligkeit des 1788. verstorbnen Pfarrers Glauben beimaß. Sie suchte von seinen Reliquien

zu bekommen, und trug sie an sich. Wenn man mir einwürfe, daß sie durch diese Beipflichtung das Wohlwollen des Volkes gewinnen wollte, so würde ich antworten: man muß nicht durch Beitretung der Irrthümer die Liebe des Volks gewinnen wollen. Eine Königinn, welche ihren Unterthanen im Aberglauben vorangehet, und dem Volke das Beispiel davon giebt, hat die Absicht, die Unwissenheit fortzupflanzen, sie ewig zu erhalten, um sich ihrer Decke zu bedienen, sie in der Erniedrigung zu erhalten. So handelt die Philosophie nicht; und wenn es denkbar wäre, daß Marie Karoline einfältig genug sey, an das abgeschmackte Mährchen, dessen ich erwähnt habe, zu glauben, so ist es nicht weniger erwiesen, daß die Abwesenheit des gesunden Menschenverstandes sich nicht mit dem Lichte der Philosophie verträgt. Man hat schon gesehen, daß diese Dame Anfälle von Andacht hat, die sich nur zeigen, wenn sie Gram hat. Die Damen ihres Gefolges ahmen ihrem frommen vorübergehenden Eifer nach, so wie sie jenen zügellosen Orgien, welche sie sich häufig erlaubt, nachahmen. Sie beschäftigen sich ernsthaft, Statuen, oder deutsche, auch italienische Heiligenbilder zu schmücken, verneigen sich vor diesen Götzen, und singen ihnen zu Ehren chorweise Paters, Ave's und andre eben so vernünftige Sachen

ab. Diese Ziereteien dauern so lange der Gram oder die Angst anhält; sobald die Ursache nicht mehr statt findet, überläßt man sich wieder seiner gewöhnlichen Lebensweise mit dem gewohnten Eifer. Dieser häufige und schnelle Uebergang von der frechsten Zügellosigkeit zu der übertriebensten Andacht, die von der abgeschmacktesten Art ist, liegt nothwendig an der Schwäche der Organen; und die Schwäche war nie das Erbtheil der Philosophie.

Ich weiß, daß während der Regierung der Heiligen mit den Steinen, deren Lügenhaftigkeit ich mir die Mühe gegeben habe durch eine Erzählung zu verewigen, die Königinn ihr verschiedne Geschenke geschickt hat, und sich ihrem Gebete empfahl, ihr die Erfüllung ihrer Wünsche zu erflehen; sie war mißvergnügt, daß Cottugno dieses Weib entlarvt hatte. Priester, Mönche, Beguinen, alle die sich darauf verstehen, dem Volke die Augen zu verblenden, finden in Marien Karolinen eine Beschützerinn; sie unterstützt sie, thut ihnen Gutes, verehrt sie, und bittet sie endlich um ihre Fürsprache. Man hat sie oft vierzigstündige und neuntägige Gebete verordnen gesehen, in den Kirchen, welche in den Ruf der Wunderthätigkeit stehen. Sie schickt silberne Lampen, Meßgewänder und Altarornate. Was kann sie für eine Absicht haben, wenn sie so dem Aberglauben zollt?

Will sie den Seegen des Himmels für einen Staat erbitten, dessen Verfall ihr Werk ist? Will sie durch diese öffentliche Aeußerungen die Kindheit eines nur zu folgsamen Volkes ewigwährend machen; eines Volkes, welches gutmüthig genug ist, sich einzubilden, es müsse dem Beispiele seiner Beherrscher folgen? Welche auch ihre Absicht seyn möge, so enthüllt sie die Schwäche, oder die Härte ihres Karakters, vielleicht beides zugleich. Man weiß, daß die äußersten Enden sich berühren. Clovis, und Ludwig XI. hatten auch ihre Anfälle von Andacht; aber keiner von diesen Fürsten machte Anspruch auf den Nahmen Philosoph. Sie wollten den Menschen, welchen sie durch ihre Verbrechen zur Geißel geworden waren, etwas aufbinden; sie wollten gern den Himmel zum Mitschuldigen machen. Ihr Nachruhm ist verabscheuungswürdig.

Zu Neapel lebte ein alter Mönch vom Minimenorden; er war sehr alt, und hatte sich, ich weiß nicht wodurch, in den Ruf der Heiligkeit gesetzt. Dieser dem Kloster so einträgliche Glaube wurde durch seine Ordenskonfraters aufs angelegentlichste fortgepflanzt. Sie hatten ausgebreitet, daß die Plattmütze des Alten die Arbeit der Gebährenden erleichtere. Alles, was in Neapel nur einen Nahmen hatte, ließ das heilige Mützchen holen. Die Frauen, de-

ren kritische Zeit nahete, bedeckten sich damit. Sie rissen sich um diesen heiligen Talisman, welcher den Minimen eine Goldgrube geworden war. Man weiß, was der Glaube vermag. Ein kleines Körnlein dieser Kardinaltugend kann ja Berge versetzen; welches denn schwerer zu bewirken ist, als die Entbindung einer Frau. Man wird sich also nicht wundern zu vernehmen, daß dieses Plattmützchen Wunder that. Da der größte Theil derer, welche sich ihrer bedient hatten, glücklich entbunden wurden, so nahm der Ruf der Mütze immer noch zu, und die schnelle Genesung starker, gesunder Frauen kam auf ihre Rechnung. Was die betrift, welche unterlagen, je nun, diesen hatte der Glaube gefehlt, und die verdienten ja auch nicht zu leben. Ich weiß nicht, ob diese Posse noch fortwährt, aber ich glaube, daß vielleicht der Brodneid sie abgebracht hat, und daß das Mützchen durch den Strick irgend eines andern Mönchs abgelöset ist.

Dieser Aberglaube, so abgeschmackt er auch ist, dünkt mir doch in einem Lande verzeihlich, wo die elendeste Erziehung allgemein ist; allein, daß eine Königinn, welche diesen Mangel der Aufklärung nicht mit erfahren hat, welche alle menschliche Kenntnisse erschöpft zu haben vorgiebt, sich von der öffentlichen Thorheit mit hinreißen läßt, das empört und zeigt von Marien

rien Karolinens Geistesschwäche, ganz unwiderleglich. Als sie das letztemal ins Kindbette kam, ließ sie sich das wunderthätige Mützchen kommen, und trug es, zum großen Aerger andrer, sich in den nämlichen Umständen befindlichen Frauen, verschiedne Tage. Das wär den andern Weibern, die es Ihrer Majestät nicht abzufordern wagten, ein großer Herzensstoß.

Dergleichen Züge sind es nicht allein, welche einen Begriff von den Widersprüchen in dem Karakter der Koniginn von Neapel geben. Die, welche in den ersten Abschnitten dieses Werkes enthalten sind, haben ihr das Gepräge allgemeiner Verachtung aufgedrückt. Allein, wenn sie, ungeachtet der sorgfältigen Erziehung, welche sie genossen hat, sich doch zu dieser Art von Aberglauben herabläßt, der nur von der innern Bangigkeit, welche durch ihre Thaten gerechtfertigt wird, herrühren kann: kann man sich denn wundern, wenn Ferdinand, der nicht dieselben Vorzüge genossen hat, und nicht die nämlichen Besorgnisse haben kann, sich mit Reliquien bedeckt? Er trägt sie, wenn er auf die Jagd geht, wo man weiß, daß ihm oft junge Hamadriaden in den Weg kommen; und dann auch zur Zeit eines Ungewitters, da er dann seine Zimmer durchläuft, und ein kleines Glöckchen läutet, welches er von dem Hochaltar zu Loretto genommen hat; aber Ferdinand macht

auch nicht Anspruch auf die Ehre der Philosophie.

Reise nach Pestum.

Dieser Abschnitt ist nicht dazu bestimmt, alle die Alterthümer anzuführen, welche ich auf dieser achttägigen Reise, die ich in Begleitung zweier Alterthumskundigen that, besucht habe. Ich werde bloß die anmerken, welche einigen Bezug auf die innre Verfassung und auf die Sitten dieses Landes haben.

Wir mietheten zu dieser Reise zwei von den kleinen Kaleschen, die ich weiter oben beschrieben habe. Der Miethpreis dafür ist, wenn man sich ihrer außerhalb der Stadt bedient, drittehalb, höchstens drei Dukaten, für eine Kalesche, zwei Pferde, kurz für alles Zubehör; der Führer beköstigt sich selbst. Das beläuft sich den Tag auf 13 Livres französisch. Fährt man nicht aus der Stadt, so kostet es nur 7 Livres. Man kann diese Fuhrwerke sogar auch nur für einen halben Tag miethen.

Unser Weg gieng über Portici, dann durch das Dorf Resina, welches zwei Meilen von dieser Stadt entlegen ist, auch durch Torre del Greco und Torra della Nonciata. Der ganze Weg ist mit Landhäusern besetzt, welche reizen-

der durch ihre Lage, als durch den Geschmack und die Zierlichkeit ihrer Baukunst sind.

In der letzten dieser Städte besah ich die Gewehrfabriken und die Schießpulverfabrik. Da man dergleichen allerwegen antrift, und diese Fabriken weit hinter andre der Gattung in Frankreich zurückstehen, so führe ich sie bloß an.

Zwölf Meilen von Neapel befanden wir uns auf den berühmten Ruinen der unglücklichen Stadt Pompeja, welche im Jahr 79 der gewöhnlichen Zeitrechnung, unter der Asche des Vesuvius, bei einem schreckenvollen Ausbruche dieses Vulkans, vergraben wurde. Sie wurde 1784 durch Bauern, welche in der Gegend die Erde umgruben, um eine Maulbeerbaumpflanzung anzulegen, entdeckt.

Die graue Asche, welche die Städte Pompeja, Herkulanum und Stabia bedeckt, ist mit kleinen Stücken Bimstein, Kristall und Schörl vermischt. Wenn der König von Neapel die mit Wein bepflanzten Ländereien an sich kaufte, welche den Umfang dieser Städte bedecken, so könnte er sie ohne große Kosten in ihren ersten Zustand wieder herstellen. Aus den Theatern, den öffentlichen Gebäuden, und den in Herkulanum entdeckten Häusern ist alles Merkwürdige herausgenommen worden, und man hat sie, bis auf ein Theater, wieder verschüttet. Aber

in Pompeja sind viele Straßen frei geblieben, und man gehet jeẓt darin spazieren. Diese sind, wie die Straßen in Neapel, mit Lava gepflastert. Die Häuser sind noch in ganz gutem Zustande, und würden mit sehr geringer Ausbesserung bewohnbar werden.

In vielen Werken findet man Beschreibungen von dem was in diesen Städten gefunden, und in den königlichen Delicen zu Portici aufbewahrt ist, wo man es in den Gemächern und in den Höfen siehet; und nur ungerne widerstehe ich dem Vergnügen, aufs Neue die Beschreibung von dem was Pompeja enthält, zu machen. Ich will indeß bloß von den Kasernen sprechen, die allen Gebäuden dieser Art zum Muster dienen sollten. Zwei parallel laufende Mauern bilden einen Koridor; sie sind ungefähr fünf Fuß hoch; jede Seite ist in kleine Gemächer eingetheilt, welche einem, höchstens zweien Soldaten, dem Anscheine nach, zur Wohnung gedient haben. Diese Eintheilung ist unendlich gesunder und besser, als die von den neuern Baumeistern angenommene.

Bei der großen Menge Alterthümer, welche in Pompeja und Herkulanum entdeckt sind, hat man eine ansehnliche Anzahl Rollen gefunden, welche das sind, was die Alten Bücher nannten. Sie sind auch nach Portici gebracht worden. Gehörten diese Handschriften einer aufge-

klärteren oder lernbegierigern Nation, so würde man längst schon ihren Innhalt wissen; und vielleicht bestehen sie in jenen berühmten, für verlohren geachteten Werken. Nur eine Einzige Person beschäftigt sich auf Befehl damit, sie zu entziffern, und kaum ist man mit einem fertig, welches von der Moral handelt.

Auch hat man in einem Hause zu Pompeja ein Besteck mit chirurgischen Instrumenten gefunden, woraus sich schließen läßt, es habe einer Person gehört, welche diese Kunst trieb. Es that mir sehr leid, daß ich es nicht mit mir nach Paris nehmen durfte. Ich glaube daß unsre Gelehrten aus der Form dieser Instrumente schließen könnten, wie weit es die Römer zu den Zeiten der ersten Kaiser in dieser Kunst gebracht hatten. Da dieses Haus eines der ansehnlichsten der Stadt ist, so ist es vielleicht eine Wundarzneischule gewesen; oder ist von einem berühmten Wundarzt bewohnt gewesen, weil man sonst nirgends so viele Instrumente dieser Gattung gefunden hat. Als ich dies alles so betrachtete, gieng es mir nahe, es in dem Besitze solcher Menschen zu sehen, welche weder den Werth davon zu würdigen verstehen, noch Nutzen zur Vervollkommnung der der leidenden Menschheit so nützlichen und unentbehrlichen Kunst daraus zu ziehen wissen.

Als wir Pompeja verlassen hatten, nahmen wir unsern Weg rechts auf der Meerseite, von wo man die Insel Caprera sieht; da war es, wo der verhaßte Tiber sich hinbegab, wenn er im Stillen über den Untergang derjenigen Rechtschaffnen nachdenken wollte, welche Vaterlandsliebe mit Tugend verbanden. Auf der andern Seite sieht man die Apenninengebirge, welche mit Dorfschaften übersäet sind. Zwischen dem Wege, auf dem wir uns hielten, und zwischen den Gebirgen ist eine Ebne, deren ungleiche Breite auf sechs bis auf achtzehn Meilen abwechselt. Sie ist angebauet, könnte es aber noch besser seyn. Sie erstreckt sich bis Salerno, welches auf acht und zwanzig Meilen von Neapel entlegen ist.

Salerno ist wegen der Arzneischule berühmt, welche ehedessen diesen Nahmen führte. Es ist auch noch eine daselbst, die aber, vergleichungsweise mit der ältern, keiner Erwähnung verdient. Der Bevölkerungszustand dieser Stadt besteht in ungefähr zwölf tausend Seelen. Sie wird während der Messe, die jährlich dort gehalten wird, sehr besucht; es kommen viele fremde Kaufleute dahin. Es giebt hier einige Handlungshäuser; allein die Stadt ist häßlich und unreinlich, und nur die Metropolitankirche ist wegen einiger seltnen Stücke sehenswerth. Wir brachten hier die Nacht in

einem sehr unbequemen Hause zu, und unsre Leute genossen ein sehr schlechtes Abendessen, nach der in dem Abschnitte, welcher den Titel führt: über die Art in beiden Sizilien zu reisen, beschriebnen Art. Wir verließen diesen Ort noch vor Tage, um früh in Pestum anzukommen, welches vier und zwanzig Milien von Salerno ist.

Ich werde die Alterthümer welche in Pestum sind, nicht beschreiben, weil ich mir dieses Vergnügen gänzlich untersagt habe; und ich begnüge mich bloß anzuführen, daß die Sachen, welche diese uralte Stadt enthält, die schönsten und am besten erhaltendsten in ganz Europa sind. Insonderheit sind drei Tempel merkwürdig, deren Anlage sich noch vor dem schönen Zeitalter des Perikles herschreiben muß.

Obgleich die Ruinen von Pestum gegen zwei Meilen vom Meere entlegen sind, obgleich die am vollständigst erhaltnen Monumente noch wieder eine halbe Meile davon liegen, so kann man leicht schließen, daß sie an der Küste gebauet war. Noch siehet man die Spuren des Hafens, die großen Ringe, an welche die Fahrzeuge angelegt wurden, kurz, alles was anzeigt, daß es eine befestigte Seestadt gewesen ist. Der Pater Paoli hat viel über die Alterthümer von Pestum gesagt; allein der Plan dieser Stadt, welchen ich in Rom bei dem Ritter

Las Casas von Gips gesehen habe, ist ungemein richtig, und verdient die Bemerkung der Kenner.

Indem wir beschäftigt waren, den schönsten von diesen dreien antiken Tempeln, wovon ich gesprochen habe, zu besehen, hörten wir einen Bauer, der nicht weit von uns stand, zu seinem Kameraden sagen: Wie Schade, daß unser König so ein . . . . ist, der nicht einmal herkömmt, diese wunderschönen Sachen zu sehen! Ich bin überzeugt, daß wenn er herkäme, so sehr er auch ein . . . . ist, würde er befehlen, daß diese Stadt wieder hergestellt, und bevölkert werde. Sie ist schon der Mühe werth.

Die Anmerkung dieses Mannes in Rücksicht auf Pestum ist ganz richtig; aber es liegt wenig daran, ob Ferdinand dies thue oder nicht, wenn er nur veranstaltete, daß hier einige leidliche Wirthshäuser angelegt würden; wäre es auch nur ein einziges. Derjenige, der dieses unternähme, würde durch den Zufluß von Fremden, welche diese Denkmäler zu untersuchen kommen, sehr entschädigt werden. Man findet hier nur einen elenden Stall, keine Wohnung für Menschen, keine Betten; unsere Leute bereiteten uns eine Mahlzeit von dem, was wir selbst mitgebracht hatten.

Man kann die Nachlässigkeit einer Regierung nicht genug tadeln, welche einen von den Liebhabern des schönen Alterthums so häufig besuchten Ort besitzt, ohne Nutzen davon zu ziehen. Weiß man denn in Neapel nicht, daß der Zufluß von Menschen, welche diesen Ort besuchen, noch einmal so stark seyn würde, wenn man dort die erforderlichen Bequemlichkeiten anträfe, einem müden Reisenden, der oft erschöpft von dem beträchtlichen Wege ist, welchen er machen mußte, um die Schönheiten zu genießen, welche man hier und da in der Gegend von Pestum antrift, die jetzt öde und unfruchtbar geworden ist? Diejenigen, welche die Neugier hier herführt, sind genöthigt, sich die Nacht in Salerno aufzuhalten, und früh genug wieder dahin zurückzukehren, damit man es noch vor der Nacht erreiche, obschon es vier und zwanzig Meilen davon liegt, und man dort sehr schlechte Wirthshäuser findet.

Wenn man von Salerno nach Pestum reiset, ist der Weg funfzehn Meilen sehr schön, aber die letzten neun Meilen macht man durch einen Morast. Man muß über den Fluß Scelle setzen. Jenseit dieses unbeträchtlichen Flusses findet man das königliche Jagdrevier Pressano. Es ist dort ein Schloß für den König gebauet, wenn er in dieser Gegend jaget.

Unter den Ruinen von Pästum fließet ein Bach, dessen salziges warmes Wasser viel einbringen könnte. Allein dieser Bach, oder eigentlich, die Eigenschaft seines Wassers, ist der Regierung unbekannt. Einige Bauern boten uns silberne Münzen und Medaillen von Bronze und Kupfer an. Man kann deren zu sehr geringen Preisen haben, weil sie beim Pflügen der Erde gefunden werden. Fänden die Fremden in dieser Gegend ein ordentliches Unterkommen, so würde ganz ausgemacht gewiß ein sehr großer Nutzen für die Bewohner derselben daraus entstehen.

Ich übergehe mit Stillschweigen, was die Bibliothek und die Archive della Cava enthalten, welche ich bei meiner Rückkehr nach Neapel besuchte. Es liegt in einer kleinen ziemlich schlechten Stadt, deren Nahmen es führt. Sie kann ungefähr vier tausend Einwohner haben, und ist ein Bißthum.

Dreizehn Meilen von Salerno, und funfzehn von Neapel, liegt die Stadt Nocera. Sie hat auch einen Bischof, dessen apostolische Heerde sich nicht über zwölf tausend Seelen beläuft. Mit dieser Stadt endet die Provinz Citra. Wenn man aus Nocera kommt, betritt man die Provinz Labour. Wir ruheten in Portici einen ganzen Tag aus, um das, was dieses Schloß enthält, mit Muße zu besehen.

Ob man auf diesem Wege schon schlechte Nachtlager und Kost antrift, machten wir ihn doch mit Vergnügen, weil er von der höchsten Schönheit, und sehr volkreich ist. Von Neapel bis auf acht Meilen hinter Pestum findet man Stadt an Stadt, Dorf an Dorf, und Flecken, Schlösser und Landhäuser in Menge. Berge, Hügel und Thäler sind mit Wein und Oelbergen, Pomeranzen- und Citronbäumen besetzt. Die Aussichten sind über alle Beschreibung schön, und so künstlich geordnet, wie die in Herrn Torres Krippe. Je auffallender die Schönheit des Bodens ist, jemehr sticht das tiefe Elend der Einwohner der niedern Volksklasse dagegen ab, bei dessen Anblicke einem das Herz blutet. Ihre Kleidung, ihre Hütten, alles um und an ihnen, trägt das Gepräge einer fehlerhaften Staatsverwaltung.

Die Edikte.

Um sich einen richtigen Begrif, von der erstaunlichen Fruchtbarkeit des Erdreiches, der Königreiche Neapel und der beiden Sizilien zu machen, ist es hinreichend, nur einen Blick auf die unseeligen Edikte zu werfen, welche die verschiedenen Provinzen dieser Monarchie belästigen. Wenn Troz der unablässigen Anstrengung, womit man an die Zugrunderichtung die-

ses Staates arbeitet, er dennoch besteht; wenn immer noch, die Bevölkerung darin ziemlich stark ist, ob sie gleich nicht mehr der sechste Theil von dem ist, was sie vor achtzehn hundert Jahren war, so muß man gestehen, daß er es der Natur zu verdanken hat, die ihn mit einem Klima aussteuerte, welches gegen die Bosheit der Menschen, die nur an seiner Herabwürdigung zu arbeiten scheinen, die Probe besteht.

Außer der Regierung von Rom, giebt es keine in der Welt, welche dem Handel, der Industrie jeder Art, und insonderheit dem Ackerbaue, so hartnäckig Hindernisse in den Weg legte.

Ich spreche hier nicht von den abgeschickten und unmenschlichen Rechten, welche das Lehenssystem einführte. Allerwegen, wo in diesem Königreiche herrschaftliche Güter sind, liegt der Ackerbau, und die Erde bringt nicht den zehnten Theil der Erndten hervor, welche der Anbauer mit Recht von der Fruchtbarkeit des Erdreiches und der Güte des Klima's erwarten könnte. Da ich schon anderwärts von dem, was sich auf die Lehnrechte bezieht, gesprochen habe, so erwähne ich hier nur der Edikte, welche Gesetzeskraft haben, und von der Regierung ausgehen.

Diese geldbringende obrigkeitliche Verordnungen sind in Neapel wie in Rom unter den Nahmen Ankündigungen bekannt. Doch sind die zu Neapel nicht ganz so heillos, kommen ihnen aber doch sehr nahe. So tief die Wunden auch sind, welche das Feudalsystem diesen unglücklichen Provinzen geschlagen hat, kann man doch behaupten, daß wenn der neapolitanische Hof, seine Vernunft hinreichend anstrengte, die Ankündigungen abzuschaffen, der Theil des Königreiches, welcher dieser Landplage nicht ausgesetzt ist, in wenig Jahren wieder blühend werden, und an Bevölkerung zunehmen würde.

Die Grundbesitzer haben das unbillige Recht, den Preis aller Lebensmittel zu bestimmen. Die Regierung enthält sich dessen; aber der Modus welchen sie annimmt, ist wenigstens eben so willkührlich, und vielleicht noch gefährlicher. Sie untersagt die Ausfuhr einer Waare, läßt sie für ihre Rechnung aufkaufen, und verkauft sie dann zu viel höhern Preisen; ohne zu ahnden, daß dieser unrechtmäßige Gewinnst nur eingebildet ist, und daß sie verhältnißmäßig wesentlich durch den Schaden verliert, welchen das Verbot der Ausfuhr dem Wohlstande der Privatleute zufügt.

Diese Thorheit des Aufkaufens schränkt sich nicht bloß auf Getreide ein; sie erstreckt

sich bald auf Oel, bald auf Seide, und hängt von den Spekulationen der Minister und solcher Personen ab, welche Einfluß auf die Landesangelegenheiten haben. Der Gang der Regierung ist sich nicht gleich, sie ändert ihre Operationen ab; allein fest wie das Schicksal steht es, daß welcher Art diese Operationen auch seyn mögen, sie immer dahin abzwecken, der Freiheit des Handels neue Hindernisse in den Weg zu legen, und daß sie eine stete Verletzung des Naturrechtes sind. Man kann diejenigen, welche bei der Regierung obenan stehen, nicht damit entschuldigen, ihre Unwissenheit sey so groß, daß sie nicht das Uebel kennten, welches sie stiften, und ganz unfähig wären, die daraus entspringenden übeln Folgen zu berechnen. Es fällt ihnen nicht ein, daß der Nationalreichthum in dem Wohlstande der einzelnen Theile bestehen könne. Diese so einfache, so deutliche Ideen sind für die Minister Seiner Sizilianischen Majestät von der höchsten Abstraktion. Was ihnen nicht recht handgreiflich ist, das ist ihnen zu hoch. Nach dieser Methode quälen sie das Volk.

Zur Zeit der Erndte müssen die Eigenthümer, oder diejenigen, welche Meierhöfe oder andere Grundstücke zu verzinsen haben, eine

genaue Erklärung von der Aussaat und Erndte eingeben. Was dem Könige geliefert werden muß, und das, was auf die Märkte gebracht wird, wird nach dem couranten Preise angesetzt; die Kommis des Ministeriums, und ihre Unterbediente haben ihren Vortheil von der Schätzung und Verifikation, welche sie zu machen verbunden sind, drücken die Eigenthümer der Waaren, ohne daß diese sich über diesen Druck, den man den besten Anstrich zu geben sucht, beschweren dürfen.

Es besteht in den andern europäischen Staaten kein einziges untersagendes Gesetz, kein Mißbrauch, welcher nicht von dem hiesigen Ministerio angenommen, und mit Strenge ausgeübt würde; und bis jetzt ist kein Mittel versucht worden, diese Last, die nun unerträglich geworden ist, und in der That nur von Neapolitanern ertragen werden kann, zu erleichtern. Man sehe die Werke des Don Melchior Delfico, des Don Trajano Odazi, des Markis Palmieri und aller der Schriftsteller nach, welche über die Staatsverwaltung des Königreiches Neapel geschrieben haben, und man wird finden, daß ich weit entfernt die Sache zu übertreiben, mich vielmehr, in den Gränzen einer vielleicht übertriebenen Mäßigkeit

gehalten habe. Diese würdigen Mitbürger haben die Sache der ganzen Nation verfochten, welche nach der Abstellung der Mißbräuche des Despotismus seufzt. Sie tragen auf die Abschaffung des Feudalsystems an, aber man hat nicht auf sie geachtet, und sie werden wahrscheinlich nur an dem zum Erwachen der Vernunft bestimmten Tage, der auch vielleicht der der Rache seyn wird, ihren Zweck erreichen.

Die Zollgerechtigkeiten sind übermäßig, und die Verwaltung derselben ist so schlecht, daß der König in der That nur wenig von dem ungeheuren Ertrage der Bedrückungen, die in seinen Nahmen geschehen, einbekommt. Ich habe nie gehört, daß sich der Minister Akton mit einer so nöthigen Verbesserung beschäftigte. Und was für Gerechtigkeit läßt sich auch von dem Haupte einer Räuberbande erwarten? Dieser Mensch, der nur darauf ausgeht, Reichthümer zu häufen, Ehrenstellen an sich zu reissen; hat er sich wohl je um die Pflichten der verschiedenen Bedienungen, welche er bekleidet, bekümmert? In ihnen liegt sein verdammendes Urtheil. Wir wollen den Schleier, welcher die Wahrheit verhüllet, wegnehmen; sie erscheine in ihrem vollen Glanze, und die Werke

der

der Ungerechtigkeit, sollen zugleich auch dem verachtenden und zermalmenden Blick der Nachkommen ausgesetzt werden. Weit entfernt, daß Akton zu der Abstellung der Mißbräuche wirken sollte, muß man ihn, als den ersten Urheber aller im Königreiche bestehenden Monopolien betrachten. Dieser Mann, der zugleich den schwachen Monarchen, der ihn duldet, und das Ministerium, welches er unwerth ist zu bekleiden, beschimpft; dieser Mann, sage ich, ist der Erste, der habsüchtigste und unverschämteste Getreideaufkäufer. Er treibt schamlos seinen Handel mit dem Schweiße des Landmanns, und weidet sich an den Thränen trostloser Witwen, und den Seufzern der hülfsbedürftigen Waisen.

Auch ist es ein großer Fehler in der Finanzverwaltung, daß die Lebensmittel mit so mancherlei zusammenfließenden Abgaben belegt sind. Da werden Ausfuhr- und Einfuhrtaxen bezahlt. Es liegen Abgaben auf die Backstuben, die Fleischscharren; sie sind so häufig und mannigfaltig, daß man Hallers Gedächtniß haben müßte, wenn man bloß die Nomenklatur davon im Kopfe behalten könnte.

Und alle diese Auflagen fallen aufs Volk; auch sind sie verschiedene male die Ursache der

Aufstände in der Hauptstadt gewesen, und dienten den Elenden zum Vorwande, die, da sie nichts zu verlieren hatten, bei einer Regierungsveränderung gewinnen mußten. Der Aufstand, welcher 1647 zu Neapel war, dessen Anstifter und Haupt Mazaniello war, und durch welchen beinahe ein gänzlicher Umsturz der Monarchie bewirkt worden wäre, hatte keinen andern Grund, als eine von der spanischen Regierung auf Korn und Früchte gelegte neue Auflage; denn dieser ist, nach den Makaroni's, das vornehmste Nahrungsmittel des gemeinen Mannes.

Die Antworten, welche Ferdinand dem Leopold, und auch dem Kaiser Joseph II. gab, waren mehr anzüglich als wahr, obschon sie einen großen Sinn enthielten. Damals wußte dieser Monarch aber noch nicht, daß so viel Neapolitaner emigriren, und nicht nach Toskana, sondern nach verschiedenen andern Gegenden hin flüchten. Er wußte nicht, daß seine Schwäche ihn um die Liebe seiner Unterthanen bringe, welche ihn weder achten noch fürchten; und daß sie ihm seine Reisen in fremde Länder zum Vorwurfe machten, weil er eigentlich seine eigne Länder zuerst hätte bereisen müssen, deren Bedürfnisse und Hülfsquellen ihm ganz unbekannt sind. Warum ließen denn aber die Nea-

politaner einen Widerwillen blicken, als ihr König abreisete? Man kann voraussetzen, daß ob es ihnen gleich an dem Scharfsinne fehlt, der aus der Aufklärung entspringt, sie vom Instinkte geleitet wurden; daß sie fühlten, diese Reise sey in Absicht der Kosten, welche sie veranlaßte, eine druckende Ueberlast mehr für sie; überdem, da sie dem, der sie unternahm, weil er sich so wenig dazu vorbereitet hatte, den daraus zu erwartenden Nutzen nicht bringen konnte.

Ende des ersten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gorani, Giuseppe,

Geheime und kritische Nachrichten von Italien nebst einem Gemälde der Höfe, Regierungen und Sitten der vornehmsten Staaten dieses Landes

Bd.: [1]

Frankfurt und Leipzig (1794)

Ital. 197 n-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10078192-2
VD18 90194357